Rainer Schepper

Gott beim Wort genommen

Das Alte Testament auf dem ethischen Prüfstand

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Horst Herrmann

Rainer Schepper · Gott beim Wort genommen

Rainer Schepper

Gott beim Wort genommen

Das Alte Testament auf dem ethischen Prüfstand

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Horst Herrmann

verlagswerkstatt

© by verlagswerkstatt, b. klingler & e. soehnel GbR
kastanienweg 292, d-88260 argenbühl-christazhofen
ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Umschlag: Brigitte Klingler, Christazhofen
Layout, Satz & Produktion: verlagswerkstatt GbR
Druck: Druckerei Otto, Konstanz
Binderei: Großbuchbinderei Moser GmbH, Weingarten
PRINTED IN GERMANY
Verlagsauslieferung NORD und FNL:
Anares Nord, Otto-Heise-Str. 2, 31319 Sehnde-Ilten
Verbindlicher Verkaufspreis DM 39,80
ISBN 3-928448-07-2

Die Deutsche Bibilothek - CIP-Einheitsaufnahme

Schepper, Rainer:
Gott beim Wort genommen: Das Alte Testament auf dem ethischen Prüfstand / Rainer Schepper. Mit einem Vorw. von Horst Herrmann. - Argenbühl-Christazhofen: Verl.-Werkstatt, 1993
ISBN 3-928442-07-4

Inhaltsverzeichnis

Choros 8
Liebet eure Feinde 9
Vorwort 11
Kennen Sie Gott? 15
Prolog 21
Genesis
Evas emanzipatorische Tat 24
Gott diffamiert Kain 28
Göttliche Teufeleien 29
Der erste Jurist 36
Handelsobjekt Weib 45
Der erste Theologe tritt auf 51
Exodus
Vom Nil zum Sinai 69
Wüstengesetze 83
Levitikus
Ein Volk wird gezähmt 93
Numeri
Die grosse Strafkarawane 103
Deuteronomium
Zuckerbrot und Peitsche 116
Josue
Die Eroberung 123
Richter
Der Generalstab Gottes 131
Gottes Moralvorstellungen 137
Ruth
Ein wenig Menschenfreundlichkeit 143
Samuel I.
Die todbringende Gotteslade 146
Unaufhörliches Gemetzel 150
Der missratene König 156
Samuel II.
Mordgeschichten 163
Könige
Sündhafter Wohlstand 174
Spektakuläre Sonderveranstaltungen 183
Prophetenkunststücke 189
Chronik
Gotteslob und Schädlingsbekämpfung 204

ESDRAS
DIE EINMANN-INSZENIERUNG 206
NEHEMIAS
MIT EISERNEM BESEN 210
TOBIAS
SCHWALBENDRECK UND FISCHGALLE 212
JUDITH
DIE HEILIGE SÜNDERIN 218
ESTHER
DIE SCHÖNHEITSKÖNIGIN 225
MAKKABÄER I.
DIE TOTEN ZÄHLEN NACH TAUSENDEN 233
MAKKABÄER II.
ABSTINENZLER BRATEN IN DER PFANNE 237
JESAJA
FLÜCHE UND VERWÜNSCHUNGEN 241
JEREMIAS
GOTTGEFÄLLIGE HASSGESÄNGE 250
KLAGELIEDER
TRÄNEN SOLLEN RINNEN 261
BARUCH
VERRÄTERISCHE FORMULIERUNGEN 262
EZECHIEL
WÜTENDE SCHMÄHREDEN 263
DANIEL
IN DER LÖWENGRUBE 274
HOSEA
EIN FRAUENSCHICKSAL 284
JOEL
DER HERR BRÜLLT VON SION HER 289
AMOS
DER GÖTTLICHE HOLOCAUST 291
ABDIAS
AUSGEROTTET FÜR EWIGE ZEITEN 294
JONAS
UNTER DER RIZINUSSTAUDE 295
MICHÄAS
DER INTEGRE MANN 300
NAHUM
MAN FÄLLT ÜBER LEICHEN 303
HABAKUK
VOR IHM HER GEHT DIE PEST 305
SOPHONIAS
WEGRAFFEN MENSCH UND VIEH 306

AGGÄUS
MEIN IST DAS SILBER UND MEIN DAS GOLD 309
ZACHARIAS
ICH SCHLAGE DEN HIRTEN 311
MALACHIAS
FREVLER UND ÜBELTÄTER 314
PSALMEN
FÜRCHTEN MUSS SICH DIE GANZE ERDE 316
DAS HOHELIED
MEIN TÄUBCHEN IM FELSENGEKLÜFT 324
SPRÜCHE
IM RÜSSEL DES SCHWEINS EIN GOLDENER RING 327
JESUS SIRACH
DEM UNKEUSCHEN MUNDET JEDES BROT 337
JOB
MEIN LEBEN WIDERT MICH AN 345
PREDIGER
ALLES IST EITELKEIT 371
WEISHEIT
AN IHREN FRÜCHTEN WERDET IHR SIE ERKENNEN 380

LITERATUR 389

Choros

Antworte, Moira, dem Staubkorngeborenen,
die du in Dunkel und Nacht dich birgst,
Welten erschufst und die Bahnen des Kosmos lenkst!

Warum nur leben und sterben wir?
wanken und straucheln, Geschlecht auf Geschlecht,
qualvoll dahin an des Todes Rand?
Warum erfüllst du mit Sehnsucht das Herz,
setzest uns, nimmer erreichbar, ein Ziel,
schleuderst den Wanderer jäh in die Tiefe
grade beim ersten versuchenden Schritt?
Bist du ein boshafter Dämon,
schaffst du dir Wesen zu heitrem Scherz,
Wesen zum Spiel,
Wesen zum Quälen,
Wesen aus Lust am Töten?

Gustaf Fröding (1860-1911)
deutsch: Erich Nörrenberg (1884-1964)

Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Matth. 5,44

Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen; segnet die, so euch verfluchen, bittet für die, so euch beleidigen.

Luc. 6, 27 - 28

Der Verfasser erwartet
von allen Christen, die dieses Buch lesen,
Liebe, Segen, Wohltaten und Gebete.

Wer sich über die Bibel nicht empört, kennt sie nicht.

Franz Buggle

Man lese die Bibel selbst und frage sich, ob es nicht sie selbst ist, die das religiöse Gefühl verletzt, und weniger derjenige, der sie referiert.

Franz Buggle

(Denn sie wissen nicht, was sie glauben – S. 33 und 231)

Vorwort

Die Heilige Schrift? Seit einiger Zeit darf sie, gewiß, gewiß, unter römischen Katholiken millionenfach verbreitet und alles in allem sogar straffrei gelesen werden. Immerhin ist ihr Text – oder was die Wächterherren da oben gerade mal dafür halten – im Verlauf weltweiter Kolonialisierungs- und Missionierungsstrategien in alle Sprachen übersetzt, als bischöflich genehmigtes Luther-Surrogat auf das modischste Niveau gebracht. Für ein paar Jahre wird dieses Lese-Früchtchen der Ökumene halten.

Schicke Ausgaben allerorten, zumindestens Subskription, Goldschnitt, Lesebändchen, ein Buch fürs Feine, als wohlfeiler Ersatz fürs Familienstammbuch von Generation zu Generation gereicht, wegen ihres Übergewichts dienlich auch als Presse für Jung-Botaniker, Blätter-, Gräsersammler.

Im Vergleich zu den Texten der Zeit wird das selbsternannte Buch der Bücher jedoch kaum gelesen, wenig gelebt, erst recht nicht bedacht. Tot wie die Kirche, die sie vertreibt, ist sie, die Bibel, vor allem das Alte Testament, mit dem der Antisemitismus der Christen seit je seine liebe Not hatte.

Das heilige Buch ist bereits, "Jahre der Bibel" hin oder her, ein hinlänglich totes Buch. Was durchschnittliche Gläubigkeit mit ihm anfangen kann, geht auf die Sonntagsschulen und -predigten der ehemaligen "Volkskirche" zurück. Die Reduktion des Alltags tat längst ihr Werk, die Abstimmung mit den Augen wirkte perfekt, die Spätphase einer Buchreligion ist eingeläutet, das Leben geht vorüber.

Man lasse sich, Probe aufs Exempel, ruhig vom erstbesten Nächsten dessen Schrift zeigen, die heilige, und suche die Ausgabe geduldig auf Gebrauchsspuren ab. Fettflecke, Reste von Marmelade, Zigarrenasche, Cognac? Eselsohren gar, angestrichene Stellen, abgegriffene Seiten, angestrengte Abschnitte wie nebenan bei Lessing und Goethe? Fehlanzeige. Wer überhaupt noch stramm liest, zählt zu den engsten Zirkeln der Erweckten,

Erweckungsbedürftigen, Heilsegoisten. Kids ziehen Gameboys vor. Rette deine Seele?
Von den Inhalten ganz zu schweigen: Wer kennt alle Namen, Daten, Fakten der sogenannten Heilsgeschichte? Wer weiß wirklich was von Aggäus, Sophonias, Habakuk? Wer schafft höchstens noch Adam, Eva, Jesus? Ich mache schon lange keine Probe mehr. In den Lehrveranstaltungen sitzen ein paar hundert Weltkinder vor mir mit Abitur, das heißt auch mit dreizehn Jahren staatlich verordnetem Religionsunterricht auf dem Buckel. In ihren Köpfen und Herzen findet sich nichts von biblischer Bedeutung.
Dabei kam die List nicht abhanden: Bibellesen wird jetzt, mit Verlaub, dem Volk da unten, den Nichtstudierten, Angepredigten, Dummgehaltenen geradezu empfohlen. Die Ketten der biblischen Prachtexemplare sind gefallen, der höhere Klerus beugte sich mal wieder dem Zeitgeist und gab wenigstens dieses Buch-Heiligtum frei. Gelesen werden soll schon, doch exklusiv: in den offiziell gereinigten Ausgaben und Übersetzungen. Die unterschlagen zwar die Tatsache, daß nichts gereinigt ist, was hätte gesäubert werden müssen. Die scheinen nichts von den mindestens 250 000 Textvarianten der Bibel zu wissen.
Doch gelten sie als Objekte für allerlei edelsteinbesetzte Evangeliare, die Kirchenfürsten noch heute in ihren Domen und Kathedralen vor sich hertragen lassen, beweihräuchern und besingen. Wer ein Verhältnis zu Schrift, Text, Buch hat, weiß, wie gründlich die Verehrung eine Literatur tötet.
Erstorbene Literatur ist freilich gefragt. Hirten weiden am liebsten leseunwillige, denkfaule, todmüde Schafe. Der Bibel, meinen sie, nähert man sich, wenn überhaupt, am tunlichsten mit Augen, die vom Weihrauch tränen. Denn ist Lesen auch nur wenig mehr als fromme Augenübung, kommt gerade der Bibelleser in Schwierigkeiten. Wer gar – wie Rainer Schepper – den Versuch wagt, mit weit offenen Augen ins Heilige Buch zu schauen, begibt sich in glaubenstödliche Gefahr. Wer riskiert, gerade dann seine Menschlichkeit nicht auszublenden, wenn er sich der "Heiligen Schrift" nähert, wer über das Gelesene, ihm von Kirchenfürsten Zugemutete noch nachzudenken in der Lage ist, wer Vergleiche anzustellen fähig bleibt, Vergleiche zwi-

schen dem vorväterlichen Text der Bibel und, beispielsweise, dem Menschenrechtsbewußtsein der Gegenwart, der muß notwendig zu Resultaten gelangen, die zurückschlagen auf die Prediger und ihren Text. Selbst der "liebe Gott" der Amtskirchen sieht sich plötzlich klareren Augen, Köpfen, Herzen ausgesetzt; das bekommt ihm offensichtlich nicht.

Keine Mißverständnisse: Ich bin überzeugt, daß sich immer Kleriker fanden, die so gut wie wir wußten, was Sache war. Sie hatten erkannt, daß die Bibel zum einen auf weite Strecken hin ein höchst inhumanes Buch ist, das Texte vorträgt und feiern läßt, die zu den verderblichsten gehören, welche sich Männerhirne je ausdachten. Texte zum andern, die von "Liebe Gottes" strotzen und glänzend geeignet sind, Schafe am Denken, Weiterfragen, Hinter-die-Kulissen-Sehen zu hindern – und damit jede Hirtenmacht und -willkür biblisch zu legitimieren. Die grundsätzliche Verachtung Andersdenkender beispielsweise, die Straf- und Lohnideologie in Himmel und Hölle, die Ablehnung aller demokratischer Gepflogenheiten in der wahren Kirche, die inhumanen Moral- und Rechtslehren der Catholica.

Es läßt sich ja der Bibel gewiß vieles vorwerfen, für den Zölibat ist sie ebensowenig verantwortlich wie für das Verbot der Empfängnisverhütung. Davon weiß ihr Gott erst, seit ihn sein Stellvertreter auf Erden aufklärte.

Kirchenfürsten scherten sich nie um die Konsequenzen. Sie mußten das gefährliche Wissen über die Möglichkeit, die Schrift machtbewußt und interessengelenkt zu deuten, strikt für eine Experten-Klasse (Geweihte, Studierte) reservieren; es durfte ebenso wenig wie die Information über den biblischen Blutdurst unter keinen Umständen nach unten durchdringen. Das liebe "Volk Gottes" blieb auf Fensterpredigten beschränkt; es findet sich, seit ein paar Jahrzehnten, in dieser Eigenschaft in Konzilstexten wieder.

Die amtliche Kirche gab sich nur am Rande mit derlei ab. Sie hatte wichtigeres zu tun: Sie schuf mit Hilfe willfährigster Theologen ("Exegeten") einen Wust an Kommentaren, Auslegungen, amtlichen und halbamtlichen Vorausinterpretationen der Bibel; alles in allem genug Material für den Müllhaufen der Geschichte. Wer sich selbst ans Werk machte und begann, mit eige-

nen statt mit fremden Augen in die Heilige Schrift der Christen zu blicken, hatte bis vor kurzem keine Chance gegenüber dieser Zunft. Gern sah die Expertenschar nie, wenn sich Unbefugte in ihr Geschäft mischten. Die Zunft wachte eifersüchtig über die Bibel, ihren Brotberuf: Wer die Zeit erübrigen konnte, wer auch das Geld zum Studieren bekam, wer sogar "berufen" zu sein glaubte, machte sich auf Kanzel und Katheder über die Schrift her; die Folgen sind demnach.

Man muß – etwa beim Universitätsstudium – erlebt haben, was jene Exegese auf katholisch bedeutet, die der vatikanischen Bibel-Phraseologie in nichts nachsteht. Sind Prälaten an Machterhalt interessiert (woran sonst?), finden sie noch immer die "richtigen" Wegbereiter unter den Schultheologen, auch unter bundesdeutschen Verhältnissen. Gerade die sogenannte wissenschaftliche Exegese ist gelenkt, denn die Maulkorbexistenz der Bibelausleger verlangt dies, und nur dies. Fragestellungen sind daher vorgeschrieben, die Angstgrenze der sogenannten Forscher, die nie ein Wort zuviel verlieren, aber hundert zuwenig.
Das sogenannte Dogma lief der Bibel längst den Rang ab, legte hausgemachte Probleme vor und forderte gebieterisch nach "vertretbaren" Lösungen. Im Klartext hieß das: Ihr Forscher, sucht nach passenden Bibelstellen, unterschlagt andere, legt aus, interpretiert hin und her, verschluckt alles Gegenteilige, Unpassende, Gefährliche, dreht und wendet jeden Stein, bis er ins Gefüge der offiziellen Ideologie paßt ...
Auf die Dauer konnte das nicht gutgehen. Kein Wunder, daß in den letzten Jahren mehr und mehr Nichtfachleute sich einmischen; ich nenne unter diesen Rufern in der Wüste Franz Buggle ("Denn sie wissen nicht, was sie glauben") und Weddig Fricke ("Standrechtlich gekreuzigt"). Jetzt nimmt Rainer Schepper Gott beim Wort. Ich weiß, daß die Experten nicht reagieren werden. Solche "Laien" sind unter Christen nicht einmal eine Entgegnung wert. Aber lesen – und ihre persönlichen Folgerungen ziehen – können sie und die vielen anderen Leserinnen und Leser, die ich diesem Werk wünsche, mittlerweile ohne den Segen von oben. Es ist Zeit, daß sich Menschenverstand gegen bloße Offenbarung durchsetzt.

Prof. Dr. Horst Herrmann

Kennen Sie Gott?

Kennen Sie Gott? Und wenn Sie meinen: ja; kennen Sie ihn wirklich? Gemeint ist jener Überzeitliche und Überweltliche, der den Menschen als Schöpfer des Himmels und der Erde gilt, jener Höhere, ja Allerhöchste, dem der Volksmund den Beinamen "der liebe Gott" verliehen hat, den fromme Leute den "Herrgott" zu nennen pflegen. Kurzum, die Rede ist von jenem Gott, der für uns alle verpflichtend ist, weil er in der Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland seinen Thron aufgeschlagen hat; denn in Verantwortung vor ihm, so steht dort zu lesen, hat sich das deutsche Volk dieses Grundgesetz gegeben.

Kennen Sie diesen Gott? Und wenn ja, woher? Es gibt, wie Sie wissen, verschiedene als Großorganisationen über den ganzen Erdball verbreitete einschlägige Auskunfteien, in denen Sie vieles über ihn erfahren können. Während der Öffnungszeiten, besonders an Sonn- und Feiertagen, können Sie sie aufsuchen und Auskunft über Gott erhalten. Da gibt es die römisch-katholische Auskunftei mit ihren unzähligen Filialen. Sie ist die bestorganisierte und mächtigste von allen. Oder Sie wählen eine protestantische Auskunftei, deren es verschiedene voneinander abweichende gibt, so die lutherische, die reformierte, die calvinistische, um nur drei von vielen zu nennen. Sie alle bezeichnen sich als christlich, beziehen ihr Informationsmaterial hauptsächlich aus überlieferten Schriften, teilweise auch – wie Märchen und Sagen es tun – aus mündlicher Überlieferung, sind jedoch sämtlich nicht in der Lage, eine unmittelbare Verbindung zu Gott herzustellen, es sei denn die eingebildete im sogenannten Gebet, auf das jedoch göttlicherseits niemals eine Antwort, jedenfalls keine formulierte Antwort, gegeben wird. Gott hüllt sich in Schweigen und Unsichtbarkeit; er scheint nicht bereit zu sein, die Aussagen seiner Auskunfteien, und sei es auch nur durch die Bezeugung seiner bloßen Existenz, im Beweis zu bestätigen. Gottesbeweise gibt es nicht. Somit können sich die christlichen Institutionen nicht auf Wissen und Kenntnis in Sachen Gott berufen, sondern lediglich an ihn glauben und diesen Glauben verkündigen. Was aber ist von einer Auskunftei zu hal-

ten, die lediglich sagen kann: "Ich glaube" und dieser Aussage keine Gewähr zu verschaffen imstande ist durch die Bestätigung, daß sie Sicheres wisse? Würden Sie im alltäglichen Bereich des praktischen Lebens eine solche Auskunftei in wichtigen Dingen zu Rate ziehen? Was würden Sie etwa von einer Reiseauskunft halten, die Ihnen weder Zeit noch Ziel Ihrer bevorstehenden Reise anzugeben wüßte, sondern lediglich versichern könnte, daß sie selbst an die von ihr erteilte Auskunft glaube, für die es jedoch eingestandenermaßen keine Gewähr gibt. Müßten Sie eine derart unzuverlässige Auskunft nicht für phantastisch oder gar betrügerisch halten, besonders dann, wenn Sie obendrein noch dafür zu bezahlen hätten? Würden Sie eine Entscheidung, zumal eine wichtige Entscheidung, auf Grund einer derartigen Auskunft treffen wollen? Um noch einmal zu fragen: Kennen Sie diesen Gott, auf dessen Namen Sie vermutlich getauft wurden, sofern Ihnen Ihre Eltern die Zumutung nicht erspart haben sollten, schon als unmündiges Kind lebenslang insofern entmündigt zu werden, als Taufe, Sakramente und Einsegnungen den jungen Menschen religions- und glaubensmäßig langfristig verpflichtend festlegen. Sind auch Sie in einer jener Auskunfteien durch sakralen Akt auf einen Glauben eingeschworen worden, dem Ihre Eltern huldigten, oder den sie vielleicht schon längst aufgegeben hatten, ohne den Mut aufzubringen oder das Risiko eingehen zu können, sich als Apostaten zu erkennen zu geben?

Wenn Sie Gott, was vermutet werden darf, eingestandenermaßen nicht kennen oder ihn nicht anders kennen denn von Hörensagen als den "lieben Gott", so sollten Sie sich als denkender Mensch und kritischer Bürger einer sich freiheitlich verstehenden Gesellschaft um eine Enträtselung bemühen oder doch wenigstens zu erforschen oder zu erfragen suchen, wer und wes Geistes Vater er sei. Solches ist freilich nur möglich an Hand jener Bücher, die die frühesten Bezeugungen über ihn enthalten. Wer hat das bisher getan? Die Menschen nehmen Tradiertes meist unbesehen und unreflektiert als gegeben und unabänderlich hin. Dafür gibt es ein nahezu unglaublich erscheinendes Beispiel aus der jüngsten Geschichte. Einer der größten Zerstörer der Menschheit in neuer Zeit schrieb zu Beginn seiner poli-

tischen Laufbahn ein Buch, in dem er seine Absichten und Methoden, vor allem seine Gedanken und sein Denken rückhaltlos offenlegte. Jenes Buch nannte er "Mein Kampf". Es fußte auf der Tradition nationalistischer und rassistischer Ideologie. Wenige nur haben es gelesen, bevor die Massen seinem Verfasser die Verantwortung der Regierung, dann alle Macht im Staat übertrugen. Der gedankliche und stilistische Wust des Buches widersetzt sich allerdings vernunftgemäßer Apperzeption, darum schob man es lieber beiseite, statt sich ernsthaft mit ihm auseinanderzusetzen.

Als der Schreiber jenes dschungelhaft angelegten politischen Buches sein Reich, das er das Dritte nannte, errichtet hatte, ließ er den Glauben an seine Mission – und nicht an der Realität orientierte Kenntnisse über ihn! – durch seine organisierten Auskunfteien, die Parteiorgane, im Volk verbreiten, den Glauben nämlich an den größten Führer und Feldherrn aller Zeiten, der keiner Fehlentscheidung fähig sei, an den Erlöser aus tausendjähriger politischer und nationaler Schmach. Der aus Hoffnung und Zukunftserwartung gefaßte blinde Glaube, der ihm entgegenschlug, artete aus in Fanatismus und Massenwahn; er riß das eigene Volk in den Abgrund, nachdem man versucht hatte, ein anderes systematisch auszurotten und sich die übrigen zu unterwerfen. Der messianische Rassenwahn des mächtigen Führers, der sich auf den "Allmächtigen" wie auf einen paktierenden Bundesgenossen berief, ließ Menschen massenweise verschleppen, versklaven, ermorden und in Eroberungskriegen vernichten. Das war sein "Kampf", der nach zwölf Jahren mit Niederlage und Suizid endete.

Quod licet Jovi, non licet bovi! Das eben hatte jener Größenwahnsinnige nicht bedacht, als er sich in kühner Selbstüberschätzung kollegial an den "Allmächtigen" wandte, als dessen auserwähltes Werkzeug er sich verstand.

Hitler ist eine prototypische Erscheinung der neueren Menschheitsgeschichte; aber es wird gern so getan, als sei das Ausmaß seiner Verbrechen ein singuläres geschichtliches Ereignis gewesen. Damit wird Geschichte verharmlost und verfälscht. Karlheinz Deschner, der sich in dankenswerter gründlicher Arbeit, deren Ergebnisse er in mehreren wichtigen Büchern vorgelegt

hat, ferner in seiner "Kriminalgeschichte des Christentums", mit einem besonderen Strang der Geschichte, nämlich der sogenannten Heilsgeschichte, auseinandersetzt, hat einmal sinngemäß den Ausspruch getan, alles, was Hitler an Verbrechen begangen habe, stehe in keinem Verhältnis zum Ausmaß jener Verbrechen, die die Kirche in Jahrhunderten auf sich geladen habe. Man hat ihn für diesen Ausspruch gemäß § 166 StGB angeklagt und zur Rechenschaft ziehen wollen; das Verfahren wurde wegen Geringfügigkeit eingestellt.

Zurück zu unserer Frage: wer war, und wer ist dieser Gott, auf den wir alle zu schwören, dem wir alle zu gehorchen, den wir zu verehren genötigt werden? Der "liebe Gott"? – Bis zu jenem Zeitpunkt, da er, wie die genannten Auskunfteien behaupten, seinen eigenen Sohn als Erlöser auf die Erde schickte und ihn dort gemäß seinem zwar unerforschlichen, gleichwohl von späteren Theologen genau erforschten Willen auf die grausamste Weise unter unvorstellbaren Qualen durch Kreuzigung zu Tode martern ließ, ist er niemals als der "liebe Gott" in Erscheinung getreten, sondern nur als der zürnende, eifernde und eifersüchtige, die Menschen massenweise vom Erdboden vertilgende Rachegott. Seine Vernichtungs-Infernos gegen das eigene auserwählte jüdische Volk, mit dem er seinen Bund geschlossen hatte, sind ebenso zahlreich wie unvorstellbar fürchterlich, seine Höllendrohungen bis heute unaufhörlich. "Mein ist die Rache, spricht der Herr" und "Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen", das sind nur zwei Zitate aus jenen Geschichten, die in den sogenannten Heiligen Schriften niedergelegt, von der Kirche ausgewählt und autorisiert und zuerst im Abendland verbreitet, jedoch von den Christen kaum je vollständig zur Kenntnis genommen worden sind, ebensowenig wie die Deutschen "Mein Kampf" gelesen haben, ehe sie Hitler zur Macht verhalfen – si parva licet componere magnis. Was wäre den Menschen erspart geblieben, hätten sie das eine wie das andere der bedrohlichen Schreckensbücher rechtzeitig aufmerksam gelesen und daraus Konsequenzen gezogen. Im Gegensatz zu Hitler sind Kirche und Christentum nicht durch demokratische Mehrheitsbeschlüsse, nicht auf legalem Wege, nicht mit Zustimmung unserer damaligen Vorfahren bei uns zu Lande an

die Macht gelangt, sondern durch brutale Gewaltanwendung. Staatliche Übermacht ließ sich zum Büttel des kirchlichen Imperialismus im beiderseitigen Interesse gebrauchen und metzelte blutig nieder, was sich nicht willig zur Taufe führen ließ. Unsere Vorfahren hatten keine Wahl, sie mußten sich dem Joch des blutigen Kreuzes, der Schreckensherrschaft des allmächtigen Gottes beugen und jenen Glauben annehmen, der nicht der ihrige war und mit allen Traditionen brach oder sie in christlichem Sinne ummünzte. Rom hat dafür zu sorgen gewußt, daß dieser Glaube durch staatliche wie kirchliche Machtstrukturen erhalten blieb, jedenfalls nach außen hin immer wieder im Glaubensbekenntnis bekannt werden mußte. Nicht nur Höllenstrafen wurden den Widerstrebenden angedroht, man wußte schon auf Erden reale machtpolitische Zwänge anzuwenden bis hin zu Kerker, Folter, Scheiterhaufen und jeglicher grausamen Hinrichtung. So und nicht anders geschah die Stärkung und Verbreitung des Glaubens an den "lieben Gott" im Abendland. Und als er fraglos und unangefochten durchgesetzt war, überzog die "heilige Inquisition" das christliche Abendland mit Folterung und Tod; der christliche Gott fraß, wie Saturn, seine eigenen Kinder. Jener Gott, den Sie vielleicht zu kennen meinen, ist in Wahrheit ein Gott der Macht und Willkür, ein grausamer, menschenfeindlicher Gott, wie die Geschichte des Christentums lehrt. Seine Macht übt er aus durch jene, die ihn nicht nur zu kennen, sondern auch von ihm beauftragt und autorisiert zu sein vorgeben.

Es ist an der Zeit, den schweigenden Unsichtbaren, nur von dubiosen Zeugen bezeugten Gott von seinem himmlischen Sockel auf den ethischen Prüfstand herunterzubitten, damit man wisse, was von ihm, dessen Boten und Vollstrecker soviel Unheil über die Menschen gebracht haben, zu halten sei.

Dieses Buch ist bemüht, Gott beim Wort zu nehmen, den Unsichtbaren, Unhörbaren, Unwahrnehmbaren kennenzulernen und aus solcher Kenntnis zu daraus folgernden notwendigen Einsichten zu gelangen; notwendigen, das heißt: die äußere und innere Not, in die das Christentum den größten Teil der Menschheit gebracht hat, wendenden, abwendenden. Gott er-

kennend zu entlarven, erscheint als ethisches Gebot vor dem sich abzeichnenden Ende der Menschheitsgeschichte.

Prolog

An den allmächtigen Gott glauben, wie Juden und Christen ihn für existent halten, heißt Gotteslästerung begehen; denn wäre dieser monotheistische Gott in der Tat allmächtig, so könnte er nicht zugleich auch gütig und gerecht sein, wie behauptet wird. Versetzen Sie sich, lieber Leser, doch einmal einen einzigen vollen Tag an seine Stelle, stehe dieser Tag in der Gegenwart oder in weit zurückliegender Vergangenheit im Kalender, wären denn Sie in der Lage, sich schuldlos und über jeden Vorwurf erhaben zu fühlen angesichts der erdrückenden Unzahl schauerlicher Geschicke, die Sie als Gott an jenem Tag lenkend in der Hand hielten? Müßten Sie nicht, allmächtig und allwissend zugleich, verzweifeln, verzagen und vergehen angesichts des Übermaßes von Leiden, das an eben jenem Tag Ihre Kreaturen, Menschen wie Tiere, zu erdulden haben? Womit wollten Sie sich vor sich selber wohl rechtfertigen?

Nein, einen lieben Gott kann es nicht geben, es sei denn, er schlage tagtäglich hilflos und verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen; aber wäre er dann ein Gott?

Schon aus dieser einfachen Überlegung, aus dieser Fiktion des ethischen Rollentausches zwischen Ihnen, verehrter Leser, und dem lieben Gott, wird – so will mir scheinen – deutlich, wie naiv und barbarisch zugleich sich der uns aus vorderorientalischer und abendländischer Tradition überlieferte Gottesbegriff in Wahrheit darstellt, nämlich als ein primitiv-anthropomorpher Gottesbegriff. Um wieviel glaubwürdiger und auch würdiger erscheinen dagegen zum Beispiel die Götter des antiken oder des germanischen Himmels, in deren Gestalten sich Planeten- und Naturkräfte symbolisierten, so daß Gut und Böse miteinander im Streit und Widerstreit lag, so oben über den Wolken wie unten auf der Erde bei den Menschen.

Freilich, auch Gott der Allmächtige, brauchte, um ihn in seiner unmittelbar persönlichen Einwirkung auf die Menschen plausibel und glaubwürdig zu machen, des Widerparts, des Gegenspielers, des Teufels, womit denn auch hier das uralte Prinzip der Polarität, das wir allüberall in der Natur beobachten können, zu

seinem Recht kam. Wie aber soll aus dem Urprinzip des reinen und absolut Guten, nämlich Gott, jenes konträre Prinzip des absolut Bösen, des Satans, hervorgegangen sein, wenn dieses nicht jenem von Anbeginn innewohnte? Nein, der allmächtige, allwissende und zugleich gerechte und gütige liebe Gott kann nichts anderes sein als ein abstruses Hirn- und Schreckgespenst der ersten Pfaffen, klüglich ausgedacht, um die Menschen zu unterjochen, sie gefügig zu machen und bis in den letzten Winkel ihres Herzens und ihrer Seele hinein manipulierend zu beherrschen. Dennoch konnte auf diesem aberwitzigsten aller Aberglauben, den man in christlicher Verlogenheit Glauben zu nennen pflegt, als einem sicheren Fundament, die größte Welt- und Kapitalmacht der Erde errichtet und zur Unterwerfung der Menschen bis auf den heutigen Tag benutzt werden.
Nehmen wir uns aber – all diesen Überlegungen zum Trotz – den naiven Glauben, den uns unsere Eltern, Lehrer und geistlichen Erzieher seit dem Tag unserer ersten Vergewaltigung, der Taufe nämlich, aufgebunden haben, wieder zu Herzen und lesen, als gäbe es den allmächtigen Gott, mit wachen Augen und hellen Sinnen in der Heils- und Weltgeschichte, wie sie uns überliefert wurde und wie sie sich darstellt in den Berichten und Ereignissen der "Heiligen" Schriften des Alten Testaments.
Dabei beschränken wir uns bewußt auf zwei mit dem Imprimatur katholischer bischöflicher Behörden versehene Bibelausgaben, eine gekürzte aus dem Jahre 1938 und eine vollständige aus dem Jahre 1966, beide in deutscher Sprache. Es geht uns nicht um Quellenstudien, um textkritische Vergleiche ursprünglicher und späterer Bibelfassungen, nicht um unterschiedliche konfessionelle Wiedergaben, nicht um den theologischen Streit über Inhalte und Lesarten, über Textvarianten und Übersetzungsfragen und erst recht nicht um so oder anders geschriebene oder ausgeschriebene Namen von Propheten, Königen, Richtern und sonstigen Agierenden. Es geht um Texte, die zu glauben den Gläubigen der katholischen Kirche vorgeschrieben werden, um das, was von der Catholica als unumstößliche Offenbarung, als Wort Gottes zu glauben gelehrt und befohlen wird.

Nicht hebräische und griechische Urtexte werden in den Kirchen verkündet und in Buchform vermittelt, sondern kirchlich approbierte deutsche Übersetzungen, die als Verkündigung ernst genommen und als verbindlich akzeptiert werden sollen.
Dieses Buch ist als eine Streitschrift gemeint gegen religiösen und politischen Fanatismus und Rassismus, gegen jede Art von totalitärer Ideologie, die mit Hilfe lebensfeindlicher Dogmen Herrschaft zu etablieren und abzusichern trachtet, auf diese Weise Menschen in äußere und innere Abhängigkeit bringt, sie ihrer Freiheit und Menschenwürde beraubt und moralisch unterdrückt, wobei in aller Regel das Phantom Gott als furchterregendes Mittel, als strafende moralische Instanz zur Erreichung machtpolitischer Zwecke eingesetzt wird.
Die kritisierten Ereignisse und Darstellungen des Alten Testamentes sind dafür nur paradigmatisch, wenn auch in besonders schreckenerregender Weise.

Genesis

Evas emanzipatorische Tat

Wir befinden uns, liebe Leserin, lieber Leser, in einem unausbleiblichen permanenten Dilemma, und zwar nicht erst seit wenigen Jahren, sondern seit der sogenannten Erschaffung der Welt. Wir – damit meine ich nicht nur Sie und mich, nicht nur die gegenwärtige Generation, sondern die Spezies Mensch, von Linné auch homo sapiens genannt, von Aristoteles als zoon politicon bezeichnet.
Wie man uns schon im frühen Kindesalter in der Schule weisgemacht hat, schuf Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde aus dem Staub der Erde als Herrscher über die Erde, entnahm ihm eine Rippe und füllte die betreffende Stelle wieder mit Fleisch. Die Rippe aber gestaltete er zu einer Frau. Beide lebten im Garten Eden in paradiesischer Zufriedenheit und Nacktheit und dazu in unbegrenzter Glücksverheißung. Diese an sich lobenswerte Tat genügte jedoch dem Herrn der Schöpfung nicht. War der allmächtige Allwissende nur ein schlechter Psychologe, oder was konnte ihn sonst bewogen haben? Er stellte mitten in den Garten hinein einen Baum unter vielen Bäumen, den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, und verknüpfte damit ein Verbot und eine Drohung: "Von allen Bäumen des Gartens dürft ihr essen, nur von diesem einen nicht. Sobald ihr davon eßt, seid ihr dem Tode verfallen!" Mit dieser Drohung jedoch ließ er es nicht bewenden, sondern gestattete auch noch, daß sein angeblicher Widersacher, der nach Gottes unerforschlichem Ratschluß das Prinzip des Bösen zu vertreten hatte, in Gestalt einer Schlange in den Garten schlich und seinen beiden glücklichen Ebenbildern eine gänzlich andere Information übermittelte: "Keineswegs werdet ihr sterben, vielmehr weiß Gott, daß euch die Augen aufgehen werden, sobald ihr davon eßt, und daß ihr wie Gott werdet, indem ihr erkennt, was gut und böse ist!"
Die Paradoxie des göttlichen Verbots, die darin bestand, daß dem Ebenbild des allwissenden Gottes die Erkenntnis und das

Wissen von Gut und Böse untersagt wurde, scheint jedoch von Adam nicht zuerst bemerkt worden zu sein. Das Dilemma, in das die beiden Paradiesesbewohner seit jener Information der Schlange geraten waren, wurde vielmehr für die Frau zum Problem; ihr Wissensdrang war offensichtlich stärker als die Bereitschaft zur gläubigen Unterordnung; emanzipatorisch ging sie das Experiment ein und verführte auch ihren Mann dazu, die Probe zu wagen. Weibliche Neugier aus Schwäche, wie die gängige Lehrmeinung nachfolgender Theologen verkündet? Oder natürlicher Wissensdrang eines denkenden Wesens, das den Dingen auf den Grund gehen möchte? Das eine oder das andere war voraussehbar, ja gar nicht anders zu erwarten, erst recht von einem Allmächtigen und Allwissenden, der die Natur und die Psyche seines Ebenbildes gut genug hätte kennen müssen, um nicht törichterweise stumpfen und blinden, scheinbar sinnlosen Gehorsam vorauszusetzen.

Die Wahrheit der frommen Fabel unterstellt: man wird hier einen heimlichen Pakt, ein infames Zusammenspiel zwischen Gott und Teufel vermuten dürfen, eine Kollaboration, die nur das Ziel haben konnte, die beiden Glücklichen, die arm im Geiste bleiben sollten, ins Unglück zu stürzen, was denn auch prompt ausgeführt wurde.

Sehen wir einmal ab von dem theologischen Hintersinn der alten Fabel, der in der Maxime besteht, daß blinder Glaube über das Streben nach Erkenntnis, daß unbedingter Gehorsam über Forschen und eigenes Urteilen zu stellen sei, womit übrigens der Grundsatz jedes totalitären Systems in nuce formuliert ist, so haben wir hier zugleich den Gegensatz von Moral und Ethik vorgeführt bekommen. Moral, aus dem Lateinischen entlehnt (moralitas = Sittlichkeit, mores = die Sitten), meint in erster Linie einen dem Menschen vorgegebenen Sittenkodex und wird daher gern von Religionsgemeinschaften und Weltanschauungsgruppen verwendet, die das Verhalten des Menschen nach überzeitlichen und transzendental gesetzten Normen ausrichten wollen; Ethik, aus dem Griechischen entnommen (ethos - aethos = Charakter, Sinnesart, Gesinnung) bezeichnet und meint, obwohl auch hier die Bedeutung "das Gewohnte, die Sitte" ursprünglich mitschwang, eher die Verantwortlichkeit des Men-

schen aus eigenem Wissen, eigener Einsicht und eigener Entscheidung. Moral fordert den Gehorsam gegenüber einem absolute Normen fordernden Katalog von Kodifizierungen, Ethik dagegen bedeutet die aus dem Wissen, der Einsicht und der Verantwortung des einzelnen hervorgehende Autonomie im Denken und Handeln. Wer moralisch handelt, handelt unter dem Befehl von Normen, wer ethisch handelt, steht vor eigenen Entscheidungen, die er immer neu, dabei frei und wahrhaftig zu treffen hat. Das Leben unter dem Gesetz der Moral ist bequemer, aber drückend, das Leben unter dem Gesetz der Ethik gefahrvoller, aber befreiend.

Es war eine Frau, die die befreiende Tat wagte, die die eigene Entscheidung wollte und damit den Ausweg aus dem drückenden Dilemma, in das der Schöpfer die ersten Menschen unter Mithilfe des Teufels gebracht hatte. Das sorglose glückliche Leben der beiden Dummgehaltenen im Paradies wäre auf die Dauer unerträglich geworden angesichts des verbotenen Baumes; denn das göttliche Verbot war ein Verstoß wider die Menschenwürde, wenn sich denn dieser als Ebenbild des wissenden Gottes, als das er erschaffen war, verstehen wollte. Aus dem göttlichen Fluch der Nichterkenntnis konnte nur die teuflische Befreiung erlösen, aber damit fiel der Mensch von einem Dilemma in das andere. Er war von vornherein in eine vertrackte Zwickmühle hinein erschaffen und hatte nur die Wahl zwischen quälendem, ewig unbefriedigtem Wissensdrang auf unbegrenzte Lebenszeit einerseits und der mit der Drohung von Vertreibung und Tod verbundenen Erlangung der Erkenntnis anderseits. Goldener Käfig plus Ausschaltung des Denkens oder Erkenntnis mit allen damit verbundenen Risiken, das war hier die Frage. Eva entschied sich nicht für jenes, sondern für dieses und wußte ihren Mann von der Richtigkeit dieses Weges zu überzeugen, mit psychologischer Notwendigkeit übrigens. Aber seitdem trifft das Weib der Fluch aller Moralisten, angefangen von jenem ersten Moralisten, der es sich noch vor Erschaffung des Menschen und der Welt hatte einfallen lassen, den Teufel zu schaffen. Schon damals ging aus dem göttlichen Allwesen, das angeblich das Prinzip des Guten in Reinkultur verkörperte, das

Böseste vom Bösen hervor, der Teufel mitsamt seinem unheilvollen Geschwader bis hin zur listigen Schlange.
Schon vor Erschaffung der Welt und des Menschen war dem Schöpfer, wie wir allerdings erst sehr viel später durch den ersten Unfehlbaren im Petrusbrief und durch den Berichterstatter Matthäus erfahren, ein Unternehmen schiefgegangen, die Sache mit den Engeln nämlich, jenen absolut reinen körperlosen Geistern, von denen sich einige, angeführt vom glänzenden Lichtträger, gegen ihn empörten. Schon damals muß sich seine Majestät merkwürdig provokativ aufgeführt haben, worüber allerdings Einzelheiten nicht in Erfahrung zu bringen sind. Der aus den verstreuten Mitteilungen der Matthäus, Markus, Petrus und Johannes zusammengeklaubte Glaube weiß von einem Flammenpfuhl mit unauslöschlichem Feuer, von Heulen und Zähneknirschen zu berichten, von bösen Geistern, die der Herr in seinem unerforschlichen Ratschluß gleichwohl mit erheblichen Machtkompetenzen gegenüber der Menschheit ausgestattet hat. Er jedenfalls allein wird als der Erfinder und Konstrukteur der Hölle mit ihren unausdenklichen Qualen von allen frommen Zeugen in Anspruch genommen, und die Engel waren die ersten, die diese Erfindung zu kosten bekamen und fortan zu Teufeln degradiert wurden. "Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen."
Wir folgen hier nun weiter mit einiger Mühe den akrobatischen Phantasieprodukten unserer eigenen ältesten Religionsüberlieferung, die man zwar – für sich genommen – schwerlich ernst nehmen kann, die aber doch das Denken, vor allem die Geschichte und die Moral des Abendlandes bis auf diesen Tag maßgeblich geprägt haben.
Nachdem nun dem Herrn und Gott nach jenem Fiasko mit den Engeln auch die erste paradiesische Veranstaltung mit den Menschen auf diesem Globus so gründlich mißraten war und er seine nunmehr nackten Ebenbilder aus dem Garten Eden verjagt und einen unteuflisch-teuflischen Engel als Wache vor dessen Pforte gestellt hatte, ließ er sich die Verheißung eines neuen Heiles durch Inaussichtstellung eines Heilandes und Erlösers einfallen, was aber wiederum zu einem Unheil ausschlagen sollte, mit dem verglichen das erste Malheur nur eine harmlose

Episode genannt werden kann. Nachdem der Pakt zwischen Gott und dem von ihm verdammten Teufel zu paradiesischen Zeiten einmal geschlossen war, hielt man beiderseits unverbrüchlich daran fest und zwar bis auf den heutigen Tag. Zunächst einmal ging es durch Disteln und Dornen, vor allem aber mußte Eva für ihren unentschuldbaren Vorwitz samt allen Evastöchtern bestraft werden, und zwar mit leiblichen Strafen: Beschwerden der Mutterschaft, Geburtsschmerzen, sinnlichem Verlangen nach dem Mann, der über sie herrschen und sie knechten soll. Wie könnte es auch anders sein: wer es wagt, selbständig, von vorgeschriebenen Normen abweichend zu denken und sich dann auch noch frei zu entscheiden, muß selbstverständlich empfindlich bestraft werden. Der Erfinder der Demokratie und der Freiheit thront jedenfalls nicht über den Wolken!

Gott diffamiert Kain

Lesen wir zunächst weiter im unverwüstlichen Buch aller Bücher, der unerschöpflichen, göttlichen Bibel. Gemäß höherer Anordnung "Wachset und mehret euch" blieben die Vertriebenen nicht kinderlos, Adam zeugte lustvoll und Eva gebar schmerzvoll Kain und Abel, beide opferten dem Herrn vorschriftsmäBig von ihren agrarischen Erträgen, Kain die Früchte des Feldes, Abel aber die Fettstücke seiner geschlachteten Herdentiere. Gott, der Herr, jedoch verschmähte die vegetarische Kost, er vertilgte gnädig die Abelschen Fettstücke, Kains Feldfrüchte aber ließ er unbeachtet. Hat der große Psychologe hier wieder nur versagt, oder ritt Gott der Teufel; denn eins war doch klar: dieses Verhalten des Allerhöchsten konnte nicht gut ohne Folgen bleiben. Kain blickte zunächst nur düster drein. Der Herr aber, der zu jenen Zeiten noch mit seinen Ebenbildern persönlichen Umgang zu pflegen beliebte, hielt dem von ihm verachteten und tief gekränkten Mann auch noch zynisch entgegen: "Was schaust du so düster vor dich hin? Wenn du recht handelst, solltest du den Blick frei erheben. Wenn du aber unrecht handelst, lauert da nicht die Sünde vor deiner Tür, deren

du doch Herr werden solltest?" Kains Geschenk wird nicht nur verschmäht, der Opfernde wird auch noch mit kaltem Zynismus diffamiert, Abel jedoch mit göttlichem Wohlwollen bevorzugt. Kein Wunder, daß das zu Mord und Totschlag führen mußte. Und nun ist der Vorwand für Kains Bestrafung gegeben: der Boden soll ihm keinen Ertrag mehr liefern, unstet und flüchtig soll er unbehaust umherirren. Kain ist verzweifelt und möchte statt eines solchen Lebens lieber selber erschlagen werden. Aber der gütige Gott gibt ihm zur Antwort: "Wer immer Kain tötet, soll es siebenfach büßen!" Nicht die erlösende Verurteilung zum Tode, nein, die quälende Verurteilung zu einem unlebenswerten Leben, das ist das Verdikt des Allerhöchsten, und sicher hätte sich kein Teufel etwas Schlimmeres einfallen lassen können. Kain macht aus dieser Situation das beste, was er machen kann: er geht vom Angesicht des Herrn weg und läßt sich östlich von Eden nieder. Seine Nachkommen erbten von ihm den trotzigen, nur auf das Diesseits gerichteten Sinn und pflegten nur die rein irdische Kultur. Rachgier und unbändiger Hochmut werden ihm nachgesagt. Wem wohl müssen wir diese traurigen Tatbestände vorwerfen, wenn nicht dem gescheiterten Nichtpsychologen Jahwe, den es inzwischen gereute, daß er die Menschen auf Erden geschaffen hatte. Um Mittel und Wege nie verlegen, die eines abgefeimten Oberteufels würdig gewesen wären, beschließt der Herr, die Menschen, die er erschaffen hat, samt dem Vieh und Gewürm und den Vögeln des Himmels von der Erde zu vertilgen, und zwar mit Hilfe einer unermeßlichen Flutkatastrophe. Das ist so die Art der hohen Herren, andere für die eigenen Irrtümer und Fehler büßen und einstehen zu lassen.

Göttliche Teufeleien

Wir alle wären dem Herrn Jahwe – trotz oder vielmehr gerade wegen unserer eigenen sich daraus ergebenden Nichtexistenz – zu höchstem Dank verpflichtet, wenn er seinen Entschluß radikal ausgeführt und nicht eine fatale Ausnahme gemacht haben würde, indem er nämlich den frommen Noe aufforderte, recht-

zeitig für sich und seine Familie sowie für alle reinen Tiere und sogar für etliche unreinen eine Arche zu zimmern und sich mit ihrer Hilfe über die Fluten hinwegzuretten. Der allerhöchste Choleriker versicherte bei dieser Gelegenheit nochmals, alle Wesen, die er geschaffen habe, vom Erdboden zu vertilgen. Noe hat dieses Ereignis dann gewissenhaft in seinen Kalender eingetragen. Es geschah am 17. Tag des zweiten Monats in seinem 600. Lebensjahr; wir wissen es ganz genau! Der Kalender vermerkt auch, daß das Wasser einhundertundfünfzig Tage unaufhaltsam anstieg, bis alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden. Dann ließ Gott einen Wind über die Erde wehen, so daß das Wasser fiel und sich allmählich verlief.
Noe verließ mit Familie und Getier die Arche, bekam abermals den göttlichen Auftrag, sich zu mehren, baute einen Altar und zündete ein Brandopfer an. Als dem allerhöchsten Höllenarchitekten und Massenmörder der liebliche Duft in die Nase stieg, beschloß er, einen solchen Sintflut-Unfug nicht abermals zu treiben und nie wieder alle Lebewesen zu vertilgen, sondern Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht auf der Erde nicht mehr aufhören zu lassen. Dem Noe und seiner Spezies gestattete er, alles, was sich regt und lebt, als Nahrung zu verspeisen, nur lebende Tiere nicht; als Raubtier sollte sich das Ebenbild nicht betätigen, jedenfalls nicht so plump direkt. Wer aber Menschenblut vergieße, dessen Blut solle auch durch Menschen vergossen werden. Hier taucht zuerst das Prinzip des Aug um Aug, Zahn um Zahn auf, das noch bei Kain durch das Kainsmal verhindert worden war.
Das klang nun alles relativ vernünftig und scheinbar friedlich, und es hatte den Anschein, als habe sich der unpädagogische Allerhöchste nun doch eines Besseren besonnen und aus seinen anfänglichen Fehlern gelernt. Er ließ sich sogar herbei, mit Noe einen Bund zu schließen, in dem er feierlich versprach, keine Sintflut mehr stattfinden zu lassen und spannte als Wahrzeichen dieses Bundes den anscheinend bis dahin noch nicht erfundenen Regenbogen über den Himmel.
Noe setzte drei Söhne in die inzwischen entwässerte Welt, Sem, Cham und Japhet; von ihnen stammt, so wird feierlich versichert, die ganze Menschheit ab. Von den für dieses Ver-

mehrungsunternehmen unerläßlichen Damen ist leider nichts berichtet worden. Sie spielten infolge des unverzeihlichen Vorwitzes ihrer Stamm-Mutter Eva sicherlich eine nur untergeordnete und funktionale Rolle.
Noe war übrigens der erste Weinbauer und verschmähte nicht einen guten Schluck, wobei er eines Tages in seliger Trunkenheit seinen paradiesischen Stamm-Vater Adam nachahmte, indem er sich nackt und dazu unbedeckt in sein Zelt legte. Das belustigte nun seinen ungeratenen Sohn Cham, der sich wider alle göttlichen Gebote der Schamhaftigkeit seinen Erzeuger betrachtete und dann zu seinen Brüdern lief und sich bei ihnen über den Alten mokierte. Sem und Japhet wußten aber, was sich gehörte. Sie gaben sich zartfühlender, gingen ins Zelt und bedeckten den selig Schlummernden mit einem Obergewand, wie es sich gehörte, wobei sie übrigens rückwärts eintraten mit abgewandtem Gesicht.
Als Noe wieder bei Sinnen war und erfuhr, was sein jüngster Sohn sich erlaubt hatte, – vermutlich haben ihn die beiden anderen ungeachtet ihres Zartgefühls schadenfroh verpetzt – geriet der Alte außer sich und verfluchte seinen jüngsten Sohn, samt dessen Sohn Kanaan. Cham sollte fortan seinen Brüdern der niedrigste Knecht sein. Die beiden andern aber pries Vater Noe selig und verhieß ihnen Reichtum und Expansion ihrer Besitzungen. Wie wird der alte Jahwe aus seinen himmlischen Wolken sich ins Fäustchen gelacht haben, als der Vater Sohn und Enkel samt allen ihren Nachkommen zu Kriminellen stempelte, wie er selber es einst mit Kain praktiziert hatte. Der Bundesgenosse Noe war – wie sich nun erwiesen hatte – seiner würdig, und wieder war die Menschheit gespalten in Gute und Böse nach dem alten dualistischen Prinzip des Weltarchitekten, dem der Himmel allein zu langweilig gewesen sein muß, solange er nicht die Hölle geplant und ausgeführt, und der schon in das glückselige Paradies den Baum der Entzweiung gepflanzt hatte. Die Menschheit wuchs und mehrte sich indessen, und alle sprachen eine Sprache. Eingedenk ihrer Gottesebenbildlichkeit verfielen sie schließlich auf die kühne Idee, einen Turm zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, zugleich Symbol der Tüchtigkeit und der Einheit. Sie wollten sich in Einmü-

tigkeit zusammenschließen, Kinder eines Stamm-Vaters, die die gleiche Sprache sprachen. Das aber erweckte das Mißfallen und den Neid des allmächtigen Bundesgenossen, die Hybris seiner Ebenbilder störte ihn, und er beschloß, von seinem Wolkenthron hinabzusteigen und die Sprache der Menschen zu verwirren, daß keiner den andern mehr verstand. Eigentlich noch eine recht humane Idee verglichen mit dem, was der einfallsreiche Jahwe sich in grauer Vorzeit hatte einfallen lassen!
Ängstlich um seine Macht und Allmacht besorgt, führte er sogleich das Geplante aus und zerstreute nun die Menschen über die ganze Erde.
Aus der Vielzahl der Nachkommen des Sem pickte sich Jahwe einen heraus, der ihm gefiel, nämlich Abraham, und verhieß ihm nach befohlener Auswanderung Berühmtheit und als Nachkommenschaft ein großes Volk; dazu schenkte er ihm das Land Kanaan.
Abraham war ein gottgefälliger, friedfertiger Mann, der keinen Widerspruch gegen seinen Herrn kannte und brav alles ausführte, was dieser von ihm verlangte. Zur Belohnung dafür wurde mit ihm wiederum ein Bund geschlossen, der dem neunundneunzigjährigen untadeligen Mann abermals eine immense Nachkommenschaft verhieß. In diesem Vertrag mußte sich Abraham verpflichten, alles Männliche, das aus seinem Geschlecht hervorging, beschneiden zu lassen; eine männliche unbeschnittene Person jedoch sollte unnachsichtig aus der Mitte der Volksgenossen als vertragsbrüchig ausgerottet werden.
Der Herr ließ sich noch einmal so weit herab, dem Abraham, begleitet von zwei Engeln, in menschlicher Gestalt zu erscheinen, setzte sich mit ihm unter einen Baum und ließ sich Kuchen, ein fettes Kalb sowie dicke Milch und süße Sahne vorsetzen. Dabei versprach er dem Greis und der Greisin übers Jahr einen Sohn, worauf Frau Sara, die fleißig im Zelt schaffte, ein Kichern nicht unterdrücken konnte, was der Herr ziemlich mißfällig zur Kenntnis nahm. Man brach dann auf und wanderte nach Sodoma. Da ging es, wie auch in Gomorrha, ziemlich wüst her, so war dem Herrn zu Ohren gekommen, und davon wollte er sich nun, ungeachtet seiner Allwissenheit, doch auch mit eigenen Augen an Ort und Stelle überzeugen. Vor allem

aber lag ihm daran, über Sodoma Gericht zu halten und die ganze Stadt gemäß seinem uns bekannten Temperament mit einem Regen von Schwefel und Feuer zusammenzuschmeißen und zu vertilgen. Der gute alte Abraham erwies sich, als er mit Entsetzen von diesem Vorhaben hörte, als der Einsichtigere und erinnerte seine Majestät an die gerechten und integeren Leute in der Stadt, denen man doch so etwas nicht antun könne, und er schätzte sie auf etwa fünfzig. Was diese Zahl betraf, so kamen jedoch dem guten alten Abraham, als er sie kaum ausgesprochen hatte, Zweifel, und nun begann er in zäher und geduldiger Verhandlung mit dem alten Himmels-Choleriker die Zahl der Gerechten herunterzuhandeln bis auf zehn, worauf Abraham beruhigt nach Hause ging.

Aber auch von zehn untadeligen Leuten konnte in Sodoma und Gomorrha keine Rede sein, jedoch mußten die redlichen Fürsprachen des alten Abraham den erzürnten Herrn doch wohl so weit zur Vernunft gebracht haben, daß er durch seine Engel den Einwohner Lot samt Frau und zwei Töchtern aus der Stadt geleiten ließ mit der Weisung, sich ohne Umsehen schleunigst aus dem Staube zu machen. Als sie glücklich aus der Stadt waren, brach die göttliche Katastrophe über Sodoma und Gomorrha herein. Für dieses bis dahin unvergleichliche Vernichtungsinferno wollte der himmlische Feuerwerker offenbar keine Zeugen haben, und so hatte er den Flüchtenden strikt verbieten lassen, sich auch nur einmal umzuschauen. Natürlich war es wieder die Frau, die ihre Neugier nicht bezähmen konnte und sich ungeachtet des göttlichen Befehls umwandte. Aber sie kannte den alten Jahwe schlecht; denn im gleichen Augenblick erstarrte sie zu einer Salzsäule und blieb als solche steif und leblos in der Landschaft stehen.

Im Strafen erwies sich der alte Grobian schließlich seit jeher von unerschöpflichem Erfindungsreichtum. Am folgenden Tag wurde dann aber doch Abraham Zeuge der Folgen jener unerhörten Vernichtungskatastrophe, sah allerdings nur noch, wie ein Qualm vom Lande aufstieg gleich dem Qualm eines Schmelzofens.

Der freundliche Leser wird vielleicht bemerkt haben, daß sich unter den Akteuren der biblischen Frühgeschichte schon seit

längerer Zeit nicht mehr der Teufel befindet. Seine Rolle übernimmt mit allen zugehörigen Greueltaten Jahwe persönlich; man wird aber voraussetzen dürfen, daß sein angeblicher Widersacher und heimlicher Mit- und Gegenspieler durch schlangenhafte Einflüsterungen solche Scheußlichkeiten zuwege gebracht hat wie etwa den frevelhaften Turmbau zu Babel, das obszöne Vergnügen des Cham an der vom Alkohol verursachten Blöße seines Vaters und vor allem die Verderbtheit der munteren Einwohner von Sodoma und Gomorrha. Ungeachtet des Bundes mit Noe, der durch den Regenbogen besiegelt worden war, oder des Bundes mit Abraham, besiegelt durch die Beschneidung, galt ja doch der uralte Pakt zwischen Gott und dem Teufel, der darin bestand, daß dem Teufel die Macht des Einflusses auf Gottes zweibeinige Ebenbilder eingeräumt worden war, von der er nach Belieben Gebrauch machen konnte.
Wie dem auch sei, Abrahams Frau Sara hatte – es wurde bereits erwähnt – ungläubig gekichert und glaubte nicht an die göttliche Verheißung. Dagegen hielt sie es für besser, dem alten Abraham ihre Magd Agar zur Nebenfrau zu geben, was der Alte, dessen Potenz anscheinend über allen Zweifel erhaben war, mit Vergnügen akzeptierte. Und selbst Jahwe drückte bei dieser etwas heiklen Sache die Augen zu, jedenfalls gebar Agar den Sohn Ismael. Als aber nun Saras Gekicher Lügen gestraft und durch sie dem Abraham der Sohn Isaak geboren wurde, muß es doch wohl zu Rivalitätsschwierigkeiten und Familienkrach gekommen sein, so daß Abraham sich ein Herz faßte und die Magd Agar samt dem hilflosen Kinde Ismael kurzerhand in die Wüste verstieß. Der Alte war eben auch nicht gerade zimperlich, und das Vorgehen seines Herrn und Meisters hatte wohl auch inzwischen ein wenig auf ihn abgefärbt. Nun wird zu diesem unschönen Fall versichert, daß die Verstoßung Ismaels – von Agar ist nicht die Rede; denn sie ist ja auch nur eine Frau – von Gott nicht gebilligt wurde, daß sie aber gleichwohl dem göttlichen Ratschluß entsprach. Mit anderen Worten, die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut, und also erweist sich Gott so verlogen wie seine Theologen oder vice versa!
Nach diesen sonderbaren Begebenheiten stellte nun Gott den Abraham auf die Probe, und die fiel ganz so aus, wie man es von

dem hohen Tyrannen nicht anders erwarten konnte. Dem alten Abraham, glücklich über seinen rechtmäßigen Sohn Isaak, dessentwegen er noch eben den Wechselbalg Ismael samt seiner Mutter unnachsichtig verstoßen hatte, ging es nun hart ans Leder. Er erhielt nämlich die göttliche Weisung, seinen Sohn Isaak, den einzigen, mitzunehmen auf einen Berg, der ihm noch angewiesen werden sollte, um ihn dort zu schlachten und als Brandopfer darzubringen. Eine solche Weisung, auch wenn ihre Ausführung dann in letzter Minute verhindert wurde, enthält schon, das darf man sagen, ein bemerkenswertes Quantum an Perversion und Sadismus. Aber, wer den alten Jahwe kennt, den kann auch das wohl kaum noch wundern.
Vorbildlich für alle Gotteskinder und Gottesebenbilder tut der Alte – man mag darüber den Kopf schütteln oder nicht – tatsächlich, sei es aus Angst, sei es aus blinder Hörigkeit, wie ihm geheißen. Es stockt einem fast der Atem, wenn man es liest, wie er zusammen mit dem Sohn den Altar errichtet, seinen Isaak auf den Holzstoß festbindet, das blanke Messer zückt und es gegen den lammfrommen Gehorsamen richtet. Der alte Jahwe wird ein grausames Vergnügen daran gehabt haben, wie wir ihn inzwischen zu kennen glauben. Aber diesmal waren ihm blinde Ergebenheit und unbedingter Gehorsam wichtiger als Blut und Bratengeruch. Aus seinem Wolkenreich gebot er im letzten Augenblick Einhalt: "Jetzt weiß ich, daß du gottesfürchtig bist und mir deinen einzigen Sohn nicht vorenthalten hast." Bravo, alter Abraham, du bist doch eine Kreatur nach dem Herzen Gottes! Nur, wenn sie alle so wären, wie würde sich dann der alte Wolkengott langweilen müssen, und wie freudelos würde der Teufel in seinem Flammenpfuhl dahinbrutzeln! Aber keine Sorge, diese heile Welt der Gottesfurcht hält so lange nicht vor, wenn es auch mit Abraham und Isaak zunächst keine Scherereien mehr gibt. Die Brautwerbung Isaaks um Rebekka geht glatt vonstatten, Abraham kann, hundertundfünfundsiebzig Jahre alt, ruhig die Augen schließen, und sogar der verstoßene Ismael, der sich durch die Wüste retten konnte, ist bei seinem Begräbnis dabei.

Was die darauf folgende wenig erfreuliche Familiengeschichte angeht, die wir nicht unterschlagen möchten, so wird eigentlich nirgend recht klar, handelt es sich bei ihr um ein göttlich-teuflisches Marionettentheater, bei dem die einzelnen Figuren nur wie an Drähten und Fäden agieren und reagieren, oder haben wir es hier mit durchaus autonomen Entscheidungen und Handlungen göttlicher Ebenbilder zu tun. Jedenfalls tauchen jetzt eigentlich zum ersten Mal in der uns bekannten Menschheitsgeschichte Neid und Mißgunst, Korruption und Betrug auf, und zwar in so unschöner Weise, daß nun doch allmählich auch Skepsis und Vorbehalt gegenüber dem zoon politikon, und nicht nur den Bewohnern von Himmel und Hölle gegenüber angebracht zu sein scheinen. Diese Familiengeschichte aber trug sich, verkürzt erzählt, auf folgende Weise zu.

Wir hatten Isaak, der nach dem Tode seines Vaters Abraham der Patriarch eines großen Volkes werden sollte, als einen grundguten, gutmütigen und lammfrommen Menschen kennengelernt.

Auch das Mädchen, um das noch sein Vater Abraham durch den ausgesandten Knecht Eliezer am Brunnen bei Nachor hatte werben lassen, Rebekka nämlich, die Isaak sich zur Frau genommen hatte, war eine äußerst freundliche und zuvorkommende Person, die es schon am Brunnen nicht verschmäht hatte, unaufgefordert auch das letzte durstige Kamel mit Wasser zu versorgen, wofür sie damals schon mit einem goldenen Nasenring, einem halben Säckel Moneten und zwei Armspangen bedankt worden war.

Nun weiß man allerdings bei Frauen nie so ganz genau, wie sie sich, so attraktiv und liebenswürdig sie vor der Hochzeit auch sind, nach der Eheschließung entwickeln werden. Jedenfalls gingen aus Rebekkas Verbindung mit Isaak zwei Söhne hervor; Zwillinge übrigens. Der erste kam rötlich auf die Welt und ganz und gar wie ein haariger Mantel, er wurde Esau genannt, war ein tüchtiger Jäger, was zu jenen Zeiten sicherlich eine gute Existenzgrundlage bedeutete, im übrigen offensichtlich fleißig,

wohlmeinend und durchaus arglos und in etwas tumber Weise nicht so besonders auf seinen eigenen Vorteil bedacht, eine ehrliche Haut also und ein gutes Fell, übrigens auch am ganzen Körper fast affenmäßig behaart.
Sein Zwillingsbruder Jakob dagegen war ein stiller Mann, der sich am liebsten zu Hause bei den Zelten aufhielt, in Mutters Kochtopf herumrührte und sich bei ihr einzuschmeicheln wußte, zumal der Vater den Esau vorzog, der ihm von seinen Jagdzügen gehörig was auf den Tisch brachte an schmackhaftem Wildbret. Dieser Leisetreter Jakob nun, der als der jüngere Bruder schon gewohnheitsrechtlich nicht die erste Geige spielen konnte, zudem vom Vater Isaak weniger geschätzt wurde als sein älterer Bruder, suchte Esaus unüberlegt gutmütige und arglose Art für sich auszunutzen und sann auf Mittel und Wege, sich in den Besitz des Rechtes der Erstgeburt zu bringen, indem er seinen harmlosen Bruder zu überlisten trachtete. Als Esau eines Tages müde und hungrig aus der Steppe nach anstrengender Jagd heimkam und ihm der Magen gewaltig knurrte, stand das Muttersöhnchen Jakob am Herd und kochte ein Linsengericht. Der ausgehungerte Esau, dem der verlockende Essensgeruch in die Nase stieg, verlangte ungeduldig nach Speise. Jakob aber suchte diese Augenblickssituation auszunutzen, verweigerte ihm das Essen und verlangte: "Verkaufe mir zuvor dein Erstgeburtsrecht!" Der unbedachte Esau, in der Meinung, daß ihm ohnehin kein langes Leben beschieden sei, zeigte sich, ausgehungert von der Jagd, wie er war, sofort bereit, der unmoralischen Forderung nachzukommen. Das aber genügte dem schlauen Jakob nicht, er forderte: "Schwöre es mir zuvor!" Esau fiel darauf herein, trat sein Erstgeburtsrecht ab und bekam nun Brot und Linsen vorgesetzt, auf die er nach seinem langen Tagewerk ohnehin Anspruch hätte geltend machen können, aß und trank und ging seiner Wege: "Selig sind die Armen im Geiste", diese zu sehr viel späterer Zeit so häufig strapazierte verheißungsvolle Maxime scheint damals noch nicht gegolten zu haben; denn tadelnd wird abschließend über Esau bemerkt: "So gering schätzte Esau das Erstgeburtsrecht" (das ihm übrigens seit eh und je schon von der Mutter madig gemacht worden war). Mit vierzig Jahren hei-

ratete er zwei Frauen zugleich, Jehudit und Basmat, die aber beide nicht mit ihrer Schwiegermutter Rebekka zurechtkamen. Als nun Vater Isaak alt und sein Auge schwach geworden war, gelüstete ihn noch einmal nach einem leckeren Wildbraten, und er beauftragte seinen Lieblingssohn Esau, ein Wild zu erjagen und ihm zuzubereiten, dafür wolle er ihn segnen, bevor er sterbe. Rebekka aber, die eifersüchtige Alte, hatte gelauscht und begann nun ein heimliches Intrigenspiel. Sie informierte den schlauen Jakob und riet ihm, aus der Herde ein Ziegenböckchen zu nehmen und zu schlachten; das wolle sie selber dann für Vater Isaak nach Art eines zünftigen Wildbratens zubereiten; Jakob solle es dem Alten vorsetzen und sich von ihm den Segen holen, der eigentlich dem ehrlichen Esau zugedacht war, der zur Zeit in der Steppe hinter einem guten Stück Wild herjagte. Der schlaue Jakob hielt die Sache zunächst für riskant und wendete ein: "Aber mein Bruder Esau ist ein behaarter Mensch, während ich unbehaart bin. Vielleicht betastet mich mein Vater. Dann stehe ich als Betrüger vor ihm da und bringe Fluch über mich statt Segen." Mutter Rebekka, unbedenklich und resolut wie sie war, erklärte, sie wolle den Fluch gern auf sich nehmen und bestand darauf, daß Jakob auf ihren Rat hörte. Im übrigen wußte sie von Jahwe persönlich, daß die Sache nicht schief gehen konnte.
Das Ziegenböckchen wurde dann auch gewählt, geschlachtet und zubereitet, Rebekka suchte mit eigener Hand Esaus beste Kleider aus dem Spind hervor, und Jakob mußte sie anziehen. Die Felle des Ziegenböckchens aber legte Mutter Rebekka ihrem Liebling um Arme und Hals, und in dieser Vermummung begab sich Jakob samt dem lecker bereiteten Mahl zu seinem blinden ahnungslosen Vater Isaak, nun offenbar nicht mehr darum besorgt, ihn zu betrügen. "Ich bin Esau, dein Erstgeborener", log er den Vater nach dessen Befragung an und forderte ihn auf, sich aufrecht hinzusetzen, den Braten zu genießen und ihn zu segnen. Erstaunt und vielleicht auch ein wenig argwöhnisch fragte der Alte, wie der liebe Sohn denn so schnell ein Tier habe erjagen und zubereiten können, worauf Jakob, skrupellos und infam, wie er war, wie aus der Pistole geschossen log: "Der Herr, dein Gott, ließ es mir in den Weg laufen." Aber auch diese überraschende Mitteilung, die ihn doch eigentlich, gläubig und

gottergeben, wie er war, hätte überzeugen müssen, konnte den alten Isaak nicht so ganz seiner Zweifel entheben. Jakob verstand auch nur schlecht, die Stimme seines Bruders zu imitieren, kurz und gut, Isaak wollte, wenn er schon nicht mehr sehen konnte, den Beweis wenigstens ertasten und forderte den Betrüger auf, näherzutreten, damit er ihn anfassen könne. Tatsächlich, behaarte Arme und ein behaarter Nacken streckten sich ihm entgegen. Konsterniert stellte der Vater fest: "Die Stimme ist zwar Jakobs Stimme, aber die Arme sind Esaus Arme. So begrüßte er ihn mit dem Segenswunsch, fragte aber doch noch einmal: "Du bist also wirklich mein Sohn Esau?" Der skupellose Jakob versicherte es ihm abermals. Nun erst gab der Alte sich zufrieden, aß seinen Braten, ließ sich dazu Wein bringen, trank davon und forderte dann den Sohn auf, ihn zu küssen.
Jakob trat hinzu und küßte ihn, und der Alte sog den Duft der Kleider Esaus in die Nase und war nun doch wohl überzeugt; denn er segnete den Betrüger mit vielen guten Verheißungen, die darin gipfelten: "Du sollst sein deiner Brüder Gebieter. Dir sollen sich neigen deiner Mutter Söhne! Verflucht sei, wer dich verflucht! Gesegnet sei, wer dich segnet!" Verfluchte Kiste auch, so wird das gemacht! Von einem Jakobskuß war allerdings in der ganzen späteren Theologie nie die Rede! Rebekka hatte übrigens schon während ihrer Schwangerschaft von Jahwe persönlich in Erfahrung gebracht, sie trage zwei Völker in ihrem Schoß, der eine Stamm werde den anderen überwältigen, und der ältere werde dem jüngeren dienen. Sie wußte also, daß Jakob von Gott, dem Allerhöchsten, das Erstgeburtsrecht zugedacht und vorbehalten war, und bei dem hatte schon immer der Zweck die Mittel geheiligt. Im übrigen hatte der Herr und Gott mit seiner prophetischen Vorhersage schon wieder einmal Krieg und Mord für die Zukunft programmiert. Das sanfte Naturell Abrahams und Isaaks mußte ihn wohl schon länger gelangweilt haben. Es wurde Zeit, daß die Menschen wieder aneinandergerieten und sich gegenseitig auszurotten trachteten nach dem bewährten Vorbild des blutrünstigen Vertilgers jenseits der Wolken.
Kaum hatte Jakob seinen Segen kaltblütig in die Tasche gesteckt, da traf Esau ein und bereitete dem Vater vom Erjagten ein schmackhaftes Mahl, brachte es ihm und begehrte den Se-

gen. "Wer bist du denn?" fragte der Alte erstaunt und war wohl noch erstaunter, als er sich davon überzeugen mußte, daß diesmal der echte Esau vor ihm stand. Er erschrak über die Maßen und fragte nach dem, der vorher bei ihm gewesen war und sich den Segen geholt hatte. Und als Esau nun auch den Segen haben wollte, wies ihn der Alte, an dessen erstem Segen offenbar nicht zu rütteln war, zurück, wenn er auch wohl oder übel feststellen mußte: "Dein Bruder kam mit List und nahm dir den Segen weg." Nun ja, der Alte hatte nur einen Segen in seinem Köcher, und alles Klagen und Weinen, das Esau nun anstimmte, konnte ihm nichts mehr nützen. Der Ersatzsegen, den Isaak nun noch zurechtkramte, war weniger als ein zweiter Aufguß, er verhieß dem ehrlichen braven Esau einen Wohnplatz fern von den Fruchtgefilden der Erde, fern vom Tau des Himmels, und im übrigen müsse er seinem Bruder dienen, könne aber doch, wenn er sich aufraffe, dessen Joch von seinem Nacken schütteln. Der mit Recht erzürnte Esau nahm sich von dieser Stunde an vor, den Betrüger totzuschlagen, sobald der alte Isaak nur die Augen geschlossen habe. Das kam der Frau Mutter zu Ohren, die sogleich dem Jakob riet, samt seinem Segen zu fliehen, und zwar nach Haran zu ihrem Bruder Laban. Wenn sich dann der Groll des von Natur aus gutmütigen Esau gelegt habe, wolle sie ihn zurückrufen. Politik ist die Kunst des Möglichen, hat später Bismarck formuliert, und schon zu der Zeit, als es sich nur um Familienpolitik handelte, hatte sie begonnen, ein schmutziges Geschäft zu werden.

Das ist nun eine saubere Geschichte, und man darf von dem segenbeladenen Jakob, wie wir ihn kennengelernt haben, das Beste für die Zukunft erwarten.

In den oft getadelten Märchen der Brüder Grimm, in denen es auch nicht gerade ideal zugeht und List und Betrug und Verschlagenheit und Übervorteilung samt mancher Grausamkeit wieder und wieder vorkommen, siegt doch zum Schluß meist das Gute, und man wird in eine heile Welt entlassen oder doch wenigstens instand gesetzt, sie sich zu wünschen. Das älteste Menschheitsmärchen der Genesis jedoch bleibt hier der gottgewollten Realität näher: es siegt in der Regel nicht das Gute, sondern die List und Schläue des besseren Politikers, wenn nicht,

wie bei Jahwe höchstpersönlich, Tyrannei, Gewalt und Willkür den Ausschlag geben.
Bleiben wir aber im Bilde, und belassen wir Gottvater auf seinem ihm von den alten Schreibern der Genesis und ihrer Folgebücher zugewiesenen Thron, so bleibt doch bei unvoreingenommener, untheologischer Betrachtung und Beurteilung nur der Schluß, daß es sich bei seiner die lebendigen Wesen der Erde betreffenden Schöpfung um ein schlimmes Fiasko handelt, und daß es sich nicht nur bei der Umfunktionierung der Engel zu Teufeln, sondern auch bei der Erschaffung des Menschen um einen argen Mißgriff gehandelt haben muß, daß homo sapiens, der die Tiere der Erde in nützliche und schädliche zu unterscheiden pflegt, selbst als der größte und gefährlichste Schädling dieser Erde angesehen werden muß, schädlich nicht nur allen Lebewesen außerhalb seiner Spezies, sondern schädlich vor allem auch den eigenen Artgenossen. Davor schützen ihn auch nicht, wie das Beispiel Jakob zeigt, die engsten Bluts- und Familienbande, davor würde ihn allenfalls ein integres ethisches Verständnis seiner selbst und seinesgleichen zu schützen vermögen, aber ein solches ist jedenfalls innerhalb der seit paradiesischen Zeiten entwickelten ideologischen Systeme, die sich sogleich zu Machtstrukturen zu entfalten pflegen, nicht aufzufinden.
Nachdem List und Betrug von Isaak ungewollt, von Gott gewollt gesegnet und mit der Verheißung von Überfluß und Reichtum belohnt worden waren, hatte der Allerhöchste wiederum eine wichtige Weiche jener Gleise gestellt, auf der die Menschheit nun weiterfahren konnte. Wie sah das aus?
Jakob erhielt, bevor er sich auf Anraten seiner Mutter Rebekka aus dem Staube machte, von Vater Isaak noch einen Extrasegen und dazu die Weisung, sich eine Frau von den Töchtern seines Onkels Laban, Bruder seiner Mutter, zu holen, auf keinen Fall aber eine Kanaaniterin, so werde Gott aus ihm eine Menge von Völkern hervorwachsen lassen. Esau, der das Gerangel zwischen seinen beiden ungeratenen Frauen und der Mutter leid war, suchte indessen auf seine naive Art einen Ausweg aus dem Familiengezänk, indem er zu den beiden ihm anvermählten Frauen noch eine dritte hinzuheiratete. Da der Tolpatsch erst jetzt bemerkt hatte, daß die Töchter der Kanaaniter seinem Va-

ter und seiner Mutter – vermutlich dank göttlichen Vorurteils – von vornherein mißfielen, ging er zu Ismael und nahm sich Machalat, eine Enkelin des alten Abrahams, als dritte Frau; damit wollte er offensichtlich gutmachen, was er in den Augen seiner Eltern und Gottes versehen hatte. Dem Herrn dort oben war die Vielweiberei zu jenen Zeiten noch kein Dorn im Auge. Jakob reiste indessen von hinnen, unterwegs träumte ihm der berühmte Jakobstraum, in dem er die Engel auf einer Leiter auf- und niedersteigen sah wie nachmals die Kaminfeger und Maurer zu tun pflegten. Am oberen Ende der Leiter aber stand Gott und machte ihm großartige Versprechungen: das Land, wo er jetzt ruhe, solle ihm gehören, seine Nachkommen sollten zahlreich werden wie der Staub der Erde, nach allen Himmelsrichtungen würden sie sich ausbreiten, in Jakob und seinen Nachkommen sollten alle Geschlechter der Erde gesegnet werden. Überall wolle Gott den Jakob behüten, wohin er auch gehe; er werde ihn nicht verlassen, bis er an ihm alles ausgeführt habe, was er ihm verheißen habe.

Einen solchen Freibrief hatte sich der verschlagene Jakob nach allen Listen und Betrügereien wohl kaum träumen lassen. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich; was er anordnet und tut, ist richtig! Wehe den Nachkommen derer, die einst verbotenerweise vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, wenn sie sich einfallen lassen sollten, die ebenso abstrusen und absurden wie ethisch wunderlichen Einfälle und Machenschaften des göttlichen Willkürherrschers eines kritischen Tadels zu unterziehen. Sie gehören wegen Gotteslästerung vor Gericht und verdienen Bestrafung!

Jakob indes muß wohl dem schönen Traum nicht ganz getraut haben, jedenfalls hielt der alte Gauner es für geraten, nach seinem Erwachen den unberechenbaren Herrn und Gott mittels eines Gelübdes an sein Versprechen festzuschnallen, wobei er kühn genug war, zugleich eine dreiste Bedingung zu stellen. Dieses Gelübde nämlich geschieht nur unter einer bestimmten Prämisse und beginnt mit dem Wörtchen "wenn": "Wenn Gott mit mir ist und mich auf dem Wege, den ich jetzt gehe, behütet, wenn er mir Brot und Nahrung gibt und Kleider zum Anziehen, und ich glücklich in mein Vaterhaus zurückkehre, dann

soll der Herr mein Gott sein." Damit diese Bedingung nicht vergebens in den Wind gesprochen ist, setzt Jakob einen Denkstein, daraus solle später ein Gotteshaus werden, und der schlaue Fuchs teilt dem alten Polterer jenseits der Wolken mit: "Von allem, was du mir gibst, will ich dir getreulich den zehnten Teil geben." Damit nagelt der gerissene Jakob seinen Gott und Meister fest. Gibt der ihm wenig, bekommt er auch nur wenig zurück, gibt er ihm viel, soll er von dem vielen seine zehn Prozent haben.

Spätestens hier wird die sogenannte Religion von einem ihrer Auserwählten zur Handelsware, zum Handelsobjekt gemacht, sie wird käuflich. Zugleich wird Gott manipulierbar; Jakob sucht ihn in den Griff zu bekommen, er stellt ihn in seine Dienste, indem er ihm eine relative Abgabe verspricht, die von dem abhängen soll, was der Alte ihm herbeischaffen wird. Fahrt dahin, fromme Einfalt des alten Isaak, gutmütiger Gehorsam des alten Abraham und aufrichtige Naivität des harmlosen Esau! Hier ist ein Mann, der von anderer Denkungsart ist, ein harter Realist und Kaufmann, ein geriebener Politiker und fuchsender Jurist. Von seinesgleichen soll die Erde später noch wimmeln, so hat Jahwe verheißen, und das hat er in der Tat gehalten.

Nicht mit Kain, nicht mit den lustvollen Einwohnern von Sodoma und Gomorrha, nicht mit der ungehorsamen neugierigen Frau des Lot, nicht mit dem arglosen, von einem Fettnäpfchen ins andere tretenden Esau hat Gott den Menschen zum Schädling bestimmt, sondern mit dem ränkevollen, nur auf seinen eigenen Vorteil bedachten Jakob, dem kaltblütig jedes Mittel recht ist, wenn er nur zu seinem Vorteil gelangt; mit dem kühl kalkulierenden Familien- und Gottespolitiker, über dessen seelische Qualitäten und Gemütswerte eine Bestandsaufnahme nur zu dem beklagenswerten Ergebnis Null kommen kann. Diesem Schädling nun, diesem bedenkenlosen Egoisten und Übervorteiler fällt Gottes große Verheißung zu, und – wie könnte es bei einem solchen Charakter anders sein – er macht auch daraus noch einen Kontrakt: zehn Prozent werden zugebilligt, aber nur dann, wenn alle übrigen Versprechungen eingelöst werden.

Der alte Jahwe mußte sich dieses unverschämte Gelübde wohl oder übel abtrotzen lassen, wenn er denn nicht wieder ein Fiasko erleben und es ihn nicht abermals gereuen sollte, den Menschen erschaffen zu haben. Liegen wir richtig mit dieser psychologischen Überlegung? Oder bietet sich die andere Version als naheliegender an: die langfristig angelegte Beseitigung der bedauerlicherweise geschaffenen Spezies Mensch erhielt damals ihre eigene zwanghafte Automatik, auf daß Gott und der Teufel sich allmählich aus der Szene zurückziehen konnten, um statt dessen den sich göttlich dünkenden Menschenschädling gegen seinesgleichen in Aktion treten zu lassen: Um das darauf folgende Melodrama, genannt die große Welt- und Menschheitsgeschichte, möglichst lange hinzuziehen und sein apokalyptisches Ende hinauszuzögern, mußten freilich die anfänglichen Illusionen von Gut und Böse aufrechterhalten bleiben, mußte mal das Böse gutgeheißen, das Gute verteufelt, dann wieder das Böse verflucht und das Gute mit Verheißungen gepriesen und bestätigt werden. Die Erkenntnis von Gut und Böse, die noch Eva erstrebt und erreicht hatte, mußte durch einen Mann, durch Jakob nämlich, in eine beispielhafte Verwirrung über Gut und Böse überführt werden, wenn denn die Misere, in die Gott den Menschen hineinerschaffen hatte, aufrechterhalten bleiben sollte. Mit Jakob, dessen durchtriebene Ränke von höchster Instanz gesegnet und gutgeheißen wurden, geriet die von Gott auserwählte Menschheit endgültig in das unausbleibliche permanente Dilemma, von dem zu Beginn die Rede war. Was wir auch tun, wir können es niemals richtig machen. Die schlimmsten Fehler, ja Untaten, können aus bester Absicht hervorgehen, die erfolgreichsten, mindestens scheinrichtigen Handlungen aus niederträchtigster Motivation. Der Zweck heiligt die Mittel, vom Ergebnis her erscheint alles gerechtfertigt oder, wenn die Sache schief geht, tadelnswert und verurteilungswürdig. Gott legte das Denken der Menschen und ihre Geschichte final an, das verheißene Endziel bestimmt den Weg, ja rechtfertigt jeden Weg, wenn er nur auf dieses Ziel hinführt. Diese Zukunftsprojektion lenkt zugleich ab und weg von der Gegenwart, die keinen Eigenwert besitzt, sondern nur funktional in die Zukunft einbezogen wird. Die Kinder Jahwes leben nicht in der

Gegenwart, erst recht nicht der Gegenwart, sie sind den Zwängen einer von Gott verheißenen Zukunft unterstellt.

Handelsobjekt Weib

Jakob, um auf ihn zurückzukommen, langte in Haran, der Heimat seiner Mutter Rebekka und seines Oheims Laban an. Dort begegnete er seiner Cousine Rachel, die als Hirtin mit den Schafen ihres Vaters unterwegs war. Jakob war ihr beim Tränken der Tiere behilflich, küßte sie und fing laut zu weinen an. Der Grund dieses Tränenausbruchs ist nicht unmittelbar ersichtlich. Sei es nun Selbstmitleid, sei es so etwas wie nervliche Überanspannung nach allem Vorausgegangenen, im Zusammenhang mit seinem Weinkrampf jedenfalls erzählte Jakob der Rachel, wer er sei. Sie lief davon und teilte es dem Vater mit, der dem Neffen sogleich entgegeneilte, sich von ihm seine listenreiche Lebensgeschichte berichten ließ, um ihm dann freudig zu versichern: "Ja, du bist mein Bein und Fleisch!" Vater Laban erkannte in Jakob sogleich den Gesinnungsgenossen. Wie sehr aber der alte Fuchs dem schlauen Jakob an List und Schläue überlegen war, das sollte der Neffe noch zu spüren bekommen. Nach einem Monat jedenfalls fragte Laban den Jakob, der für ihn arbeitete, nach seinem Lohn; denn auch als Neffe solle er nicht ganz umsonst für den Onkel schuften. Nun hatte dieser zwei Töchter, die ältere hieß Lea und hatte glanzlose Augen, muß auch sonst nicht sonderlich attraktiv ausgesehen haben; Rachel aber, die jüngere, war schön von Gestalt und Antlitz, und Jakob hatte sich längst in sie verliebt. So versprach er dem Onkel, ihm sieben Jahre umsonst dienen zu wollen, wenn er ihm dafür die jüngere Tochter Rachel geben wolle. Wenn Karl Marx festgestellt hat, daß eine Ware, wie ihre Analyse zeige, ein sehr vertracktes Ding sei, voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken, so war vermutlich Jakob der erste, der die Wahrheit dieser Feststellung erfahren mußte, als er sich um die Ware Frau, namens Rachel, bewarb und sie mit einer siebenjährigen Arbeitsleistung für sich erwerben wollte. Zudem

wurde hier der Mensch, und zwar die Frau, expressis verbis als Naturalwert zum ursprünglichen Geldmaterial herabgewürdigt, als Handelsobjekt versklavt. Bei freier und unverwalteter Zuneigung sowie Anerkennung ihrer – einmal unterstellten – Gegenliebe hätte es jedenfalls dieses vertrackten Kontrakts nicht bedurft.

Laban scheint Jakobs Vorschlag als geringes Übel anzusehen, indem er ihm antwortet: "Es ist besser, ich gebe sie dir als einem fremden Manne. Bleib also bei mir." Und Jakob nahm den alten Laban beim Wort und diente ihm sieben Jahre. Sie verflogen ihm wie ein Tag, so sehr war er in Rachel vernarrt. Als die Zeit um war, forderte er von Laban die Einlösung des Arbeitsvertrages. Laban bereitete daraufhin auch die Hochzeit vor, lud alle Leute des Ortes dazu ein und veranstaltete ein Festmahl. Am Abend aber nahm der schlaue Laban statt der Rachel die Lea und führte sie dem Jakob zu, der ihr beiwohnte. Man fragt sich, wie das möglich sein konnte. Aber der verliebte Narr wird einerseits nicht so genau hingeschaut, sondern sich in seliger Ungeduld und Leidenschaft mit ihr aufs Bett geworfen haben – man denke sich: sieben Jahre Wartezeit waren vorausgegangen! – anderseits dürfte seit Noahs Zeiten, der ungehörigerweise nackt im Zelt lag, die Vermummung, und zumal bei orientalischen Frauen, erst recht aber am Hochzeitstag, gang und gäbe gewesen sein. Anders ist es wohl kaum zu begreifen, wie der vorsichtige und sogar seinem Herrn und Gott gegenüber mit allen Wassern gewaschene Jakob auf einen so plumpen Trick hereinfallen konnte.

Laban gab der Tochter Lea seine Sklavin Silja als Magd, die nötigenfalls als Nebenfrau zu fungieren hatte. Hier wird die Notzucht in des Wortes eigentlicher und später üblicher Bedeutung gesellschaftlich legitimiert. – Am andern Morgen großer Kladderadatsch, als Jakob die Augen aufgehen und er die mattäugige Lea bei sich liegen sieht. Vorsichtig fragt der betrogene Betrüger, der mit ähnlichen Mitteln seinen Bruder Esau um Erbe und Lebensglück gebracht hatte, den betrügerischen Onkel: "Warum hast du mir das angetan? Habe ich nicht um Rachel bei dir gedient? Warum hast du mich betrogen?" Der Begriff und Tatbestand des Betruges war dem Gottesliebling Jakob durchaus

geläufig. Nur, es ist eben doch ein Unterschied, ob man sich dieses bewährten Mittels gegen andere bedient oder ob andere es gegen einen selbst anwenden! Laban läßt dem Betrogenen eine verspätete Belehrung zuteil werden, die er ihm fairerweise schon vor sieben Jahren hätte kundtun sollen. Jakob erhält die lapidare Auskunft: "Es ist hierzulande nicht Sitte, die Jüngere vor der Älteren zu geben. Führe mit dieser die Brautwoche zu Ende, dann will ich dir auch jene geben für den Dienst, den du mir noch sieben weitere Jahre leistest." – So einfach ist das! Was nicht Sitte und Brauch ist, das ist auch nicht zulässig, der Zweck heiligt die Mittel, die Sitte rechtfertigt den Betrug! Versprechen hin, Versprechen her: was man nicht tut, das tut man nicht! Jakob fügt sich und erhält diesmal eine Vorauszahlung, nämlich seine geliebte Rachel. Vorher aber muß er sich eine Woche lang mit der mattäugigen Lea vergnügen. Diese Flitterwoche dürfte für die arme verschacherte Lea entehrend und beschämend genug gewesen sein, vorausgesetzt, Frauen hatten zu jener Zeit überhaupt das Recht, in derartigen Kategorien zu denken. Was sie empfanden, spielte dabei keine Rolle; sie hatten sich dem väterlichen und männlichen Verdikt zu fügen, sonst nichts!
Nach dieser Flitterwoche bekam Jakob, der betrogene Listenreiche, nun doch seine Rachel: Laban gab ihr, bevor die Brautnacht vollzogen wurde, seine Sklavin Bilha als Magd bei, mit der Jakob ebenfalls nach Belieben seine Notzucht treiben konnte. Überflüssig, wenn die ehrwürdige Heilige Schrift noch vermerkt, daß Jakob die Rachel mehr liebte als die trübe dreinblikkende Lea, die nun allerdings auch Grund genug hatte, allen Glanz aus ihren Augen zu verlieren. Die ganze Angelegenheit gefiel aber dem leibfeindlichen alten Jahwe nicht, dem als einem puren Geist die Lustlosigkeit seit eh und je mehr gegolten hatte als die Lust der Menschen, die ihn eifersüchtig und böse machte. Er betätigte sich jedenfalls zum ersten Mal als praktizierender Gynäkologe, indem er den Mutterschoß der Lea öffnete, den der Rachel aber unfruchtbr werden ließ, und zwar ohne Anwendung der später von seinen Päpsten durch Enzyklika verbotenen Pille. Haben wir in dieser Doppelbeziehung Jakobs das archetypische Muster so mancher Doppelbeziehung zu sehen: hier die pflichtgemäß gehaltene Ehefrau und Mamma und da-

neben die kinderlose junge Geliebte? Wie dem auch sei, Lea bekam einen Sohn, den sie Ruben nannte, und sie war sich dessen sicher, daß Jakob sie nun lieben werde, hatte sie ihm doch den gewünschten männlichen Ertrag gebracht. Ein zweiter Sohn folgte, nach ihrer Meinung als weiterer von Jahwe bestimmter Ausgleich für Jakobs Zurücksetzung. Sie nannte ihn Simeon. Der dritte kam bald hinterher und bekam den Namen Levi. Ob ihre Augen noch immer glanzlos waren, wird nicht berichtet, aber einen glänzenden Mutterschoß hatte Gott ihr zugebilligt; denn nicht lange, so kam der vierte Sohn, Juda nämlich, und nun war bei ihr vorläufig Schluß mit dem Gebären. Der schönen Rachel aber wurden die Augen glanzlos; oder funkelten sie vor Eifersucht? Sie forderte jedenfalls von ihrem Eheherrn entschieden, ihr auch Kinder zu geben, sonst werde sie Kummers sterben. Statt das schöne Weib zu trösten, wurde der fruchtbare Jakob zornig und wies darauf hin, daß nicht er, sondern der allerhöchste Geburtenregler ihr die Kinder versagt habe. Rachel bediente sich nun ihrer Magd Bilha, die Jakob notzüchtete, und die auf Rachels Knien gebären mußte. Dabei kamen mit der Zeit wiederum zwei Söhne heraus, die Rachel kurzerhand ihr eigen nannte. Diese Söhne hießen Dan und Naphtali: Das aber brachte nun die mattäugige Lea wiederum in Eifersucht, und sie geriet in Harnisch, nahm nun auch ihre Magd Silpa und gab sie dem Jakob zur Besamung, und zwar mit dem Erfolg, daß abermals ein Sohn zur Welt kam; sein Name war Gad. Die Sklavin Silpa mußte auch weiterhin ihren Schoß dem stoßfreudigen Jakob zur Zucht hinhalten und bekam einen zweiten Sohn, nämlich Aser.

Das genügte aber noch keineswegs. Die Eifersüchteleien der geschwisterlichen Ehefrauen gingen weiter, Liebesäpfel spielten dabei eine Rolle, Lea gebar nun zur Abwechslung wieder einen Sohn; denn Gott hatte inzwischen ihr Flehen erhört, und zwar zum Lohne dafür, daß sie ihre Magd dem Mann hingegeben hatte. Es kam auch noch ein sechster Sohn und obendrein, wahrscheinlich weniger erwünscht, eine Tochter Dina. Jetzt aber wandte der allwissende und allmächtige Geburtshelfer endlich doch auch sein Erbarmen und seine frauenärztliche Kunst der zurückgesetzten Rachel zu, öffnete mit einem geschickten

Kunstgriff ihren bis dahin fruchtlosen Mutterschoß, und sie empfing und gebar den später so berühmten Joseph. Nach jahrelanger lastvoller Tages- und lustvoller Nachtarbeit entschloß sich Jakob schließlich auf Geheiß des Allerhöchsten, von seinem Schwiegervater und Onkel, der Böses gegen ihn im Schilde führte, Abschied zu nehmen und mit seinen Weibern sowie Kind und Kegel heimzuziehen, woher er gekommen war. Laban ließ den Flüchtigen verfolgen, aber die Sache ging gut aus! Angesichts der Ungewißheit, wie der grollende Esau sich zu dieser vielköpfigen Rückkehr stellen werde, hielt Jakob es für besser, sich als Wolf im Schafspelz einzuschleichen, sandte Boten voraus und ließ dem harmlosen Esau die unterwürfigsten Versprechungen ausrichten. Der fiel auch prompt auf die Heuchelei herein und zog dem Bruder zur Begrüßung mit vierhundert Mann entgegen. Da rutschte dem feigen Jakob das Herz in die Hose, sofern er eine solche getragen haben sollte, und er zerteilte seine große Gefolgschaft in zwei Lager, damit für den Fall eines Angriffs wenigstens ein Teil der Leute gerettet werden könne. Gleichzeitig wandte er sich mit einem heuchlerischen Bittgebet an seinen höchsten Herrn und Beschützer, wobei er unterwürfig versicherte: " Ich bin nicht wert all der Gnaden und all der Treue, die du deinem Knecht erwiesen hast." Zugleich pochte er auf die Verheißung, die er sintemalen unter der Leiter empfangen hatte. Dazu schickte er dem gutgläubigen Esau Begütigungsgeschenke, nämlich zweihundert Ziegen und zwanzig Böcke, zweihundert Mutterschafe und zwanzig Widder, dreißig säugende Kamele mit ihren Füllen, vierzig junge Kühe und zehn junge Stiere, zwanzig Eselinnen und zehn Eselfüllen. Die Auftriebsliste ist vollständig überliefert. Den Esau redete er als seinen Herrn an und bezeichnete sich selbst als dessen ergebenen Knecht. Seine beiden Frauen und die zwei Mägde sowie seine gesamte Habe setzte er über den Fluß Jabok und blieb dann allein zurück. Da nahte sich ihm ein Anonymus und verwickelte ihn in einen Ringkampf, der bis zur Morgenröte angedauert haben soll. Der Kampf ging unentschieden aus, worüber sich die Theologen viele Gedanken gemacht haben. Zum Schluß jedoch ließ der Anonymus dem standhaften Ringkämpfer Jakob eine mehr oder weniger unsanfte Berührung am Hüftgelenk zu-

teil werden, so daß dieses ausgerenkt wurde. Jakob, der manische Segensammler, hielt den himmlischen Ringer aber dennoch fest und drohte ihm: "Ich lasse dich nicht los, ehe du mich gesegnet hast!" Die vergangenen Segnungen Jakobs reichten dem Nimmersatt offensichtlich nicht aus, er verlangte noch einen Segen dazu und bekam ihn auch, erhielt jedoch zuvor die Mitteilung: "Du sollst hinfort nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel: denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und den Sieg davongetragen." Israel aber bedeutet Gotteskämpfer. Der vorsichtige Jakob nahm nun eine Art Ausweiskontrolle vor und fragte den Anonymus nach seinem Namen, wurde aber nur mit einer Gegenfrage beschieden: "Warum fragst du mich?" Daraufhin erhielt Jakob-Israel den geforderten Segen und hinkte von dannen. Später erzählte er, daß er Gott von Angesicht gesehen habe und dennoch mit dem Leben davongekommen sei. Lassen wir es dahingestellt. Zeugen jener Nacht gab es nicht, und von Jakob war bisher noch selten die Wahrheit zu hören.

Die dann folgende Begegnung mit Bruder Esau verlief friedlich; denn Esau zeigte sich wieder einmal großzügig und gutmütig und erwähnte die unrühmliche Vergangenheit des Bruders mit keinem Wort. – Es folgen allerlei unschöne Geschichten, z.B. die Entführung und Vergewaltigung der Tochter Dina, zu der Jakob aber um äußerer Vorteile willen schwieg!

Später erschien dem hinkenden Jakob der himmlische Ringkämpfer abermals und mahnte ihn zur Fruchtbarkeit und Volksvermehrung; denn seinesgleichen gab es immer noch nicht genug auf Erden. Damit nun aber die liebe Lust und die lustige Liebe für den israelitischen Ringkämpfer beim göttlich verordneten fleißigen Koitieren ein Ende habe, ließ der eifersüchtige Allerhöchste die Lieblingsfrau Rachel bei der Geburt des Benjamin sterben, und zwar in der Wüste nahe bei Bethlehem. Dort steht, wie berichtet wird, ihr Denkstein bis auf den heutigen Tag.

Von da an muß Jakob wohl auf dem Liebeslager gestreikt haben; denn weitere Kinder wurden ihm nicht mehr geboren. Sein Vater Isaak, zu dem er nun zurückkehrte, war mittlerweile einhundertundachtzig Jahre alt geworden, er hatte das Leben satt und

versammelte sich zu seinen Vätern. Vermutlich hat ihm die Rückkehr seines schlichegewohnten ältesten Sohnes wenig Freude bereitet. Esau und Jakob begruben ihn gemeinsam.

Der erste Theologe tritt auf

Jakob erlebte, worüber wir uns nicht zu wundern brauchen, an seinen Söhnen wenig Freude. Die Familiengeschichte geht mit allerlei Abscheulichkeiten weiter. So nahm sich Ruben die Bilha, Nebenfrau seines Vaters, mit ins Bett, was als Blutschande gewertet wurde. Sitte und Unsitte unterlagen seit je wechselnden Kriterien, und immer wußten die Herrschenden die Gesetze der Moral jenseits der Wolken zu verankern. Die von Menschenhirnen in utilitaristischem Denken ausgebrütete Projektion Gott wurde und wird zum Maß aller Dinge erhoben, regelt und bestimmt seit alters das Zusammenleben der Menschen. Die Erfindung des höchsten Herrn, der ein Niemand ist, ermöglichte den Erlaß aller Moralgesetze, aller institutionalisierten Sitten und Herrschaftsstrukturen, denen sich das gläubige Volk zu beugen hat. Doch mit diesen ketzerischen Bemerkungen fallen wir aus der Rolle und kehren nun zurück zum weiteren Verlauf der Heilsgeschichte.
Es ist sicher verständlich, wenn Vater Jakob unter seinen vielen Söhnen den Erstgeborenen seiner verstorbenen Lieblingsfrau Rachel besonders begünstigte, nur hätte er es besser nicht so offensichtlich getan; denn er erregte damit Neid, Mißgunst und zuletzt bösartigen Haß bei Josephs Brüdern, die diesen schließlich auf unmenschliche Art zu beseitigen suchten. Die Lebensgeschichte des keineswegs unsympathischen Joseph wird in den Schriften des Alten Testaments ausführlich erzählt, und sie wird schließlich zur Geschichte eines ganzen Volkes. Folgen wir ihr darum in großen Zügen unter dem Blickwinkel göttlicher Mitwirkung am Geschick der von ihm in allmächtiger Kreativität erfundenen und für diese Erde erschaffenen Menschen.
Vater Jakob gab seiner Vorliebe für Rachels Sohn Joseph dadurch besonderen Ausdruck, daß er ihm ein ausnehmend schö-

nes Gewand mit langen Ärmeln schneidern ließ, das den Brüdern in die Augen stechen mußte. Sie zogen ein schiefes Maul und sprachen kein freundliches Wort mehr mit dem Bevorzugten. Der jedoch, anscheinend arglos wie sein Onkel Esau, plauderte ihnen vertrauensselig einige recht selbstgefällige Träume aus, die er nächtens gehabt und gut im Gedächtnis behalten hatte. Beim Garbenbinden auf dem Felde hätten sich die von den Brüdern gebundenen Garben vor seiner aufrecht dastehenden Garbe verneigt, ja Sonne, Mond und Sterne waren gekommen, um ihm, dem Träumer Joseph, ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Dieser letzte Traum machte sogar den alten Jakob hellhörig, und er hielt auch mit seinem Mißfallen nicht zurück, obwohl er sich doch eigentlich hätte an die eigene Nase fassen und sagen müssen, daß die offensichtlichen Bevorzugungen bei dem jungen Mann nicht ohne Auswirkung bleiben konnten. Die Brüder aber knirschten mit den Zähnen und überlegten, wie sie den eitlen Träumer loswerden könnten.

Der sonst so listige Jakob muß die gefährliche Situation – anders als früher seine Mutter Rebekka in seinem Fall – wohl unterschätzt oder altersbedingt gar nicht mehr wahrgenommen haben, jedenfalls war er so töricht, den eingebildeten Joseph weit hinaus zu seinen Brüdern in die Steppe zu schicken, wo sie mit den Schafherden unterwegs waren. Joseph sollte ihm von ihrem Wohlergehen berichten.

Als nun die Brüder den Hätschelhans in seinem kostbaren Ärmelgewand herankommen sahen, faßten sie den Entschluß, ihn kurzerhand umzubringen und dann dem Vater vorzuschwindeln, ein wildes Tier habe ihn angefallen und gefressen. Sie waren echte Söhne ihres verschlagenen alten Herrn. Nur dem Ruben behagte die Sache wenig, er schlug eine möglicherweise humanere Art vor, nämlich den verhaßten Halbbruder in eine ausgetrocknete Zisterne zu werfen, wo er entweder verhungern und verdursten oder auch auf eine zufällige Rettung hoffen konnte. Dieser Vorschlag wurde ausgeführt. Als dann aber eine Karawane von Ismaeliten daherkam, machte Bruder Juda noch einen besseren Vorschlag, nämlich sich nicht an dem Bruder zu vergreifen, sondern aus ihm klingende Münze zu schlagen und ihn als Sklaven an die Handelsreisenden zu verkaufen. So wur-

de es dann beschlossen, und man ließ sich zwanzig Silberlinge für das brüderliche Verkaufsobjekt auszahlen, während die Kaufleute mit dem eingehandelten Joseph nach Ägypten weiterzogen. Die Brüder aber, die Josephs schönen Rock zurückbehalten hatten, schlachteten einen Ziegenbock, besudelten den Rock mit dessen Blut und schickten das auf diese Weise verfertigte corpus delicti dem Vater mit der zynischen Nachricht: "Das haben wir gefunden. Sieh zu, ob es der Rock deines Sohnes ist oder nicht!" Die betrübliche Schlußfolgerung stellten sie dem Vater anheim, der, sobald er der Nachricht kund und des Rockes ansichtig geworden war, die von den Brüdern vorauskalkulierte Feststellung traf: "Ein wildes Tier hat ihn gefressen!" Darauf zerriß er, orientalischer Sitte gemäß, seine Kleider zum Zeichen der Verzweiflung, legte ein härenes Gewand um seine Hüften, trauerte um den Verlust seines Lieblingssohnes und ließ sich von dessen Brüdern auf keine Weise trösten. Vielmehr machte er sich dazu bereit, in das Totenreich hinabzusteigen. Der alte Jahwe scheint sich um seinen Liebling damals nicht mehr sonderlich gekümmert zu haben, jedenfalls ließ er ihn ohne Hoffnung in seiner Verzweiflung sitzen und gab ihm auch nicht den leisesten Wink über den wahren Sachverhalt.

Die Händler indessen verkauften Joseph in Ägypten an einen gewissen Putiphar, der als Kämmerer beim Pharao angestellt und zum Obersten der Leibwache berufen worden war. Dort erwies sich Joseph als äußerst anstellig, hatte eine glückliche Hand in allem, was er begann und durchführte und wurde bald der vertrauteste Diener, zumal sich Putiphar in den Kopf gesetzt hatte, daß Gott der Herr selber den von ihm geschätzten Joseph begünstigen müsse. Joseph wurde schließlich der Verwalter seines ganzen Anwesens, und es hatte den Anschein, als ob sich in ihm die glückliche Natur der Mutter mit der Schläue des Vaters zu einer vertrauenswürdigen, ehrlichen Klugheit verbunden hätten. Unter Josephs Verwaltung blühte das Hauswesen des Putiphar auf; zudem entwickelte sich der junge Joseph mit der Zeit zu einer stattlichen Erscheinung, schön von Gestalt und schön von Angesicht, ein Liebling der Frauen, wie sich zeigen sollte.

Putiphars Weib nämlich verliebte sich in ihn und suchte ihn heimlich in ihr Schlafkämmerchen zu ziehen. Joseph aber entrüstete sich dagegen, anscheinend allerdings weniger aus Rücksicht und Fairneß gegenüber dem nichtsahnenden Herrn Gemahl, sondern weil er durch ein so schweres Unrecht sich wider Gott versündige. Es waren also weniger ethische, als vielmehr moralische Bedenken, die Joseph bestimmten, als er der Verführung des Tag für Tag auf ihn einredenden Weibes widerstand. Das ging so eine ganze Zeit, bis eines Tages, als sonst niemand im Hause war, das lüsterne Weib den Joseph am Gewand festhielt und ihn bestürmte: "Sei mir zu Willen!" Joseph aber ließ sein Gewand in ihrer Hand zurück, ergriff die Flucht und lief aus dem Haus.
Die verletzte weibliche Eitelkeit kehrte sich prompt in Haß: die Frau, das Gewand des Joseph in der Hand haltend, rief die Hausangehörigen zusammen, schrie wie besessen und behauptete, Joseph habe sie zu Fall bringen und vergewaltigen wollen, habe dann aber auf ihr Geschrei hin sein Gewand zurückgelassen und sei geflohen. Das gleiche erzählte sie mit gespielter Empörung ihrem Gemahl, der darob – wie nicht anders zu erwarten – zornig wurde und Joseph in den Kerker werfen ließ.
Joseph jedoch, von Jupiter, Jahwe oder wem auch immer begünstigt, gewann auch im Gefängnis bald das Vertrauen seines Vorgesetzten, des Kerkermeisters, der ihn zum Aufseher der Gefangenen machte, so daß er auch hier wieder eine bevorzugte Stellung genoß.
Zu dieser Zeit wurden der Mundschenk und der Bäcker des Pharao in den gleichen Kerker eingeliefert, weil sie sich gegen ihren Herrn und König vergangen haben sollten. Joseph hatte sie zu bedienen und gewann auch bald ihr Vertrauen, so daß sie ihm eines Tages kummervoll ihre Träume erzählten, die sie in banger Nacht, sich auf ihren Lagern wälzend, geträumt hatten, für deren Deutung ihnen jedoch sonst niemand zur Verfügung stand. Joseph klärte die Herren darüber auf, daß nur Gott den Menschen über den rechten Sinn eines Traumes erleuchten könne, ließ sich die Träume ausführlich erzählen, die jedem Leser aus der Biblischen Geschichte noch aus seiner Schulzeit in Erinnerung sein werden, und begab sich dann, von Gott erleuchtet,

an die kühne Deutung, derzufolge der Obermundschenk nach drei Tagen wieder in sein Amt eingesetzt, der Oberbäcker aber an einem Pfahl zum Fraße der Vögel aufgehängt werde. Den Obermundschenk bat Joseph, nach drei Tagen seiner zu gedenken, ihn beim Pharao zu empfehlen und ihn aus dem Kerker holen zu lassen, den Oberbäcker ließ er dagegen anscheinend ungetröstet in seiner Verzweiflung liegen.
Tatsächlich traf Josephs Prophezeiung ein, der Obermundschenk kam erneut zu Amt und Würden und durfte dem Pharao wieder den Becher reichen, der Oberbäcker aber baumelte am Strick. Danach verlor der Obermundschenk allerdings die markante Traumdeutung samt dem genialen Deuter schnell aus dem Gedächtnis. Er wollte sich offenbar nicht erneut einen Floh in den Pelz setzen und den Pharao nicht mit einer Geschichte molestieren, die dem König Zweifel an seiner Selbstbestimmung und Selbstherrlichkeit hätte aufkommen lassen können. Erst als der Pharao selber von seltsamen Träumen geplagt wurde, die ihm keiner von den Schriftkundigen und Weisen Ägyptens schlüssig deuten konnte, warf sich der Obermundschenk in die Brust und erzählte, wenn auch ungern an seine Kerkerhaft erinnernd, von Josephs Traumdeutungen und ihrer Erfüllung. Der Pharao, viel zu sehr mit den Problemen seiner ungedeuteten Träume beschäftigt, als daß er hätte bemerken können, wie sehr er durch Josephs Traumdeutung und ihre Erfüllung zu einem Werkzeug des Schicksals degradiert worden war, ließ sogleich Joseph vor sich rufen und fragte ihn, ob er jeglichen Traum deuten könne, wie ihm nachgesagt worden sei. Joseph spielte den Bescheidenen und gab zur Antwort: "Ich vermag nichts, aber Gott wird dem Pharao kundtun, was ihm zum Heile ist!"
Hier müssen wir einen Augenblick in unserem Bericht innehalten und uns darüber klar werden, daß Joseph zum ersten Mal eine Methode oder einen Kniff anwendet, den vor ihm noch keiner angewandt hatte, den aber sein Nachfahre Moses später zu einem genialen System ausgebaut hat. War Vater Jakob, der mit dem alten Jahwe seine abgesicherten Kontrakte schloß, der erste Jurist, so wurde sein Sohn Joseph der erste Theologe, und zwar in des Wortes wörtlicher Bedeutung: der Theologe sagt,

was Gott will, das ist sein Amt. Woher er es weiß, ist allein sein Geheimnis; es kommt lediglich darauf an, daß es geglaubt und – getan wird. Darin liegt die Macht des Theologen über die gläubigen Menschen. Josephs Bescheidenheit ist, so besehen, gespielt, sie ist verkappter Machtanspruch, wie er sich übrigens leicht herleiten läßt aus seinen ersten Träumen, in denen sich die Garben seiner Brüder vor der seinen neigten und sogar Sonne, Mond und Sterne vor ihm niederfielen. Die Autonomie des Menschen aus sich selbst heraus ist ein schwankendes und veränderliches, von manchen äußeren Bedingungen abhängiges Ding, die von Gott verliehene Autorität des Menschen jedoch ist unantastbar, sofern sie nur geglaubt wird. So tritt Joseph vor den Pharao nicht als kundiger Traumdeuter gleich den ägyptischen Schriftkundigen und Weisen, sondern als Bote Gottes, des Allmächtigen, dem sich selbst ein Pharao letztlich beugen muß. Der Pharao wird gewiß seine Zweifel gehabt haben, als der fromme Mann so bescheiden tat, aber seine Neugier und Wißbegier waren größer, und so erzählte er ihm seine Träume. Wir alle kennen Josephs Deutung, mit der er dem Pharao und dem ganzen Land sieben Jahre des Überflusses prophezeit und danach sieben Notjahre, woran er die Empfehlung knüpft, Vorräte zu sammeln, um die Zeit der Not überbrücken zu können. Die Wiederholung der gleichen Symbolik in einem zweiten Traum des Pharao nimmt Joseph zum Anlaß, nochmals auf Gott und dessen festen und unumstößlichen Ratschluß hinzuweisen sowie auf das unverzügliche Eintreffen des von Gott beschlossenen Schicksals.

Was sollte ein kluger und umsichtiger Staatsmann im Range eines Pharao zu damaliger Zeit anders tun, als den an sich einleuchtenden Rat des Traumdeuters vorsichtshalber zu befolgen? Joseph rät ihm in aller Bescheidenheit, er möge sich nach einem klugen und weisen Mann umsehen, ihn nächst Pharao über das Land Ägypten setzen, ihm Aufseher unterstellen, die den fünften Teil aller Erträge beitreiben, um sie dann in gewaltigen Speichern zu sammeln, und zwar für die den fetten Jahren folgenden mageren Jahre. Gleich wie es immer kommen mochte, dieser Rat mußte dem Pharao einleuchten, gab er ihm doch mindestens, auch wenn jene Hungerjahre nicht kommen sollten, die

Möglichkeit, die Schätze des Landes einzuheimsen und zu sammeln, indem er die bisherige Steuer um das Doppelte erhöhte. Den klugen Mann, dessen Einsetzung Joseph für unerläßlich hielt, konnte man so rasch nicht auftreiben, und so kommt der Pharao zu der – von Joseph sicherlich erhofften und wahrscheinlich heimlich berechneten – Entscheidung, Joseph selber für das von ihm vorgeschlagene hohe Amt auszuersehen: "Nachdem Gott dir alles geoffenbart hat, gibt es keinen, der so weise und klug wäre wie du. Du selbst sollst meinem Hause vorstehen; mein ganzes Volk soll sich deinen Befehlen unterwerfen; nur den Thron will ich vor dir voraushaben."

Das ist der erste entscheidende Sieg der Theologie über die Profanie dieser Welt. Ein Staat gesteht ein, daß er ohne Gottes Segen und Gottes Vorsehung schlecht beraten wäre. Der König unterwirft sich dem Gottesmann. Der Pharao überreicht Joseph seinen Siegelring und steckt ihn an Josephs Hand, läßt den Gottgesandten in feinste Gewänder kleiden und ihm eine goldene Kette um den Hals legen. Er stellt ihm seinen zweiten Wagen zur Verfügung, verleiht ihm den Namen Saphenat Paneach und gibt ihm Aseneth, die Tochter des Priesters von Heliopolis, zur Frau.

Auch hier erblicken wir ein Ritual, das später in der theologischen Hierarchie zum Usus geworden ist. Der bürgerliche Name wird mit der Erhöhung und den höheren Weihen abgelegt; die Päpste, Äbte, Mönche und Nonnen scheinen durch die Verleihung eines neuen Namens herausgehoben aus der profanen Welt. – Daß im übrigen Joseph die heidnische Aseneth zur Frau nimmt, scheint den sonst auf Stammesreinheit so empfindlich bedachten Jahwe ausnahmsweise nicht gestört zu haben; jedenfalls wird in der Schrift keine Kritik an dieser Mischehe angemeldet. Die Macht ist den Theologen von jeher wichtig gewesen, wichtiger – wie man sieht – als die Einhaltung ihrer ureigensten Prinzipien, wenn es freilich auch davon scheinbare Ausnahmen gegeben hat, wie später der Fall Heinrichs VIII. von England gezeigt hat, der 1534 die Abspaltung der englischen Kirche von der römischen zur unfreiwilligen Folge gehabt hat.

Joseph war dreißig Jahre alt, als er vom Pharao mit Amt und Ehren bekleidet wurde, und sieben Jahre lang, in denen das

Land von reichen Ernten gesegnet war, reiste er umher und sammelte den Überfluß in die Vorratsspeicher, worauf, seiner früheren Traumdeutung gemäß, sieben Hungerjahre einsetzten, und zwar nicht nur für Ägypten, sondern für die ganze damals bekannte Welt. In Ägypten waren Vorräte zur Hand; der Pharao, von Josephs göttlicher Sendung inzwischen gänzlich überzeugt, stattete ihn auch weiterhin mit allen Vollmachten aus und verhielt sich vollkommen nach seinem Rat.
Die Kunde von Ägyptens Vorratslagern verbreitete sich bald, und so forderte Vater Jakob eines Tages seine Söhne auf, dorthin zu ziehen und Getreide einzukaufen und mitzubringen; nur den jüngsten Sohn Benjamin, den vermeintlich einzig noch lebenden Sprößling seiner Lieblingsfrau Rachel, hielt er zurück aus Furcht, auch ihm könne auf der Reise ein Unheil widerfahren.
In Ägypten wurde jederman, der dort Nahrungseinkäufe zu tätigen gedachte, unmittelbar an Joseph verwiesen, der sich höchstpersönlich alle Entscheidungen über die Vorräte vorbehalten hatte.
So erschienen denn eines Tages seine Halbbrüder vor ihm, verneigten sich unterwürfig bis zur Erde und erbaten die Genehmigung zum Einkauf. Joseph erkannte sie sofort, während sie ihn nicht wiedererkannten, fuhr sie barsch an und gedachte, da sie demütig vor ihm standen, seiner Jugendträume, deren Erfüllung er nun vor sich sah. Er verdächtigte sie der Spionage und verwikkelte sie in ein – wie ihnen scheinen mußte – höchst gefährliches und bedrohliches Gespräch, forderte zum Beweis ihrer Behauptungen, die er zunächst als unwahr zurückwies, die Vorführung ihres jüngsten Bruders Benjamin, den einer von ihnen zu holen er beauftragte, während die anderen bis dahin gefangen gesetzt werden sollten. Vorerst ließ er sie allesamt in Gewahrsam bringen, befahl sie dann nach drei Tagen wieder vor sich zu führen, bezeichnete sich selbst als einen gottesfürchtigen Mann, lockerte nun seine erste Verfügung und änderte sie dahingehend ab, daß nur einer von ihnen zurückbehalten werden sollte, während alle anderen, sogar mit Getreide beladen, nach Hause zurückkehren konnten, jedoch unter der unabdingbaren Bedingung, daß sie bald darauf ihren jüngsten Bruder Benjamin vor ihn zu bringen hätten. In der Annahme, der vornehme

Ägypter verstehe ihre Landessprache nicht, begannen sie sich nun in seiner Gegenwart Vorwürfe zu machen über die an ihrem Bruder Joseph begangene Untat, und insbesondere Ruben hielt ihnen vor, nicht auf ihn gehört zu haben, wofür jetzt das Schicksal seine Rechenschaft fordere. Joseph, der all das verstand, wandte sich ab und weinte. Als er sich wieder gefaßt hatte, ließ er den Simeon aus ihrer Mitte ergreifen und vor ihren Augen fesseln. Nun wurden die Säcke mit Getreide gefüllt, und Joseph ließ unbemerkt jedem von ihnen sein Geld wieder in den Sack packen und ihnen dazu Zehrung für die Rückreise aushändigen.

Erleichtert luden die Brüder ihr Getreide auf die Esel und zogen ihres Weges. Erst in der nächsten Herberge, als einer von ihnen seinen Esel aus dem Getreidesack füttern wollte, bemerkte er sein Geld. Als auch die anderen das ihrige fanden, waren sie nicht etwa erfreut, sondern fielen in großen Schrecken. Sie fürchteten eine böse Finte des Ägypters, die dieser wohl auf Gottes Geheiß ausgeheckt haben mußte. Dem alten Jakob erzählten sie diesmal wahrheitsgemäß alles, wenn auch nicht die üble Geschichte, wie sie sich ehemals ihres Bruders Joseph entledigt hatten. Voll Verzweiflung rief der alte Filou, der er jedoch nur ehemals war: "Ihr bringt mich um meine Kinder! Joseph ist nicht mehr am Leben, Simeon ist nicht mehr am Leben, und nun wollt ihr auch Benjamin fortnehmen. Warum bricht alles dies über mich herein?" Ja, warum? Das hätte der alte Herr sich eigentlich selber beantworten können, wenn er die Rachegedanken seines höchsten Herrn kannte und sich erinnerte, wie er es selbst früher mit Bruder und Vater getrieben hatte. Ruben, der aber auf der Einlösung des benjaminischen Versprechens, das man dem vermeintlichen Ägypter gegeben hatte, unbedingt bestand, versprach dem Vater kurioserweise aus voller Überzeugung: "Meine beiden Söhne magst du töten, wenn ich dir den Benjamin nicht zurückbringe. Vertraue ihn mir an; ich bringe ihn dir wieder!"

Ein wenig seltsam doch, daß ein Mann, der bereit ist, seine eigenen Söhne abschlachten zu lassen, Vertrauen für die durch ihn gewährleistete Sicherheit für seinen Bruder erwartet! Der alte Jakob läßt sich denn auch nicht von dieser Logik überzeugen

und verweigert die Erlaubnis, den Benjamin, das einzige noch lebende Andenken an die geliebte Rachel, mitgehen zu lassen: "Stieße ihm auf dem Wege, den ihr ziehen müßt, ein Unfall zu, so brächtet ihr mein graues Haupt vor Kummer unter die Erde."
Der Hunger im Lande ward jedoch ärger, das mitgebrachte Getreide war schließlich verzehrt, und Vater Jakob bat seine Söhne, noch einmal nach Ägypten zu ziehen und Vorräte einzukaufen. Diese aber weigerten sich standhaft, dem Ansinnen nachzukommen, ohne den Bruder Benjamin wieder vor den Ägypter hinzutreten. Jakob warf ihnen vor, daß sie jenem alles ausgeplappert hätten; es wäre ja schließlich nicht notwendig gewesen, ihm von Benjamin zu erzählen. Sie aber erwiderten mit Recht, daß sie lediglich auf Befragen wahrheitsgemäß geantwortet hätten und überdies nicht hätten wissen können, daß der Mann von ihnen die Vorführung ihres Bruders fordern würde. Jetzt verbürgte sich Juda beim Vater persönlich für den jüngsten Bruder. Er wolle alle Schuld auf sich selber nehmen, falls jenem etwas zustoße. Nun, das klang doch ein wenig anders als die Garantie des Ruben, der seine Söhne als Schlachtopfer angeboten hatte.
Nun wurde in Jakob der alte Diplomat wieder wach, und er fand folgende Lösung: Wenn es nun unbedingt sein müsse, dann sollten die Söhne nicht nur den Benjamin mitnehmen, sondern auch einiges von den besten Erzeugnissen des Landes, und zwar als persönliche Geschenke für den unberechenbaren Ägypter, zum Beispiel etwas Balsam, etwas Honig, auch Gummi und Rosenharz sowie Pistazien und Mandeln. Ferner gab er ihnen doppelt so viel Geld mit als das vorige Mal, also das in den Säcken wieder mitgebrachte und noch einmal so viel dazu. Alles andere stellte Jakob dem allmächtigen Gott anheim und ließ seine Söhne samt Benjamin gen Ägypten ziehen. Dabei sandte er ihnen den Seufzer nach: "Ich aber bin nun wieder kinderlos, wie ich einst ohne Kinder war!" Das Gottvertrauen des alten Mannes scheint in diesem Augenblick recht gering gewesen zu sein. War dem allerhöchsten Bundesgenossen überhaupt noch zu trauen?
Joseph ließ nach Ankunft seiner Brüder ein Stück Vieh schlachten und ein Mittagsmahl bereiten; sie selbst aber ließ er vorerst

in sein Haus führen. Da gerieten sie in große Furcht und Besorgnis, erwarteten wegen des Geldes, das sie ehedem ungewollt in ihren Säcken mitgenommen hatten, eine Anklage, fürchteten überhaupt, daß man ihnen ihre Esel wegnehmen und sie selbst als Sklaven verkaufen werde; wohl ein typischer Fall übrigens von Projektion; denn was man andern unwillkürlich zutraut, muß erst einmal im eigenen Hirn und Herzen schlummern. Vorsichtshalber wandten sie sich in ihrer Angst an den Hausverwalter des Joseph, erzählten ihm die unangenehme Geschichte mit dem Geld, verwiesen auf das Mitgebrachte und beteuerten ihre Unschuld. Der Hausverwalter gab ihnen daraufhin eine etwas sonderbare Auskunft, nämlich diese: "Euer Gott und eueres Vaters Gott hat da heimlich einen Schatz in eure Säcke gelegt. Euer Geld aber ist richtig bei mir eingegangen." – Der liebe Gott, dieser alte Schlingel, hat's also getan! Oder hat sich etwa Joseph als der Gott seiner Brüder und seines Vaters aufgespielt? Zuzutrauen wäre es dem selbstgefälligen Träumer.

Nun wurde der gefangengehaltene Simeon zu seinen Brüdern geführt, die ihrerseits gastlich aufgenommen wurden, indem man ihnen Wasser reichte, sie sich die Füße waschen ließ und ihre Esel fütterte. Die Einladung zum Mittagessen war ihnen kund geworden, und so legten sie schon ihre Geschenke zurecht, um sie gebührend an den Mann zu bringen. Als Joseph dann schließlich eintrat, verneigten sie sich vor ihm – wie es im Traum schon ehedem vorausgeschaut worden war – bis zur Erde und überreichten ihre Geschenke. Joseph erkundigte sich nach ihrem alten Vater, und unterwürfig antworteten sie geziemend: "Gut geht es deinem Knecht, unserem Vater; er ist noch am Leben." Dabei verbeugten sie sich wiederum tief. Hier folgt nun eine der menschlich rührendsten Szenen, die das Alte Testament zu überliefern weiß: Joseph erblickt seinen Bruder Benjamin, erkundigt sich, ob er es in der Tat sei, spricht ihm einen besonderen Segenswunsch aus, bricht dann unvermittelt ab, um nicht seine aufkommenden Tränen sichtbar werden zu lassen, zieht sich schnell in sein inneres Gemach zurück und weint sich dort aus. Als er wieder herauskommt, muß er sich mit Gewalt beherrschen und befiehlt, das Essen aufzutragen. Nun wird einem jeden gesondert aufgetragen, ebenso den anwesenden Ägyptern,

zumal die Ägypter nicht mit den Hebräern zusammen speisen durften; denn solches gilt den Ägyptern als ein Greuel. Zunächst erstaunten die Brüder über die ihnen zuerteilte Sitzordnung, die genau der Reihenfolge ihres Lebensalters entsprach. Benjamin erhielt fünfmal mehr bei Tische zugeteilt als seine Brüder. Man aß und trank und ward guter Dinge.
Danach gab Joseph dem Hausverwalter abermals die Anweisung, alle Säcke möglichst voll zu schütten und das mitgebrachte Geld wieder obenauf hinein zu legen, seinen silbernen Becher aber in den Sack des Jüngsten zu ponieren, und zwar ebenfalls samt dem mitgebrachten Geld. Am anderen Morgen ließ man die Männer mit ihren Eseln heimwärts ziehen. Kaum aber hatten diese die Stadt verlassen und ein Stückchen Weges außerhalb der Mauern zurückgelegt, da jagte ihnen Josephs Hausverwalter nach, stellte sie und warf ihnen weisungsgemäß vor: "Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Warum habt ihr den silbernen Becher gestohlen? Ist es nicht der, aus dem mein Herr trinkt, und mit dem er zu weissagen pflegt? Ihr tatet übel daran, so zu handeln!" – Große Bestürzung bei den Brüdern, die ihre Unschuld beteuerten und zum Beweis ihrer ehrlichen und redlichen Absicht daran erinnerten, daß sie ihrerseits Geld und Geschenke mitgebracht hatten. Und von ihrer Unschuld voll überzeugt, beteuerten sie gar noch: "Bei welchem von deinen Knechten sich dieser Becher findet, der soll sterben! Wir andern wollen alsdann dir, o Herr, leibeigen werden!" Der Hausverwalter entgegnet: "Obwohl es so sein müßte, wie ihr sagt, soll nur der, bei dem der Becher gefunden wird, mir leibeigen sein. Ihr andern sollt frei ausgehen." Die Brüder ließen, immer noch im Bewußtsein ihrer Unschuld, die Säcke zur Erde und öffneten sie, während der Hausverwalter alle durchsuchte, beim Ältesten beginnend und beim Jüngsten endend. Als sich bei diesem der Becher fand, zerrissen die Brüder in Verzweiflung ihre Kleider und kehrten, nachdem sie ihre Esel wieder beladen hatten, alle in diesem abgerissenen Zustand in die Stadt zurück. Nach der Ankunft in Josephs Haus warfen sie sich dort vor ihm auf die Knie nieder und mußten sich von ihm anfahren lassen: "Was habt ihr da angestellt? Wußtet ihr nicht, daß ein Mann wie ich wahrsagen kann?" Juda, der ihm antwortet, versucht keine

Rechtfertigung, die ja auch angesichts des Corpus delicti sinnlos und nutzlos gewesen wäre, er bekennt sich vielmehr als Sünder vor Gott, der nun die Sünde seiner Knechte heimsuche, wobei er weniger an den angeblich gestohlenen Becher als an den ehemals verkauften Bruder Joseph gedacht haben wird. Er gibt sich samt seinen Brüdern gefangen und will sie alle in die Sklaverei übereignen. Joseph weist das Angebot zurück und besteht wiederum nur auf der Leibeigenschaft des Benjamin. Die anderen will er ziehen lassen. Eine harte und zugleich doch auch wohl verlockende Probe fürwahr! Juda erbittet abermals das Wort, unterwürfig dem hohen Herrn, den er dem Pharao gleichstellt, und sagt: "Käme ich zu deinem Knecht, meinem Vater, zurück und der Jüngling, an dem sein ganzes Herz hängt, wäre nicht bei uns, so würde er sterben, sähe er, daß der Knabe nicht dabei ist." Er berichtet, daß er sich persönlich beim Vater für die Sicherheit Benjamins verbürgt hatte und bietet sich selbst als Sklaven an. Ein doch immerhin beachtlicher Reifungsprozeß seit jenem Tag, als man den Bruder Joseph bedenkenlos in die Zisterne geworfen und in die Sklaverei verkauft hatte.

Nun war es aber mit Josephs Fassung zu Ende. Er schickte alle Fremden hinaus und war mit seinen Brüdern allein. Er brach in lautes, hemmungsloses Schluchzen und Weinen aus, so daß die Ägypter es draußen vor der Tür hörten und sich die Kunde davon bald bis zum Pharao herumsprach. Unter heftigem Weinen also gestand er: "Ich bin Joseph! So lebt also mein Vater noch!" Die Brüder waren starr vor Schreck und Entsetzen und vermochten zunächst nicht zu antworten, bis Joseph sie schließlich aufforderte, näher an ihn heranzutreten. Als er die Mischung aus Ungläubigkeit und furchtsamem Entsetzen gewahrte, die auf ihren Gesichtern und in ihrem Verhalten geschrieben stand, versuchte er sie zu beruhigen, was allerdings nur mit dem einen Argument gelingen wollte, daß er damals von ihnen weniger in die Sklaverei verkauft, sondern eigentlich von Gott nach Ägypten vorausgeschickt worden sei, um sein Geschlecht auf Erden zu erhalten und die Familie in der Hungersnot versorgen zu können.

Ja, Gottes Wege sind seltsam und hin und wieder durchaus wunderbar! Josephs Brüder waren nur Marionetten in diesem

kuriosen Schauspiel, er bediente sich ihrer, so wußte es Joseph, der Theologe, nun mit Überzeugungskraft zu deuten, und wer will es seinen Brüdern, den ehemaligen Bösewichten, verübeln, daß sie diese Verkündigung gerne glaubten und sich ihrer Schuld auf so einfache Weise entledigt und sogar als göttliche Instrumentarien einherwandeln sahen. Der Zweck hatte wieder einmal die Mittel geheiligt, zwar nicht der von den Brüdern gedachte vordergründige, sondern der ihnen damals unbewußte spätere, höhere und vorläufig endgültige Zweck. Waren sie damals das, was später Mephisto stolz von sich sagt, ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft? Was verleitet den höchsten Herrn dazu, sich des Bösen zu bedienen, wenn er Gutes bewirken will? Ist etwa in ihm selber beides so tief, eigentlich ihm immanent, angelegt, daß nie das eine ohne das andere existieren und zur Geltung kommen kann? Die Figur des Teufels mit seinen üblen Einflüsterungen scheint auch in der Josephs-Geschichte wieder entbehrlich gewesen zu sein; denn Gott selbst hat hier offensichtlich unumwunden das Böse und Abscheuliche gewollt, um es alsdann zum Guten zu wenden. So jedenfalls deutet es sein erster Theologe Joseph, und so müssen es – wohl oder übel – seine Brüder schon glauben.

Joseph schickt sie jedenfalls mit diesem göttlichen Bescheid heim. Der Vater soll mit ihnen herziehen und im Lande Gessen in seiner Nähe wohnen, er soll seine gesamte Habe und all seine Herden mitbringen. Joseph verspricht, für den Unterhalt des Vaters zu sorgen, da die Hungersnot noch fünf Jahre anhalten werde. Die Brüder werden zugleich beauftragt, dem alten Herrn von der hohen Würde des ehemals verschacherten Sohnes Joseph zu berichten. Nun schließt Joseph den jüngsten Bruder Benjamin weinend in die Arme, und auch Benjamin läßt seinen Tränen freien Lauf.

Als der Pharao von dem großen Familientreffen erfuhr, zeigte er sich hoch erfreut und beschied den Joseph, Vater und Brüder nach Ägypten übersiedeln zu lassen, wobei er ihm nahelegte, das Versprechen hinzuzufügen, sie würden alsdann erhalten, was das Land Ägypten Gutes biete, ja, das Beste im Lande sollten sie genießen. Joseph tat entsprechend und entließ die Brüder mit der Mahnung , sich unterwegs keine Vorwürfe zu machen.

Als Vater Jakob die unglaubliche Kunde von den heimgekehrten Söhnen vernahm, zeigte er sich teilnahmslos und vollständig ungläubig. Er mußte wohl inzwischen von der Verlogenheit seiner Nachkommen überzeugt sein, und der gewaltige alte Herr über den Wolken gab ihm keinen Wink und ließ ihm keine Sonderoffenbarung zuteil werden. Jakob verschloß sich und brütete dämmernd vor sich hin. Erst als er Einzelheiten der theologischen Reden des ägyptischen großen Herrn vernahm und den prächtigen Wagen erblickte, den dieser ihm gesandt hatte, um ihn damit holen zu lassen, kam wieder Leben in den alten Fuchs. Er warf alle seine Bedenken und Vorbehalte zur Seite und rief aus: "Genug! Mein Sohn Joseph lebt noch! Ich will hingehen und ihn sehen, bevor ich sterbe!"
Gesagt, getan. Jakob – oder eigentlich hieß er ja seit langem Israel –raffte all seine Habe zusammen und zog aus. In Bersabee brachte er dem Gott seines Vaters Isaak Opfer dar, und nun ließ sich Gott selber doch wieder einmal dazu herab, den ehedem listenreichen Jakob in einem Nachtgesicht anzureden, und das ging folgendermaßen vor sich, wenn man der beglaubigten biblischen Berichterstattung folgen darf. Gott rief den Jakob zweimal bei seinem ursprünglichen Namen, worauf dieser entgegnete: "Hier bin ich!" Darauf tat Gott ihm dieses kund: "Ich, der alleinige Gott, bin der Gott deines Vaters. Fürchte dich nicht, nach Ägypten zu ziehen, denn ich will dich dort zu einem großen Volke werden lassen. Ich selber ziehe mit dir nach Ägypten, und ich selbst führe dich auch wieder zurück. Joseph soll dir die Augen zudrücken." Ein bißchen orakelhaft klang das schon, aber das muß man schließlich der ewigen Majestät zubilligen. Jakob brach also von Bersabee auf, seine Söhne hoben ihn samt ihren Kindern und Frauen auf die Wagen, die der Pharao gesandt hatte. Auch alle Habe und alles Vieh wurde mitgeführt! Die Gesamtzahl der Seelen aus dem Hause Jakob, die nach Ägypten kamen, soll samt Söhnen und Enkeln siebzig betragen haben, die Frauen und Töchter sowie das Gesinde sind dabei nicht mitgezählt worden; denn sie gehörten lediglich zur Habe, zum Vermehrungspotential also. Die älteste Maschine der Menschheit, die Gebärmaschine Frau nämlich, wurde damals noch nicht als mit einer Seele begabt angesehen. Man weiß, daß

auch noch die Kirchenväter der Synode von Macon im Jahre 585 sich darüber in die Haare gerieten, ob die Frau eine Seele habe, und ob sie überhaupt ein Mensch sei.
Als nun Jakob mit seinem Geleitzug im Lande Gessen eingetroffen war, ließ Joseph, von dem vorausgesandten Bruder Juda persönlich benachrichtigt, seinen Wagen, die prachtvolle Staatskarosse, anspannen und fuhr damit seinem Vater entgegen, und weinend fielen sich beide nach den langen Jahren der Trennung in die Arme. "Jetzt will ich gerne sterben," sagte der Alte, "da ich dein Angesicht gesehen habe und weiß, daß du noch lebst!" Er starb aber keineswegs, sondern ließ sich gefallen, daß Joseph hinwegeilte, um dem Pharao persönlich von der Ankunft des Vaters und seiner Hausgenossen Bericht zu erstatten. Vorher ließ er sich von Joseph noch den guten Tip geben, dem Pharao, sollte dieser ihn nach seinem Beruf fragen, die Auskunft zu geben, er und seine Söhne seien Viehzüchter gewesen von Jugend auf, und nicht etwa Schafhirten; denn diese seien den Ägyptern ein Greuel.
Fünf seiner Brüder stellte nun Joseph dem Pharao persönlich vor, und als dieser sie nach ihrem Berufe fragte, antworteten diese Schafe, sie seien Schafhirten. Der Pharao überhörte das gnädigst und lud sie dennoch ein, es sich in seinem Lande wohl sein zu lassen. Dann führte Joseph seinen alten Vater vor Pharao, der diese Audienz wohlwollend gewährte. Jakob verabreichte dem Pharao einen freundlichen Segenswunsch und wurde von diesem nach seinem Lebensalter befragt. Darauf gab der Alte ausführlich Antwort: "Die Dauer meiner Wanderschaft beträgt hundertdreißig Jahre: gering an Zahl und böse waren meine Lebensjahre. Sie reichen nicht an die Lebensjahre meiner Väter heran, die sie auf ihrer Pilgerfahrt verbrachten." Damit verabschiedete sich der alte Herr und beendete von sich aus die Audienz. Joseph aber siedelte ihn und die Brüder in Ägypten an, gab ihnen Grundbesitz im besten Teil des Landes, nämlich in der Landschaft Ramesses, wie es der Pharao befohlen hatte. Dort lebten sie alle sorglos ein wohliges Leben.Die Hungersnot im Lande dauerte an. Joseph hatte durch seine Getreideverkäufe alles Geld an sich gebracht, so daß die Bevölkerung zahlungsunfähig geworden war. Nun ließ sich Joseph alles Getreide in Na-

turalien bezahlen, zunächst in Vieh, dann in Ländereien, so daß schließlich alles Land in Ägypten dem Pharao zu eigen wurde und die Menschen als Leibeigene auf den Äckern schufteten, die ihnen ehemals selbst gehört hatten. Immer mehr Besitz vereinigte sich in einer Hand, und die große Masse wurde besitzlos und entrechtet. Joseph, der erste Theologe, erwies sich nun auch als der erste Kapitalist: er wußte die Menschen in völlige Abhängigkeit zu bringen, und sie dankten es ihm gerührt.
Was aber sollten die armen Enteigneten auf ihre Äcker säen, da alle Vorräte erschöpft waren? Josephs Getreidekammern waren noch immer gefüllt, und so überließ er jenen, die die von ihm erworbenen Äcker bebauen wollten, Saatgut unter der Bedingung, daß vom Ertrag ein Fünftel dem Pharao abgeliefert werde. Die Leute willigten in ihrer äußersten Not ein, gaben sich dem Pharao als Leibeigene und unterzogen sich den von Joseph geforderten Verpflichtungen. Nur das Ackerland der Priester fiel dem Pharao nicht zu; sie konnten das Ihrige behalten.
Inzwischen setzten sich die Israeliten im Lande Gessen fest, mehrten sich und wurden zahlreich, wie Gott es befohlen hatte. Jakob soll noch weitere siebzehn Jahre gelebt haben und dann mit 147 Jahren verstorben sein. Vorher ließ er seinen Sohn zu sich kommen und ordnete sein Begräbnis an, wobei ihm vor allem wichtig war, nicht in Ägypten, sondern bei seinen Vätern beigesetzt zu werden, und Joseph sagte es zu.
Als es mit dem alten Jakob zu Ende gehen wollte, zog Joseph mit seinen beiden Söhnen Manasse und Ephraim zu ihm, und Jakob adoptierte sie beide und segnete sie, wobei er den Jüngeren bevorzugte und ihm mehr Macht verhieß als dem Erstgeborenen, und zwar ungeachtet des Einspruchs, den Joseph dagegen getan hatte. Den Vorzug, den er sich selbst früher bei seinem Vater gegenüber dem älteren Esau erschwindelt hatte, gab er nun von sich aus dem jüngeren Enkel, wobei er sich auf die Vorsehung des Allerhöchsten zu berufen wußte. Danach versammelte der Sterbende seine Söhne um sich her, um ihnen das Geschick künftiger Tage zu verkünden. Das tat der Alte in überraschend blumenreicher Sprache, die man bisher bei ihm wenig gewohnt gewesen war. Die Rechte der Erstgeburt beließ er dem Juda und seinen Nachkommen, bis derjenige komme

und aus diesem Stamme hervorgehe, dem alle Völker gehorchen. Die Verkündigung dieser Art von Weltherrschaft endet mit dem euphorischen Ausruf: "Es funkeln seine Augen vom Wein. Seine Zähne sind weiß wie Milch." Joseph bekam einen etwas schmächtigeren Segen ab, wenn er auch seinen Nachkommen einen sehr fruchtbaren Teil Kanaans verhieß. Die Leiche des alten Jakob wurde von ägyptischen Ärzten einbalsamiert und unter hohen Ehren nach Kanaan gebracht, um dort in der gleichen Höhle beigesetzt zu werden, in die man früher schon Abraham und Isaak gelegt hatte.

Nach dem Tode des Vaters wurde es den Brüdern Josephs etwas mulmig; denn sie fürchteten, dieser habe ihre frühere Schandtat nicht vergessen und werde sie an ihnen rächen. Darum fielen sie vorsichtshalber vor ihm nieder, beriefen sich auf den Gott des Vaters und gaben sich ihm zu Leibeigenen.

Der edle Joseph wies das alles weit von sich, berief sich ebenfalls auf Gott, der nach seiner Ansicht alles zum Guten lenke, ja, er versprach den Brüdern sogar, für sie und ihre Frauen und Kinder zu sorgen, und so zogen sie getröstet von dannen.

Joseph wurde, wie man vernimmt, 110 Jahre alt. Er blieb bis zu seinem Tode in Ägypten wie auch seine Brüder taten. Vor dem Tode gab er die Anweisung, bei späterer Auswanderung solle man seine Gebeine mitnehmen ins Land der Väter. So balsamierte man den Toten ein und legte ihn vorläufig in Ägypten in einen Sarg.

Exodus

Vom Nil zum Sinai

Hiermit endet das Buch der Genesis, die Urgeschichte der Menschheit aus jüdisch-christlicher Sicht, und das Buch Exodus beginnt, das den Auszug des von Gott bevorzugten Volkes aus Ägypten schildert. Dabei wird ein Zeitraum von etwa 430 Jahren übergangen, also fast ein halbes Jahrtausend, in dem die Israeliten Gelegenheit hatten, sich im Lande Ägypten zu vermehren und auszubreiten, so daß schließlich das ganze Land dicht mit ihnen bevölkert war. Den wohltätigen Joseph hatten die Ägypter längst vergessen, wenngleich der Zeitraum damals nicht größer war, als derjenige, der uns heute etwa von Martin Luther trennt. Der neue Pharao jedenfalls, der sich aus Geschichtskenntnissen weniger gemacht haben wird als aus der lästigen, sein Volk bedrückenden Vermehrung der Israeliten, die den Ägyptern zudem überlegen waren, setzte Fronvögte ein und unterwarf die Kinder Jakobs der Fronarbeit. Aber nun stellte sich der bekannte Mechanismus ein: je mehr Bedrückung, umso mehr Gegendruck und Widerstandskraft; jedenfalls erwiesen sich die Unterdrückten als stärker und zäher, als man geglaubt hatte. Man mußte sie mit Gewalt zur Arbeit zwingen, sie wurden unterprivilegiert, schleppten Lehm und Ziegel zu Bauten und arbeiteten schwer auf den Feldern. Schließlich erging ein radikaler Befehl des Pharao, wonach alle neugeborenen Knaben der Juden in den Nil zu werfen seien, während die Mädchen am Leben bleiben sollten. Der alte Jahwe scheint dieser Barbarei einstweilen geduldig, wenn nicht gar genießerisch zugesehen zu haben. Findige Theologen, wie zum Beispiel die Kapuzinerpatres Henne und Gräff, wollen wissen, daß durch die schweren Tage furchtbarer Bedrückung das Volk nach Gottes Absicht langsam von seiner Gastheimat Ägypten hätte losgelöst und auf die mühsame Wanderung zum Sinai hätte vorbereitet werden sollen. Eine wahrlich bemerkenswerte pädagogische Großtat des hohen Weltregenten! So habe Gott, sagen die erwähnten Theologen, schon bald den großen Führer und Retter des Volkes be-

rufen können, während die Israeliten scheinbar hilflos dem Vernichtungswillen des Pharao preisgegeben gewesen wären. Dieser theologische Zynismus ist kaum noch zu übertreffen! Aber, wie dem auch sei, jedenfalls geschah auch das Ersäufen der israelitischen Knaben nach dem Willen und Ratschluß des Allerhöchsten. Und wieder haben wir es mit einer skrupellosen Ausrottungskatastrophe zu tun, die Jahwe diesmal über seine eigenen Leute kommen ließ. Der große Gott würde sich selber untreu geworden sein, wenn er sich nicht auch hier einen raffinierten Plan, einen göttlichen Ausweg, hätte einfallen lassen, um sein auserwähltes Volk für weitere große blutige Schauspiele zu erhalten. Der Herr, der die oberste Loge besetzt und zugleich als phantasievoller Theaterdirektor fungiert, weiß das Unterhaltungsprogramm, das ihm die Geschichte der Menschheit bietet, immer wieder mit neuen Überraschungen zu würzen. Und da er selbst das Maß aller Dinge ist, haben die Menschen weder die Erlaubnis noch das Recht, seine Extravaganzen der Kritik zu unterziehen oder auch nur in Frage zu stellen. Gut und richtig ist das, was Gott gefällig ist, sei er nun eine Realität oder eine theologische Erfindung, das bleibt sich in der Auswirkung gleich. Nehmen wir ihn aber weiterhin beim Wort und folgen der Geschichte des von ihm erlesenen Volkes und seiner auserwählten Vertreter.

Zu jener Zeit, als alle männlichen Judenkinder im Nil ersäuft wurden, glückte es einem Mann aus dem Hause Levi und seiner angetrauten Levitin, das gemeinsame Söhnchen nach dessen Geburt drei Monate lang zu verbergen. Länger war es dann aber nicht möglich, und so verfiel die unglückliche Mutter auf den Gedanken, ein Kästchen aus Papyrusschilf mit Asphalt und Pech abzudichten und in diesem Kästchen ihr Kind im Schilf des Nilufers auszusetzen. Seine Schwester hielt sich in einiger Entfernung davon auf und beobachtete, was nun geschehen würde. Da wollte es der Zufall, den es übrigens nicht gibt, daß die Tochter des Pharao zum Fluß kam, um dort zu baden. Und während ihre Dienerinnen wachhabend am Ufer auf und ab patroullierten, erblickte sie plötzlich das Kästchen im Schilf. Sofort befahl sie ihrer Magd, es zu holen, da sie auf den Inhalt neugierig war. Als man das Kästchen dann öffnete, entdeckte

man darin einen weinenden Knaben, und es ist leicht zu begreifen, daß Pharaos Tochter, die als Frau die Hilflosigkeit des ausgesetzten Kindes unmittelbar und hautnah erlebte, von Mitleid gerührt wurde, anders nämlich als Jahwe, der alle männlichen Judenkinder kaltblütig im Nil hatte ertrinken sehen. Natürlich wußte die hohe Dame sofort, daß es sich nur um ein hebräisches Kind handeln konnte, aber sie willigte trotzdem in den Vorschlag der Schwester des Kindes ein, eine hebräische Amme zu holen, damit diese den Knaben nähre. Sofort rief das Mädchen die Mutter herbei, die den Auftrag erhielt, den Findling gegen eine gute Entlohnung zu stillen. Später brachte die vermeintliche Amme den Jungen, als er größer geworden war, der Tochter des Pharao zurück. Diese nahm ihn als ihren eigenen Sohn an und gab ihm den Namen Moses, da sie ihn aus dem Wasser gezogen hatte. Am Hof des Pharao erhielt Moses eine Ausbildung, die der eines ägyptischen Königssohns entsprach.
Wann und wo Moses in Erfahrung gebracht hat, wes Eltern Kind er eigentlich war, wird nicht berichtet, jedenfalls erlebte er als Heranwachsender die Frondienste seiner Landsleute und war zugegen, als ein ägyptischer Aufseher einen Hebräer niederschlug. Kurzerhand tötete er daraufhin den Ägypter und verscharrte ihn im Sand. Als der Pharao davon erfuhr, wollte er den Moses umbringen lassen, doch dieser bekam rechtzeitig Wind von der Sache und floh in das Land Madian, wo er die Tochter des Priesters zur Frau nahm. Die junge Dame hieß Saphora.
Es verging eine lange Zeit, während der der König von Ägypten starb, ohne daß es für die Israeliten eine Erleichterung bei ihren Frondiensten gegeben hätte. Sie riefen laut um Hilfe, und ihr Notschrei stieg von der Arbeit zu Gott empor, der sich noch immer nicht zu regen geruht hatte. Schließlich muß er es aber dann doch leid gewesen sein, sich am Elend der Auserwählten schweigend zu weiden. Er erinnerte sich plötzlich in seiner Unerforschlichkeit an seinen Bund mit Abraham, Isaak und Jakob und beschloß, nun doch zur Tat zu schreiten, indem er einige besondere Fäden seines großen Marionetten-Welttheaters zu ziehen gedachte. Allerdings hielt er es diesmal auch wieder für richtig, höchstpersönlich auf der Bildfläche zu erscheinen, wie uns die folgende Geschichte überliefert.

Moses hütete die Schafe seines Schwiegervaters Jethro, der – wie gesagt – Priester von Madian war. Wie er nun eines Tages mit der Herde in die Wüste kam und sich in der Nähe des Berges Horeb aufhielt, erschien ihm vermeintlich der Bote des Herrn inmitten einer Feuerflamme, die aus einem Dornbusch herausschlug. Moses sah mit Verwunderung, daß der Dornbusch zwar brannte, jedoch nicht verbrannte, also nicht vom Feuer verzehrt wurde. Neugierig auf dieses seltsame Schauspiel trat Moses näher, um es genau zu betrachten. Nun aber rief ihn nicht etwa der Bote, sondern Gott höchstselbst aus dem Dornbusch zweimal mit seinem Namen. Die Theologen wollen wissen, der Bote sei von vornherein mit Gott identisch gewesen. Lassen wir diese Maskerade auf sich beruhen und folgen der Geschichte weiter.

Moses nahm sogleich militärische Haltung an und sagte etwa: "Jawohl, zu Befehl", was in der damaligen Sprache gelautet haben soll:"Hier bin ich!" Der höchste Herr gebot ihm daraufhin, nicht noch näher heranzutreten, sondern zuvor seine Schuhe auszuziehen, da er auf heiligem Boden stehe. Hierauf stellte sich der Mann im brennenden Busch seinerseits vor als "Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, Isaaks und der Gott Jakobs." Der sonst so kecke Moses erwiderte nicht etwa: Habe die Ehre, sondern er tat etwas scheinbar sehr Unhöfliches, indem er sein Angesicht verhüllte, da er sich fürchtete, Gott anzuschauen. So etwas gefällt dem alten Weltenschöpfer bekanntlich ausgezeichnet, und so fuhr er denn fort, auf den verhüllten Moses also einzureden: "Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten wohl gesehen und sein Wehklagen über seine Fronvögte vernommen. Ich weiß, wie sehr es leidet. Daher komme ich nun herab, um es aus der Gewalt der Ägypter zu erretten und aus diesem Lande in ein schönes, geräumiges Land zu führen, in ein Land, das von Milch und Honig überströmt. So geh nun! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten!"

Nun ja, späte Einfälle sind oft gute Einfälle; nur vom allwissenden Gott hätte man eigentlich erwarten dürfen, daß ihm seine rettenden Ideen etwas rechtzeitiger hätten kommen können,

vorausgesetzt, daß es sich um so besonders gute Ideen gehandelt haben sollte. Aber, das werden wir sehen!
Moses in seiner Verwunderung wendet jedenfalls zunächst ein: "Wie, ich soll zum Pharao gehen und die Israeliten aus Ägypten führen?" Man sieht förmlich, wie ihm vor Verwunderung und Entsetzen der Mund offen steht. Gott aber stärkte ihm den Rükken: "Ich werde mit dir sein. Und dies soll dir als Zeichen dienen, daß ich dich sende: Wenn du das Volk aus Ägypten führst, werdet ihr auf diesem Berge Gott verehren!" Ein merkwürdiges Garantieversprechen übrigens, das etwa folgender Verheißung gleichkommt, die man zum Beispiel einem Nichtschwimmer machen kann: Spring ins tiefe Wasser. Es wird dir nichts passieren. Nimm dies zum Zeichen: hinterher werde ich dir eine warme Tasse Kaffee spendieren! Moses hat denn auch die eigenartige Verheißung scheinbar überhört, er kommt dem Allerhöchsten mit weiteren Bedenken: "Wenn ich nun aber zu den Israeliten komme und ihnen sage, der Gott eurer Väter sendet mich zu euch, und wenn sie mich fragen, wie heißt er denn? Was soll ich ihnen antworten?" Der Herr will sich nun nicht lange mehr auf ein Gespräch mit dem naiven Moses einlassen, das auf das Muster hinausgelaufen wäre, wie es im Lied vom klugen Heinrich und der dummen Liese abgesungen wird. Er antwortet kurz und bündig: "Ich bin, der da ist!" Der große Anonymus also! Und er fuhr fort: "So sollst du zu den Israeliten sprechen: Der 'Ich bin' hat mich zu euch gesandt! So sollst du den Israeliten verkünden: Der Herr, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Dies ist mein Name in Ewigkeit und meine Benennung von Geschlecht zu Geschlecht!" Damit aber läßt sich der anscheinend immer noch zweifelnde Moses nicht so ohne weiteres abspeisen und bringt neue Einwendungen vor: "Wenn sie mir aber nicht glauben und nicht auf mich hören, sondern sagen: der Herr ist dir nicht erschienen? –Was dann?" Behauptungen kann jeder aufstellen. Wo sind die Beweise?
Nun ließ Gott den Moses seinen Stab auf die Erde werfen, und sogleich wurde daraus eine lebendige Schlange, so daß Moses vor ihr die Flucht ergriff. Gott gebot ihm aber, die Hand auszustrecken und sie beim Schwanz zu fassen. Er tat es, und sie wur-

de wieder zum Stabe in seiner Hand. So sollte Moses es vor dem Volke tun, und dann werde man ihm glauben.
Na, schön! Aber Moses ist immer noch nicht überzeugt und weist den flammenden Herrn darauf hin, daß er kein Mann sei, der zu reden verstehe, sondern vielmehr mit Mund und Zunge durchaus unbeholfen sei. Nun platzt dem gnädigen Herrn aber doch allmählich der göttliche Kragen, und ziemlich ungnädig hält er dem widerspenstigen Moses vor: "Wer hat dem Menschen den Mund gegeben? Wer macht ihn stumm oder taub? Wer sehend oder blind? Tue ich es nicht, der Herr? So geh denn hin. Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst." Mit anderen Worten: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Aber Moses bleibt störrisch: "Nein, Herr, sende, wen du willst!" – Zum Kuckuck, das war dann doch zu viel, der Alte wird zornig. Er verweist den Moses an dessen Bruder Aaron, den redegewandten Leviten, der ihm schon entgegenziehe. Dem solle er nur die Worte paratstellen. Im übrigen werde er, der Gott der Väter, ihnen schon einflüstern, was sie zu sagen hätten. Der große Herr in der Loge, Direktor des erhabenen Welttheaters, läßt sich nun gar herab, den Souffleur zu spielen. Warum nicht, auch das hat seine Reize! – Kurzum, Aaron soll gemäß göttlichem Soufflieren zum Volk reden, und Moses soll, den Stab in der Hand, zusammen mit dem Bruder Wunderzeichen wirken. Damit ist das Gespräch am flammenden Busch beendet.
Inzwischen hatte der "Ich bin" dem Aaron befohlen, dem Moses in der Wüste entgegenzuziehen. Über das Gespräch ist kein näheres Protokoll aufgenommen worden. Die Brüder begegneten sich in jener Wüste, und Aaron erfuhr alle Einzelheiten des Dornbuschgesprächs. Gemeinsam zogen beide zu den Israeliten und teilten den Ältesten alles Wissenswerte mit, wobei sie auch die befohlenen Zaubertricks, genannt Wunder, vorführten. Das Volk glaubte ohne weiteres alles, verneigte sich und warf sich den gottgesandten Brüdern zu Füßen.
Nun begaben sich die beiden spornstreichs zum Pharao, beriefen sich bei ihm auf den göttlichen Auftrag und forderten, das israelitische Volk ziehen zu lassen, damit es in der Wüste ein Fest feiere. Der Pharao stellte die verwunderte Frage: "Wer ist dieser

seltsame Herr, daß ich ihm gehorchen und euer Volk ziehen lassen soll? Ich kenne den hohen Herrn nicht und denke auch nicht daran, die Israeliten zu entlassen."
Diese Antwort konnte dem Moses allerdings nicht überraschend kommen; denn schon aus dem Dornbusch heraus hatte ihm der Herr in Aussicht gestellt, er werde das Herz des Pharao verhärten, daß er das Volk nicht entlasse. Dann solle Moses zum Pharao sagen: "So spricht Jahwe: Israel ist mein erstgeborener Sohn. Ich befehle dir: gib meinen Sohn frei, daß er mir diene! Weigerst du dich, ihn zu entlassen, dann werde ich deinen erstgeborenen Sohn töten!" Damit war die Erstgeburt in ganz Ägypten gemeint, nicht nur der Sohn des Pharao.
Na, endlich wieder eine schöne blutrünstige Veranstaltung größeren Ausmaßes, die dem höchsten Menschenschlächter jenseits der Wolken ähnlich sieht und würdig ist!
Übrigens begab sich unterwegs, als Moses sich auftragsgemäß auf den Weg gemacht hatte und in einer Herberge eingekehrt war, folgende überraschende Absonderlichkeit: Jahwe trat dem Moses entgegen und wollte ihn töten. Nach dem Grund suchen wir vergeblich. Da nahm Saphora, alias Zippora, einen scharfen Stein, schnitt die Vorhaut ihres Sohnes ab, berührte damit seine Scham und sagte: "Ein Blutbräutigam bist du mir." Daraufhin ließ Jahwe von seinem Mordversuch ab, und die Frau nannte den Moses fortan ihren "Blutbräutigam". Ohne Blutvergießen geht es bei Gott nicht ab!
Nun setzte der Pharao weitere Fronvögte ein und knechtete und knebelte das israelische Volk mehr als je zuvor. Die Wut der auf diese Weise unterdrückten Menschen richtete sich gegen Moses und Aaron, die als Urheber des vergrößerten Übels angesehen wurden. Moses wandte sich daraufhin vorwurfsvoll an den Allerhöchsten und bat erneut, nun doch endlich durchzugreifen und der Not ein Ende zu machen.
Der Bittsteller wurde zunächst mit weiteren Versprechungen abgespeist: den Ägyptern solle Schreckliches geschehen, und sie würden mit starker Hand gezwungen werden, das jüdische Volk von sich aus ziehen zu lassen. Die Zauberstückchen, die Moses und Aaron zunächst mit ihren Schlangenstäben vor dem Pharao

vollführten, machten dort wenig Eindruck; denn diese Tricks verstanden auch die ägyptischen Zauberer zu vollführen.
Nun sandte Gott durch Moses zehn schlimme Plagen über das ägyptische Land. Zunächst hieß er ihn mit seinem Schlangenstock auf das Wasser des Nil schlagen, das sich daraufhin sogleich in Blut verwandelte. Aaron besorgte indessen ein Gleiches an allen Kanälen, Stromarmen und Tümpeln. Die Fische starben, der Nil stank zum Himmel, aber auch die ägyptischen Zauberkünstler machten es nach, so daß der Pharao nicht einzusehen vermochte, daß Jahwe der Urheber des Unglücks sei. Er wies Moses mit seinem Ansinnen auch weiterhin ab.
Daraufhin ließ Gott die Frösche los, die über das ganze Land hin quakten und hüpften und bis in die innersten Gemächer der Ägypter kamen; selbst in die Backtröge und Backöfen sprangen sie, eine ziemlich ekelhafte Angelegenheit.Das wurde selbst dem Pharao zu viel, und er bat Moses zu sich, damit dieser sich bei Jahwe für den Rückzug der Frösche verwende, wobei er gleichzeitig versprach, das Volk ziehen zu lassen. Die Frösche starben auf Jahwes Geheiß hin, und das ganze Land stank nun von ihren Kadavern.
Der geneigte Leser wird inzwischen bemerkt haben, daß Jahwe der erste Umweltverschmutzer war, der schon damals in kurzer Zeit bewirkte, was in viel späterer Zeit eine industrialisierte Menschheit erst im Verlaufe von mehreren Jahrzehnten zustandezubringen vermochte.
Als nun die Luft wieder rein war, verweigerte der Pharao erneut den Abzug des Volkes, so daß Jahwe zu einem neuen Mittel greifen mußte: er ließ eine Stechmückenplage über das Land kommen, so daß Menschen und Vieh auf das ärgste davon gequält wurden. Der Pharao hatte seinen Palast anscheinend inzwischen so gut abgedichtet, daß er vermutlich von den Stechmücken unbehelligt blieb, jedenfalls vermochte ihn diese neue Plage nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber man unterschätzte die Phantasie und Allmacht des israelitischen Gottes, der nun in rauhen Mengen Bremsen, also üble Stechfliegen, über das Land schickte. Die allerdings waren von ihrem Schöpfer dahingehend instruiert worden, daß sie nur die Ägypter, nicht aber die Kinder Israels stachen. Mittels dieser gemeinen Plage verschaffte

sich Moses die Erlaubnis, mitsamt dem Volk seinem Gott in der Wüste ein Opfer darzubringen; mehr war nicht zu erreichen. Der Pharao blieb hart, und Jahwe griff nun ein mit einer Viehseuche, die die Herden der Ägypter hinwegraffte. Das entsetzliche Elend der armen Tiere spielte in seinen und des Moses Augen offensichtlich keine Rolle. Man suchte die Ägypter in ihrem Besitzstand zu treffen ohne Rücksicht auf die vernunftlose Kreatur.

Der Pharao als hartgesottener Staatsmann gab auch diesmal nur scheinbar und vorübergehend nach, so daß der allmächtige Gott zum nächsten Mittel greifen mußte: er ließ die Ägypter von Geschwüren und Beulen, vermutlich einer Art Pest, befallen, von denen allerdings auch die Tiere nicht verschont blieben. Nun wird diesmal deutlich berichtet, daß Jahwe selbst es war, der das Herz des Pharao verhärtete, damit er sich gemäß der Voraussage seiner göttlichen Majestät ablehnend verhalte. Der Drahtzieher dieses unvorstellbaren Elends ist also nicht in irdischen Hütten oder Palästen, sondern über den Wolken zu suchen. Der Intendant des großen abscheulichen Welttheaters benutzte offensichtlich gemäß dem Bericht der unheilig-heiligen Schrift die einander feindlich gesonnenen Menschen in grausamer Weise zu seinem allerhöchsten Vergnügen. Jedenfalls schickte er nach der Beulenpest den Hagel, der die Erträge des Landes zerschlug und vernichtete.

Immer wiederholt sich der gleiche Vorgang nach dem gleichen Schema: Vorstelligwerden des Moses, scheinbare Nachgiebigkeit des Pharao, erneute Verhärtung und Ablehnung.

Es folgen als achte Plage die Heuschrecken, die das Land in hellen Scharen überfluten, und als auch das noch nicht helfen kann, weil es nämlich auf höchsten Beschluß nicht helfen soll, tritt eine dreitägige Finsternis ein, die jeglichen Verkehr unterbindet. Nur das Land Gessen, in dem die Juden wohnen, bleibt von alledem verschont. Nehmen wir es einmal so an, wie es berichtet wird. Das Unglaubliche zu glauben, gehört nun einmal zum Metier der Theologen und der durch sie in göttliche Abhängigkeit gebrachten Menschheit.

Die zehnte Plage ist die bekannteste geworden und geblieben, geht doch auf sie das sogenannte Paschafest zurück, das Fest des Lammes und der ungesäuerten Brote.
Der Ablauf sei hier noch einmal kurz berichtet; am zehnten Tag des Monats, der fortan als der erste des Jahres gelten sollte, mußte jeder Israelit ein fehlerloses männliches einjähriges Lamm gegen Abend schlachten und mit seinem Blut den Türpfosten bestreichen. In der Nacht hatte man das gebratene Fleisch mit ungesäuertem Brot zu verzehren, gewürzt mit bitteren Kräutern, die jedoch mit dem Fleisch zu braten, nicht aber roh und auch nicht in Wasser gekocht zu genießen waren. Das Rezept wurde also genau vorgeschrieben. Im übrigen war es eine ziemlich bestialische Mahlzeit; denn der Kopf mußte dabei noch mit den Beinen und den inneren Teilen zusammenhängen. Und nichts durfte bis zum Morgen übrig bleiben. Guten Appetit! – Sollte dennoch etwas übrig bleiben, so war es zu verbrennen.
Die Anweisungen gingen aber noch weiter: bei der Mahlzeit sollten die Hüften der Speisenden gegürtet sein, die Füße mit Schuhen bekleidet, und jeder hatte einen Stab in der Hand zu halten. Es war also keine sehr bequeme Mahlzeit, und der hohe Zeremonienmeister über den Wolken mag sich vor Lachen auf die göttlichen Schenkel geklopft haben, als er sein gläubiges Volk nächtens also speisen sah.
Zur gleichen Zeit hatte er aber für ein noch attraktiveres, seiner Natur gemäßeres Unterhaltungsprogramm gesorgt: er machte sich höchstpersönlich auf den Weg und schlug und erwürgte ausnahmslos jede Erstgeburt in Ägypten, Mensch und Vieh. Nur an den mit Blut bestrichenen Türpfosten ging er vorüber. Ein in der Tat hehres Gottesbild, das sich hier bietet. An Blutrünstigkeit hat sich der Allerhöchste noch von keinem Menschen je übertreffen lassen; höchstens haben ihn später viele darin nachgeäfft, wie denn überhaupt der Mensch der Affe Gottes ist.
Diese Blutnacht wurde nach göttlicher Anweisung seither von den Juden Jahr für Jahr festlich begangen, als immerwährende Einrichtung von Geschlecht zu Geschlecht. Die Bibel berichtet mit grausamer Hervorhebung, daß sich in jener Nacht ein gro-

ßes Wehklagen in Ägypten erhob; denn es gab kein Haus, in dem nicht ein Toter lag.
Soweit mußte es nach dem wohl kaum mehr unerforschten, sondern sehr wohl aus seiner Eigenart heraus verständlichen Ratschluß des allerhöchsten Allwissenden erst kommen, ehe der Pharao das auserwählte Volk endlich und wirklich ziehen ließ.
Sieben Tage lang mußten die Juden zunächst ungesäuertes Brot essen, und jede männliche Erstgeburt, ob von Mensch oder Vieh, dem Herrn weihen. – Auf Umwegen und Schleichwegen führte nun Gott das Volk, indem er persönlich vorauszog, aus Ägypten fort. Moses nahm die Gebeine des Joseph mit. Bei Tage hüllte sich der den Israeliten vorausziehende Herr in eine Wolkensäule, bei Nacht aber in eine Feuersäule, so daß sie Tag und Nacht wandern konnten; ein recht strapaziöses Unternehmen!
Inzwischen hatte den Pharao wieder der übliche Sinneswandel ergriffen; er jagte den Entlassenen mit sechshundert Wagen und seinem Kriegsvolk samt den besten Kämpfern nach. Man erreichte die Israeliten, als sie am Meer lagerten. Sobald sie der Herannahenden gewahr wurden, gerieten sie in große Angst und riefen zum Herrn um Hilfe, verschonten aber auch den Moses nicht mit heftigen Vorwürfen. Sie wären viel lieber in Ägypten geblieben, hieß es jetzt, hätten lieber in der Sklaverei gedarbt, als hier in der Wüste elend umzukommen. Moses aber wußte sie zu beschwichtigen und verwies auf Jahwe, der schon weiter sorgen werde. Er werde für sie streiten, und sie brauchten sich nur ruhig zu verhalten.
Der Herr aber entwickelte eine von dieser Anweisung etwas abweichende Strategie. Er ließ dem Volk durch Moses den Befehl geben, aufzubrechen, während Moses den Stab erheben und die Hand über das Meer ausstrecken und auf diese Weise die Wogen teilen solle, so daß das Volk trockenen Fußes hindurchziehen könne. Zugleich stellte sich nun der höchste Befehlshaber in Abänderung seines Planes in der Wolkensäule hinter das Volk, so daß er zwischen dem Heer der Ägypter und dem der Israeliten stand. Auf der ägyptischen Seite war die Wolke finster, auf der israelitischen aber hell, sogar während der Nacht, so daß man in aller Ruhe durch das trockene Meer ziehen konnte, wäh-

rend das Wasser wie eine Mauer rechts und links steil emporstand. Pharao jagte mit seinen Truppen unverzüglich hinterher. Aber Jahwe gaukelte in seiner Wolke und Feuersäule soviel vor ihnen herum, daß das ägyptische Heer in Verwirrung geriet, ja, der alte Saboteur ließ sogar ihre Wagenräder abspringen, und so kamen sie nur mühsam vorwärts, während das Gottesvolk behenden Fußes auf trockenem Wege durch das Meer zog. – Gerade wollten die Ägypter die Flucht ergreifen, da sie erkannt hatten, daß Gott höchstpersönlich gegen sie focht, da befahl der Herr dem Moses abermals, seine Hand auszustrecken, damit das Wasser auf die Ägypter, ihre Wagen und Gespanne zurückflute. So geschah es, und so trieb der Herr die Ägypter mitten ins Meer hinein. Eine göttliche Strategie! Ein zweites Wasserkunststück übrigens seit der berühmten Sintflut. Erschlagen, erwürgen, ersäufen, das sind offenbar die Lieblingsbeschäftigungen des allgütigen und allweisen Schöpfers! Jedenfalls kam laut biblischem Bericht nicht ein einziger der Ägypter mit dem Leben davon. Gott, der Herr, leistete ganze Arbeit! Ausrotten mit Stumpf und Stiel, ein heiliges Handwerk!

Die ganze Affäre hatte den wünschenswerten Nebeneffekt, daß nun doch auch dem Gottesvolk erheblicher Respekt vor seiner Majestät eingeflößt worden war, die berühmte Gottesfurcht; und man war gern bereit, nun fürderhin – jedenfalls vorerst – auf den Herrn und seinen Knecht Moses zu hören und zu vertrauen.

Moses erhob seine Stimme und sang ein Siegeslied, das wörtlich überliefert ist und die ganze Geschichte noch einmal preisend und dankend in ihren Einzelheiten hervorhebt.

Nun ist es kein sonderlich angenehmes Erlebnis, drei Tage lang ohne Wasser durch die Wüste zu ziehen, um dann auf Wasser zu treffen, das sich als bitter und ungenießbar erweist. Kein Wunder, daß die Leute schließlich wieder zu murren begannen. Moses holte sich Rat bei seinem Herrn, der ihm ein Holz zeigte, das ins Wasser zu werfen sei, worauf dieses sogleich süß wurde.

Danach folgt etwas Bemerkenswertes, nämlich eine handfeste Erpressung. Jahwe gibt dem Volk Gesetz und Recht und droht: "Wenn du auf das Wort des Herrn, deines Gottes, willig hörst

und tust, was recht ist in seinen Augen, seinen Befehlen gehorchst und alle seine Satzungen beobachtest, so will ich von den Heimsuchungen, die ich über Ägypten kommen ließ, keine über dich verhängen." Andernfalls kann das Volk sich ausmalen, was mit ihm passieren wird, falls der Herr ungnädig gestimmt werden sollte. Man versprach jedoch alles, was gewünscht wurde und fand daraufhin in Elim zwölf Wasserquellen und siebzig Palmen vor.

Dann ging es allerdings wieder durch die trockene Wüste, die zwischen Elim und dem Sinai liegt, und das Gemurre des Volkes erhob sich von neuem. Das alte Lied: wären wir doch ..., hätten wir doch... Aber "hätte" und "wäre" hat noch keinem genützt, es macht eine unglückliche Situation nur noch unglücklicher, indem man sich bessere, nämlich verpaßte Möglichkeiten vorstellt. Der Herr vernahm das Murren, hatte ein Einsehen und versprach auf den Abend Fleisch und auf den folgenden Morgen Brot. Am Abend schwirrte denn auch ein Wachtelschwarm heran und bedeckte das Lager, und am Morgen lag ringsumher eine Tauschicht da, nach deren Schwinden etwas Feines, Körniges wie Reif am Boden klebte. Moses erklärte es für Brot, das der Herr ihnen zu essen gebe, und hieß es sammeln, und zwar für die Dauer von sechs Tagen. Am siebten Tag, dem Sabbat, sollte es nichts zu essen geben, denn da war jegliche Arbeit untersagt. Und wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, wie Johannes Paul II. während seiner Deutschland-Tournee 1980 im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes verkündet hat.

Als nun am siebten Tage einige Nimmersatts hinausgingen und das Gottesbrot sammeln wollten, fanden sie nichts. Jahwe aber wies den Moses zurecht und grollte. – Die Leute aßen das Manna angeblich vierzig Jahre lang, bis sie schließlich in das gelobte Land Kanaan kamen. Aus den vierzig Jahren wird vieles berichtet, so etwa die Szene, wie Moses Wasser aus dem Felsen schlägt, wie die Amalekiter sich dem Volk kämpfend entgegenwerfen und Moses den Arm in die Höhe halten muß, damit sie besiegt werden können. Dagegen siegten die Amalekiter, sobald Moses den Arm sinken ließ. Als er schließlich ermüdete, setzte man ihn auf einen Stein, und Aaron und Hur hielten ihm die Arme em-

por. Jahwe ließ sich – wie man sieht – außer seinen Grausamkeiten hin und wieder absonderliche Mätzchen einfallen, die seiner hämischen Belustigung gedient haben werden. Zuletzt wurden die Amalekiter besiegt, und der Herr befahl dem Moses, ins Tagebuch zu schreiben, daß er, der allgewaltige Gott, das Andenken an die Amalekiter unter dem Himmel austilgen werde. Der lebendige Gott bleibt der Meister des Tötens, Liebhaber des Ausmerzens.

Wie es zu gehen pflegt, so entstanden im gottgewollten Volk viele Streitigkeiten, die sich mehr und mehr ausbreiteten, so daß Moses häufig vom Morgen bis zum Abend damit beschäftigt war, Recht zu sprechen. Das wurde schließlich seinem Schwiegervater, der ein kluger Mann war, zu viel, und er gab Moses den Rat, tüchtige, gottesfürchtige, vertrauenswürdige und unbestechliche Männer auszuwählen und als Richter einzusetzen. Richter allerdings müssen selbst etwas haben, wonach sie sich richten können, um Recht zu sprechen. Es mußte also ein Gesetz geschaffen werden. Eine Exekutive ohne Legislative, wie Jahwe sie bis dato praktiziert hatte, erschien nicht ratsam und nicht wünschenswert. Einstweilen aber beschränkte sich Moses auf die Delegation alltäglicher Fälle an die von ihm erwählten Richter, während er sich gravierendere Sachen selbst zur Entscheidung vorlegen oder vortragen ließ.

Angeblich war es im dritten Monat nach dem Auszug aus Ägypten als man den Berg Sinai in der gleichnamigen Wüste erreicht hatte und sich dort niederließ. Hier kam dem Moses ein genialer Einfall: er stieg, wie er dem Volk weiszumachen vermochte, zu Gott hinauf, nämlich auf den Berg, wo ihm der Allmächtige ohne Anwesenheit eines Zeugen zunächst eine Art Präambel zum Gesetzestext verkündete, in der wieder einmal von Gehorsam als Vorbedingung des geschlossenen Bundes die Rede war, ferner von einem Königreich von Priestern und einem heiligen Volk. Mit diesem Bescheid wurde Moses zunächst zu den Lagernden zurückgeschickt, wo er die Ältesten des Volkes zusammenrief und ihnen die göttlichen Mitteilungen überbrachte. Das ganze Volk antwortete dann einstimmig – wie später ein anderes auf einer Versammlung im Berliner Sportpalast –: Alles, was der Herr befiehlt, wollen wir tun! Mit dem Inhalt dieser

einstimmigen Deklaration begab sich Moses wieder zum Herrn, der nun seinerseits in Aussicht stellte, in einer Gewitterwolke dem Moses auf dem Berge entgegenzukommen, damit das ganze Volk ihn hören könne und eingedenk der Donnerstimme auch wirklich glaube, was dort verkündet werde. Das wiederum mußte Moses dem Volke mitteilen, und so ging es hin und her. Aber zunächst ergingen ein paar Vorschriften bezüglich der würdigen Vorbereitung auf die donnernde Gesetzesverkündigung; das Volk sollte sich nämlich heiligen, indem es eine große Kleiderwäsche hielt. Im übrigen hatte es sich in gebührender Entfernung zu halten und sich wohl davor zu hüten, den Berg zu besteigen oder auch nur seinen Fuß zu berühren. Jeder, der das dennoch tue, werde mit dem Tode bestraft.

Wüstengesetze

Es dauerte denn auch drei Tage, bis – wie erwartet – Donner und Blitze losbrachen, sich schwere Gewitterwolken um den Berg lagerten und mächtiger Posaunenschall ertönte, den Moses auf irgendeine Weise arrangiert haben wird. Das Volk erbebte vor Angst und Schrecken. Trotzdem ließ Moses es bis an den Fuß des Berges herantreten, der von Rauch und Qualm und Getöse erfüllt war. Die Posaunen erdröhnten stärker, Moses redete, und Gott antwortete mit Donnergetöse, ein wahrlich eindrucksvoller Dialog. Nun stieg Gott zu dem Gipfel des Berges hinab, Moses seinerseits stieg zum Gipfel des Berges empor, angeblich von der Donnerstimme dazu berufen. Und im Getose und Getöse dieser beeindruckenden göttlichen Naturszene gab Gott dem Moses folgendes Grundgesetz mit der Präambel: "Ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Ägypten, dem Hause der Knechtschaft, weggeführt hat." Die ersten drei Gebote befassen sich ausschließlich mit Seiner Majestät selbst und der Stabilisierung seiner Herrschaft über das auserwählte Volk. Im ersten dieser Gebote liefert Jahwe eine treffliche Selbstcharakteristik und eine unzweideutige Formulierung seines Selbstverständnisses. Es lautet nach der Bezeugung des Moses also: "Du sollst neben mir

keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Schnitzbild machen, kein Bild von dem, was oben im Himmel oder unten auf der Erde oder im Wasser unter der Erde ist! Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und sie nicht anbeten! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter an den Kindern, den Enkeln und den Urenkeln derer straft, die mich hassen, Barmherzigkeit hingegen bis ins tausendste Glied denen erweist, die mich lieben und meine Gebote halten."

Nun ja, daß der donnernde Herr die Konkurrenz anderer Götter nicht eben schätzte, kann man ihm so sehr nicht verübeln, nur erweisen ihn seine Drohungen, die er mit dem Gebot der absoluten Alleinanbetung verbindet, als einen schlimmen Despoten, dessen Barmherzigkeitsversprechen bis ins tausendste Glied nicht eben sehr glaubwürdig erscheinen, besonders nicht dann, wenn man weiß, wie er bislang mit den Menschen verfahren war.

Das absolute Verbot nicht nur religiöser, sondern auch die Natur darstellender Kunst ist vielleicht ebenso bemerkenswert. Tyrannen lieben es nicht, von profanen Händen abgebildet zu werden, sondern ihr Kunstverständnis zu diktieren. Jahwe war der konsequenteste von ihnen: er verbot jegliches Schnitzbild. Über dieses Verbot haben sich allerdings sehr viel später seine Stellvertreter auf Erden mit ihrer Zunft kühn hinweggesetzt, und man hat bisher nicht erfahren, daß sich der Alte darüber erneut erregt oder erzürnt habe, wenn er auch offensichtlich keine Bedenken sah, Dome, Kirchen und Kapellen samt den in ihnen aufgestellten Kunstschätzen durch Menschenhand mittels Brand, Bomben und Granaten zerschmeißen zu lassen.

Das zweite Gebot nun, auf Sinai dem Moses aufgegeben, lautete: "Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen! Denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht." Hier wurde praktisch der Begriff der Majestätsbeleidigung eingeführt. Die Auslegung der Mißbräuchlichkeit blieb späteren Zeiten vorbehalten.

Das dritte Gebot regelt den jüdischen Feiertag, den Sabbat, dessen Nachfolge später der christliche Sonntag angetreten hat. Es lautete so: " Achte darauf, den Sabbat zu heiligen. Sechs Tage

magst du arbeiten und alle deine Geschäfte verrichten! Aber der siebte Tag ist ein Ruhetag zu Ehren des Herrn, deines Gottes. Da darfst du keinerlei Arbeit tun, weder du noch dein Sohn oder deine Tochter, weder dein Knecht noch deine Magd noch dein Vieh noch der Fremdling, der bei dir innerhalb deiner Tore weilt! Denn in sechs Tagen schuf der Herr Himmel und Erde, das Meer und alles, was in ihnen ist, aber am siebten Tage ruhte er. Darum hat der Herr den Sabbat gesegnet und geheiligt."
Wir wissen aus dem Neuen Testament, welche verheerenden Folgen dieses Gebot für viele unglückliche Menschen durch Jahrhunderte bewirkte; denn es ist in der strikten Befolgung zugleich ein Gebot zu unterlassender Hilfeleistung. Als Arbeit war ja alle Art von Tätigkeit anzusehen, soweit sie nicht Gebet war; und nicht nur der in den Brunnen gefallene Esel mußte am Sabbat jämmerlich verenden, auch der hilfsbedürftige Mensch mußte rettungslos seinem Schicksal verfallen, jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, da der Sabbat verstrichen war. Ein solches Schicksal mußte zur Ehre des Höchsten willig hingenommen werden: das in Brand geratene Haus mußte abbrennen, bei Überschwemmungskatastrophen alle Habe absaufen.
Das vierte Gebot, das Moses vom Sinai mitbrachte, suchte die Hierarchie weiter nach unten auszubauen: "Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Lande, das der Herr, dein Gott, dir geben wird!"
Hier fällt zweierlei auf: den Eltern wird hinsichtlich ihrer Kinder kein Gebot erteilt, ihr Recht ist ein anderes als das der Eltern, denen sie ohne Wenn und Aber unterstellt werden. Wenn sie die Eltern gleichwohl ehren sollen, so wird dieses Gebot von Jahwe utilitaristisch motiviert: nicht um der Eltern willen, sondern um ihrer selbst willen sollen die Kinder die Alten achten. Ein langes Leben wird ihnen dafür als Verheißung in Aussicht gestellt. Über den ethischen Wert eines solchen Gebotes ließe sich vieles sagen; es ist eigentlich ethisch verwerflich, es ist nur ein Moralgesetz.
Das fünfte Gebot ist kurz und bündig: "Du sollst nicht töten!" Dieses zweifelhafte Handwerk soll dem Allerhöchsten überlassen bleiben. Wie die Gesetzesauslegung dann später aussah, darüber wird noch zu sprechen sein.

Das sechste Gebot ist ebenso lapidar formuliert: "Du sollst nicht ehebrechen!" Was darunter zu verstehen war, wird die weitere mosaische Gesetzgebung erweisen.
Das siebte Gebot "Du sollst nicht stehlen!" leuchtet in seiner – diesmal ethischen – Berechtigung unmittelbar ein, ebenso das achte: "Du sollst gegen deinen Nächsten kein falsches Zeugnis ablegen!", wobei man hier fragen müßte, wer ist dein Nächster und wer nicht?
Das neunte Gebot "Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!" richtet sich nicht etwa auf die Tat, sondern auf die innere Haltung; es ist daher ebenfalls ein ethisches Gesetz zu nennen.
Schließlich umfaßt das zehnte Gebot als Schutzbestimmung den gesamten Besitzstand eines Mannes, den er in seinem Hause verwaltet: "Du sollst nicht begehren die Frau deines Nächsten, noch seinen Knecht, seine Magd, seinen Ochsen, seinen Esel, noch irgend etwas, was deinem Nächsten gehört!" Eine recht charmante Aufzählung, die die Stellung der Frau im Besitzstand des Mannes sehr deutlich herausstellt. Im übrigen ist auch damit ein ethisches Gebot gegeben.
Während der gewaltig donnernden und blitzenden Gesetzesverkündigung stand das Volk zitternd und bebend vor dem Berg und trug kein Verlangen, unmittelbar von Gott selbst Mitteilungen entgegenzunehmen. Moses indessen gab die Erklärung ab: "Gott ist nur gekommen, um euch auf die Probe zu stellen und die Furcht vor ihm in euch wach zu halten, damit ihr nicht sündigt." Mit anderen Worten: ohne wirkungsvolle Einschüchterung ist von den Menschen kein Wohlverhalten zu erwarten, nur Abschreckung hält sie von Mißgriffen und Missetaten ab.
Moses begab sich nun abermals mutig in das polternde Gewölk und empfing dort über das soeben verkündete Grundgesetz hinaus ausführliche Gesetzesvorschriften, die man insgesamt als das erste bekannte umfassende Gesetzeswerk anzusehen hat, in dem bürgerliches Recht, Strafrecht und Tempelrecht miteinander verbunden und verflochten waren. Es sei in seinen Grundzügen im Abriß hier wiedergegeben, wobei wir auf Vollständigkeit verzichten müssen und nur einiges Bemerkenswerte und Absonderliche herausgreifen.

Da gab es zunächst das Altargesetz, das der Allerhöchste zu seiner eigenen Ehre erließ, und das die Bestimmung enthielt, daß keine silbernen und goldenen Götzen neben ihm angefertigt werden durften, daß der Altar aus Erde zu erbauen sei, um darauf die Brandopfer, nämlich Schafe und Rinder, darzubringen. Das Blut dieser sinnlos hingeschlachteten Tiere vermochte den Altar nicht zu entweihen, wohl aber ein Meißel, mit dem die Blöcke eines zu errichtenden Steinaltars hätten bearbeitet werden sollen. Ferner durften keine Stufen zum Altar emporführen, damit beim Hinaufsteigen nicht die Scham des Opfernden entblößt werde.

Die merkwürdigen sittlichen Auffassungen des verordnenden Gottes haben sich bis heute erhalten: nicht der Anblick von Panzern, Kanonen, Raketen, Bajonetten und anderen Schlachtwerkzeugen gilt als unanständig und anstößig, sondern der einer entblößten Scham oder entsprechender erotischer und sexueller Darstellungen. Nicht das Leben und die mit ihm zusammenhängende Lebenslust sind diesem Gott der Juden angenehm und willkommen, sondern das Metzeln und Töten und Blutvergießen. Auch daran hat sich bis heute nichts geändert.

Ein anderes Gesetz betrifft die Sklaven, jene Menschen also, die gottgewollt als Sache, als Teil des Besitzstandes angesehen wurden. So gibt es die grausame Bestimmung, daß bei der Entlassung eines hebräischen Sklaven, dem sein Herr eine Frau gegeben und diese ihm Söhne und Töchter geboren hat, die Frau mit den Kindern weiterhin dem Herrn gehören soll. Das produzierte Menschenvieh soll Besitz des Eigentümers bleiben. Erklärt aber der freizulassende Sklave, er habe seinen Herrn, seine Frau und seine Kinder lieb und wolle nicht freigelassen werden, hängt er also mehr an seinen Angehörigen als an seiner Freiheit, so soll ihn der Herr an den Türpfosten stellen und ihm das Ohr mit einem Pfriemen durchbohren, und er soll für immer Sklave sein. Das sind in der Tat rauhe Sitten, die hier der Allerhöchste verfügt.

Mord und Totschlag schließlich, sofern sie nicht versehentlich oder unabsichtlich getan werden, sind immer mit dem Tode zu bestrafen.Sogar wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt, soll mit dem Tode bestraft werden. Auch auf Menschenraub steht

die Todesstrafe. Vernünftiger schon und unserem heutigen Strafgesetz weit überlegen erscheint die Bestimmung, wonach bei Körperverletzungen derjenige, der den Schaden verursachte, den Verletzten entschädigen und für seine Heilkosten aufkommen muß. Ganz anders allerdings verhält es sich beim Sklaven oder einer Sklavin; die dürfen zwar nicht auf der Stelle totgeschlagen werden, aber man kann sie doch straflos so verprügeln und zurichten, daß sie noch einen oder zwei Tage leben, weil es sich nämlich bei diesen bedauernswerten Geschöpfen lediglich um das Vermögen des strafenden Herrn handelt. Sklaverei ist also per Gesetz von Jahwe nicht nur zugelassen und gewollt, sondern auch in ihrer ganzen Grausamkeit gestattet.
Wenn nun aber ein Rind, also ein gehörntes Tier, einen Mann oder eine Frau so stößt, daß der Tod eintritt, dann soll das Rind gesteinigt werden, aber sein Fleisch darf niemand essen. Man sieht, bei Gott wird der Kreis der handelnden Personen auch auf die Vierbeiner ausgedehnt. Immerhin bleibt der Eigentümer des mordenden Rindes straffrei. Nur wenn das Rind schon früher einmal gestoßen hat, wird auch der Besitzer getötet. Stößt aber das Rind einen Sklaven oder eine Sklavin, so sind dem Sklavenhalter dreißig Schekel Silber zu zahlen, und das Rind ist zu steinigen. Übrigens keine üble Einnahmequelle, seine Sklavinnen von Rindern stoßen zu lassen!
Einbrecher und Diebe dürfen bei Nacht erschlagen werden, ohne daß deshalb eine Blutschuld entsteht, jedoch nach Sonnenaufgang entsteht eine Blutschuld.
Andere sehr ins einzelne gehende Bestimmungen über Eigentumsdelikte überschlagen wir. Wer aber eine Jungfrau, die nicht verlobt war, verführt und ihr beiwohnt, muß bezahlen und sie zur Frau nehmen. Eine Zauberin darf niemand am Leben lassen! Wer einem Tier beiwohnt, wird mit dem Tode bestraft.
Ein wichtiges Gesetz, das die Juden in späterer Zeit angeblich wenig mehr beachteten, soweit es sich nicht gleichfalls um Juden handelte, verbietet Wucher und Zins bei Geldverleih an Arme.
Alle Erstgeburt, auch die der Israeliten, ist Gott als Opfer darzubringen. Über die praktische Durchführung dieses Gesetzes wird nichts gesagt. Die ausführlichsten Bestimmungen betreffen

die Einrichtung des Tempels und die Herstellung aller darin befindlichen Gegenstände. Als der Sinai-Gott schließlich seine ausführlichen Gesetzesvorschriften beendet hatte, übergab er dem gehorsam lauschenden Moses zwei von seinem Finger beschriebene steinerne Tafeln.
Zwischendurch hatte Moses am Fuße des Berges einen Altar errichtet, junge Rinder geschlachtet und das Volk mit dem Blut der Tiere bespritzt und dazu mitgeteilt: "Dies ist das Blut des Bundes, den der Herr mit euch geschlossen hat auf Grund all dieser Gebote." Nach der Sudelei wurde er von seinem blutrünstigen Gott auf den Berg zurückgerufen, um die besagten Steintafeln in Empfang zu nehmen. Indessen verhüllten wieder Wolken den Berg, und Moses versteckte sich darin sechs Tage lang. Danach wurde er für weitere vierzig Tage und vierzig Nächte auf die Höhe des Berges gerufen.
Das dauerte, wie sich jeder denken kann, schließlich den Leuten zu lange; sie wollten nicht bis zum Sanktnimmerleinstag in der Wüste warten und forderten den Stellvertreter des Moses, Aaron, auf, ihnen einen andern Gott zu machen, der vor ihnen herziehen solle. Auch dem guten Aaron waren mittlerweile Zweifel gekommen über den Verbleib des vermißten Moses, und kurzerhand ließ er aus den Schmucksachen der Weiber ein goldenes Kalb gießen, das nun als der neue Gott begeistert verehrt wurde, womit denn wohl ein gesunder, lebensfreundlicher Fruchtbarkeits- und Sexualritus zum Durchbruch gekommen war. Eine große Volksbelustigung fand statt, wobei es wahrlich nicht zimperlich zuging. Das sah Gott der Herr mit Stirnrunzeln; er reagierte sehr ungnädig und schickte den geduldigen Moses vom Berg herab, um nach dem Rechten zu sehen und die gottgewollte Ordnung wieder herzustellen. Der hohe Herr tobte und machte Miene, das halsstarrige Volk samt und sonders zu vernichten. Auf dieses Vernichtungshandwerk verstand sich der Alte, wie wir wissen, seit eh und je. Moses suchte nun den Polterer mit allerlei guten Gründen zu beschwichtigen, zumal er selber damit sein großes Rettungs- und Entführungswerk als gescheitert hätte ansehen und allein ins gelobte Land weiterziehen müssen. Schließlich hatte er den Wutentbrannten so weit überredet, daß ihn das Unheil schon wieder gereute, das er dem Volk

hatte antun wollen. So stieg Moses denn also mit den von Gott höchstpersönlich und eigenhändig beschrifteten Tafeln vom Berg herab und traute seinen Augen kaum, als er das goldene Kalb und die um dieses vollführten lustigen Reigentänze erblickte. Nun geriet er seinerseits außer sich und zerschmetterte die Tafeln am Fuße des Berges, so daß sie in aberviele Stücke zersprangen und das darauf von Gottes Hand verzeichnete hohe Gesetz nicht im mindesten mehr kenntlich war. Dann packte er das hübsche goldene Kalb mit derben Fäusten, verbrannte es im Feuer und zerstieß es zu Staub, worin wir immerhin eine alchimistische Großtat zu erblicken haben. Den besagten Staub streute er auf Wasser und ließ dieses die Israeliten trinken, womit er als der Erfinder des Danziger Goldwassers gelten darf, wenn auch diesem Wüstengetränk das alkoholische Ingredienz fehlte. Dann rief er mit lauter Stimme am Tor des Lagers: "Wer für den Herrn ist, her zu mir!" Sofort scharten sich alle Leviten bei ihm zusammen. Denen gab er nun in Gottes Namen den gar nicht zimperlichen Auftrag: "Geht durch das Lager von einem Tor zum andern, jeder erschlage seinen Bruder, seinen Freund und seinen Verwandten!" Der Befehl wurde denn auch prompt und unverzüglich ausgeführt, und es kamen, wie die Heilige Schrift versichert, an diesem Tage durch Gottes und des Moses heiligen Zorn gegen dreitausend Mann um. Eine beachtliche Bilanz. Aber diese Art von Standgericht kennen wir bereits aus der göttlichen Heilsgeschichte, so daß sie nicht sonderlich mehr erschüttert. Die Beseitigung des Schädlings Mensch ist ein uraltes göttliches Anliegen; darin kann es dem hohen Herrn kein Teufel gleichtun.

Am folgenden Tag verkündete Moses den Überlebenden, er wolle, obgleich sie schwer gesündigt hätten, nochmals zu Gott auf den Berg emporsteigen. Das tat er denn auch und berichtete seinem höchsten Schlachtgott, was dieser ihm schon vorher nach eigenen Beobachtungen, die er aus seinem Wolkenloch angestellt, mitgeteilt hatte, nämlich die Sache mit dem goldenen Kalb. Man einigte sich, daß man für diesmal noch Nachsehen üben wolle mit den Sündern, allerdings knüpfte der Rachegott an seinen Amnestie-Erlaß noch die dunkle Drohung: "Aber wenn die Zeit der Heimsuchung gekommen ist, werde ich ihre

Sünde an ihnen ahnden." Schließlich wollte er zu gegebener Stunde zum Zeitvertreib und göttlichen Lustgewinn noch einmal gehörig auf das Volk einprügeln.
Moses schlug nun außerhalb des Lagers ein sogenanntes Offenbarungszelt auf, in dem er sich gleichwohl auf heimlich-unheimliche Art versteckt hielt, nicht ohne von Zeit zu Zeit herauszukommen und das Volk der Kontrolle halber im Auge zu behalten. Das Zelt selber war immer dann, wenn Moses sich dahinein zurückgezogen hatte, mit einer Wolkensäule verhüllt. Es war nun einmal wichtig, sein Tun und Treiben auch weiterhin umnebelt zu halten. Während sich das Volk angstvoll zitternd niederwarf, sobald der gefürchtete Mann sich sehen ließ, gewährte ihm der höhere Herr im Zelt gnädig Audienzen von Angesicht zu Angesicht, so wie jemand mit seinem Freunde spricht. Die beiden Herren Massenmörder waren ein Herz und eine Seele.
Nun mußte der alte Steinmetz auf Geheiß des Allerhöchsten, während der junge Josue am Zelt Wache stand, wiederum zwei Steintafeln zurechthauen, wie die ersten waren, damit der gesetzgebende Gott sie abermals mit seinem Krallenfinger beschriften konnte. Mit den beiden Steintafeln in den Händen erklomm der folgsame Moses alsdann wiederum den Berg Sinai. Und während er noch stieg, fuhr der Allmächtige in einer Wolke, diesem unnachahmlichen göttlichen Fahrstuhl, nieder, und rief ihm die wunderlichen Worte zu: "Der Herr ist ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig, reich an Gnade und Treue, der Tausenden die Treue wahrt, der Schuld, Frevel und Sünde vergibt, aber niemand frei ausgehen läßt, sondern die Schuld der Väter an Kindern und Kindeskindern heimsucht, am dritten und vierten Geschlecht." Das ist eine wahrhaft göttliche Selbstbezeugung, eine einmalige Definition von Barmherzigkeit, Gnade, Langmut und Treue oder, anders gesagt, eine Verlogenheit, deren Zynismus kaum noch zu überbieten sein dürfte, es sei denn, durch die daran anknüpfenden theologischen Systeme späterer Zeiten.
Moses, als er diese Offenbarungen hörte, verneigte sich eilends bis zur Erde und bat wortreich um Verzeihung für sich und seine Volksgenossen, wobei er das ganze Volk als Eigentum des

Herrn bezeichnete, diesem also vorbehaltlos in die Sklaverei auslieferte. Daraufhin stellte ihm sein Gesprächspartner in der Wolke Wundertaten in Aussicht, wie sie auf der ganzen Erde und bei allen Völkern noch nie gesehen worden seien, überhaupt alles, was er tun werde, sei wunderbar!
Nun mußte sich Moses wieder vierzig Tage und vierzig Nächte Zeit nehmen, bis die Steintafeln beschriftet waren, wobei er weder Brot gegessen noch Wasser getrunken haben will. Der Herr indessen schrieb in dieser Zeit auf die Tafeln die Gebote des Bundes, zehn an der Zahl.
Als Moses schließlich vom Berg herunterkam, leuchtete sein Angesicht infolge der langen Unterredung mit Gottvater, und die Leute fürchteten sich, als sie es sahen. Der phosphorisierte Mann rief alle herbei und teilte alles mit, was ihm in der Wolke aufgetragen worden war. Danach legte er eine Hülle über sein Gesicht, die er aber jeweils entfernte, wenn er zur Audienz zum Allerhöchsten gebeten wurde. Immer dann, wenn er aber mit den Leuten redete, mußte die Hülle vor das Gesicht. Moses scheint der Erfinder der ersten Bilux-Lampen gewesen zu sein.
Nun begann er mit der Errichtung des heiligen Zeltes, wofür Gott selber eigene Werkmeister ausgerüstet und bestimmt hatte.Die weitere Wüstenwanderung war jeweils abhängig von der Wolke, die das Offenbarungszelt bedeckte oder nicht bedeckte.

Levitikus

Ein Volk wird gezähmt

Wie gesagt, hatte Gott es sich während seiner wochenlangen Instruktionen des Moses auf Sinai angelegen sein lassen, vor allem die Riten seiner eigenen Verherrlichung bis in die kleinsten Einzelheiten zu bestimmen, und diese sind denn auch im Buche Levitikus, dem levitischen Gesetz, festgeschrieben worden. Es war der Wille des Höchsten, daß ihm tagtäglich Aufmerksamkeit zuteil wurde und das jüdische Volk somit Tag für Tag Opfer der Sühne, der Anbetung und des Dankes zu entrichten hatte. Darin sollte des Volkes restlose Hingabe an Gott als seinem höchsten Gebieter zum Ausdruck kommen, darin sollte aber auch zugleich, wie Paulus später erklärt hat, das Bewußtsein der Sünde bei den Menschen ständig weiter vertieft werden. Der Mensch, von Natur her verwerflich und verworfen, sollte und soll in ständiger Vergegenwärtigung dieses Zustandes im Wahn der Erlösungsbedürftigkeit bestärkt werden. Der gottgewollte Minderwertigkeitskomplex des Menschen sollte im täglichen Gottesdienst bestätigt und ausgebaut werden.
Dieser Gottesdienst bestand aus blutigen und unblutigen Opfern, letztere wurden häufig nur als Zugaben zu den blutigen verbrannt. Übrigens durften kraft Gesetzes nur männliche fehlerlose Haustiere aus dem Rinder-, Schaf- und Ziegenbestand, die edelsten und wertvollsten, als Opfer dargebracht werden. Das weibliche Vieh wurde von Gott grundsätzlich verschmäht, wie er überhaupt die Diffamierung alles Weiblichen von Evas Zeiten her verfügt und betrieben hatte. Die Tiere wurden zur Versöhnung des höchsten Herrn vor seinem Angesicht auf dem Altar geschlachtet und hernach "zu lieblichem Geruche für den Herrn" verbrannt. Wahrlich ein großartiger und geschmackvoller Gott, dessen Bedürfnisse vor allem in der Selbstverherrlichung durch Hinmetzeln von Menschen und Tieren bestanden, die er offensichtlich zu seinem sadistischen Vergnügen ins Leben gerufen hatte.

Übrigens selbst die sogenannten Friedopfer hatten blutig zu sein; sie sollten auf diese absonderliche Weise das Freundschafts- und Friedensverhältnis des Opfernden mit Gott bezeugen und bekräftigen. Auch für die Priester hatte Moses vom Berg Sinai genaueste Vorschriften mitgebracht, die nicht nur ihr Verhalten, sondern auch ihre Kleidung bis in alle Einzelheiten festlegten. Der Hohepriester aber verfügte über ein Brustschild, auf dem das heilige Losorakel abgebildet war, durch das er in schwierigen Fällen Gott befragen durfte.
Unter all den Opferbestimmungen gab es auch das sogenannte Einsetzungsopfer, bei dem Aaron und seine Söhne durch Bestreichung – besser sagen wir durch Besudelung – mit dem Opferblut Gott geweiht und durch die Ausgießung des Blutes dem Dienst am Altar zugewiesen wurden.
Man sieht, eine schier endlose Blutspur zieht sich durch die gottgewollte Heilsgeschichte, und es wird schon jetzt ersichtlich, wie folgerichtig das Hinschlachten Jesu am Kreuz, die blutigen Christenverfolgungen und die von Christen durch ihre zweitausendjährige Geschichte hindurch veranstalteten Metzeleien die Intention des allerhöchsten Gottes verwirklichten.
Übrigens leistete sich der Allerhöchste bei der Einsetzung des Aaron zum Hohenpriester den Luxus, dem ganzen Volke in seiner Herrlichkeit zu erscheinen, wobei Feuer von ihm ausging und das auf dem Altar zubereitete Opfer samt den Fettstücken verzehrte. Das ganze Volk brach dabei in phrenetischen Jubel aus und fiel auf sein Angesicht nieder.
Aarons Söhne Nadab und Abin verfuhren allerdings bei ihrem Opfer nicht ganz nach der göttlichen Vorschrift und brachten folglich dem Herrn ein ungehöriges Opfer dar. Der gerechte Gott ließ sich das nicht lange gefallen, ließ abermals Feuer von sich ausgehen und verzehrte diesmal nicht das Opfer, sondern die Opfernden, eine Szene, die Wilhelm Busch in seinen gezeichneten und gereimten Moritaten hätte festhalten können. Jedenfalls starben die beiden Tunichtgute auf der Stelle. Das hatten sie nun davon! Moses äußerte daraufhin die Ansicht, hiermit habe sich lediglich das erfüllt, was ihm der Herr bereits vorher angekündigt hätte: "An denen, die mir nahestehen, will ich meine Heiligkeit erweisen, und vor allem Volk will ich mich

verherrlichen!" Der sich selbst verherrlichende allerhöchste Menschenfresser! Aaron schwieg auf diese Rede des Moses. Er hatte offensichtlich keine Lust, sich vor dem gefährlichen Allerhöchsten den Mund zu verbrennen und sich gleichfalls vom Feuerrachen des Herrn fressen zu lassen.
Anschließend empfing er vom Herrn einen neuen Befehl, daß nämlich er und seine Söhne, wenn sie in das Offenbarungszelt hineingingen, keinen Wein und kein starkes Getränk zu sich nehmen dürften, und der Herr fügte die Drohung hinzu: "Sonst müßt ihr sterben!" Todesstrafe auf Alkohol! Dieses Gebot behielt seine Gültigkeit, angeblich zur Unterscheidung von Heiligem und Nichtheiligem, Reinem und Unreinem. Erst Jesus hat gewagt, es zu ignorieren und verwendete beim letzten Abendmahl als Getränk den Wein, den er allerdings zuvor in sein eigenes Blut verwandelte, so daß er alsdann unbedenklich genossen werden konnte, wie es noch heute in allen Kirchen rund um den Erdkreis Usus zu sein pflegt; denn Wein zu trinken ist abscheulich in Gottes Augen, Blut zu trinken aber eine heilige Handlung. Schon wegen des Verwandelns von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kana ist Jesus bekanntlich von vielen Frömmlern gescholten worden.
Übrigens gab es auch Bestimmungen darüber, wer von der Teilnahme am Gottesdienst ausgeschlossen sein sollte, nämlich: wer das Fleisch gewisser Tiere genossen hatte oder mit einem Leichnam oder einem Aas in Berührung gekommen war, wer aussätzig war oder an bestimmten körperlichen Zuständen litt (der Leser oder vielmehr die Leserin versteht wohl, was damit gemeint war), diese alle galten als unrein und der Teilnahme am Opfer nicht fähig oder vielmehr nicht würdig.
Bemerkenswert und bezeichnend ist in diesem Zusammenhang und im Hinblick auf die Praxis der abendländischen Menschheit, Juden wie Christen, was der allmächtige Weltenschöpfer durch seinen Gesandten, den Herrn Moses, bezüglich der Tiere und der Frauen verfügt hat. Sehen wir es uns näher an.
Wir hörten schon, daß die sogenannten reinen Tiere als Schlachtopfer für den höchsten Herrn ausersehen waren, und daß er mit ihrem Blut Altäre und Menschen bespritzen ließ. Außer reinen und makellosen Tieren bezeichnete Gott nun aber

auch unter seinen Geschöpfen diejenigen Tiere, die ihm als unrein und somit auch seinen getreuen Juden als unrein und verabscheuungswürdig zu gelten hatten.
Als eßbar und rein benannte Gott alle Vierfüßler mit gespaltenen, d.h. durchgespaltenen Klauen, die wiederkäuen, ausgenommen das Kamel, das wegen seiner nicht gespaltenen Klauen unrein ist, gleichermaßen der Klippendachs, der Hase und das Schwein, das kein Wiederkäuer ist. Alles, was im Wasser lebt, aber keine Flossen und keine Schuppen hat, ist "ein Greuel." Das Aas darf nicht berührt werden, wenn man nicht unrein werden will. Von den Vögeln werden als verabscheuungswürdig erklärt: der Adler, der Lämmergeier und der Geier, die Weihe, jede Art von Falken, alle Rabenarten, der Strauß, die Schwalbe, die Möwe, alle Habichtarten, das Käuzchen, der Sturzpelikan, der Uhu, die Eule, der Pelikan, der Erdgeier, der Storch, alle Reiherarten, der Wiedehopf und die Fledermaus. Ein Greuel seien ferner, so Gottes Wille, alle kleinen geflügelten Tiere, die auf vier Beinen gehen, ausgenommen diejenigen, die oberhalb ihrer Füße Schenkel haben, um damit auf der Erde zu springen. Die Heuschrecken durften also verspeist werden.
Auch alles, was auf Tatzen geht, hat unter die unreinen Tiere gezählt zu werden. Für unrein werden ferner erklärt: das Wiesel, die Maus, alle Eidechsenarten, das Chamäleon, der Salamander und der Maulwurf.
Wörtlich heißt es weiter: "Macht euch nicht selbst zum Greuel durch irgendein Kriechtier, und verunreinigt euch nicht durch sie, damit ihr nicht durch sie unrein werdet. So erweist euch denn als heilig, weil ich heilig bin! Verunreinigt euch nicht durch irgendein Kriechtier, von denen es auf Erden wimmelt!" Und so weiter.
Nun wird man freilich einwenden können, es handele sich hier um reine Speisevorschriften, um einen göttlichen Küchenzettel oder das erste jüdische Kochbuch und sonst nichts. Das ist zunächst auch insofern richtig, als sich der "Greuel" eigentlich nur auf das Kriterium der Eßbarkeit und Genießbarkeit und auf die Berührung toter Tiere (Aas) bezieht. Unüberhörbar im Tenor des Textes ist jedoch, daß hier Abscheu gegen all diese Tiere vermittelt werden soll, daß sie verfemt und gleichsam diffamiert

werden, kurz, daß ein Teil der lebenden Kreatur, sofern er nicht als Brandopfer oder zur menschlichen Nahrung taugt, als unnütz und greulich charakterisiert wird.
In diesen Denkkategorien jedenfalls finden Gedanken und Empfindungen, die sich etwa mit den Begriffen Naturliebe, Tierliebe oder Tierschutz umschreiben ließen, nicht den mindesten Raum. Hier erscheint Gott als zynischer Verächter der von ihm ins Leben gerufenen Schöpfung.
Kommen wir zu den Frauen. Sie galten nach der Geburt eines Kindes grundsätzlich als unrein. Da es sich um den gleichen Begriff handelt wie bei den "unreinen Tieren", man jedoch kaum auf den Gedanken verfallen sein dürfte, Wöchnerinnen zu verspeisen, wird der Rückschluß erlaubt sein, daß auch die Unreinheit der Tiere als Zuständlichkeit und nicht bloß als Eßbarkeit und Genießbarkeit gemeint gewesen sein muß. Die Wöchnerinnen also erklärt Jahwe für unrein und zwar, wie die Theologen später spitzfindig erklärt haben, wegen ihres körperlichen Zustandes und nicht etwa wegen moralischer Schuld. Gleichwohl wird die Unreinheit der menstruierenden und der gebärenden Frau in Verbindung gebracht mit der ersten Sünde, also mit Eva, aber auch mit der bösen Begierlichkeit, die man seit eh und je auf die Frau projizierte. Konkret sah die Bestimmung so aus: hatte die Frau einem Knaben das Leben geschenkt, so blieb sie sieben Tage nach der Geburt unrein, also genau so lange wie in der Zeit ihrer Unreinheit infolge ihrer monatlichen Regel. Nach Beschneidung des Knaben am achten Tage hatte die Frau noch 23 Tage im Hause zu bleiben. Während dieses Hausarrests durfte sie nichts Heiliges berühren und selbstverständlich auch nicht zum Heiligtum kommen. Gebar die Frau aber nur ein Mädchen, so blieb sie zwei Wochen unrein und mußte volle 66 Tage über die Zeit ihrer Reinigung hinaus im Hause hocken. Das sind mehr als zwei Monate Haftstrafe für die Geburt einer weiblichen Nachkommenschaft! Nach Ablauf dieser Zeit mußte die Frau ein einjähriges Lamm als Brandopfer sowie eine junge Taube oder eine Turteltaube als Sündopfer, als Opfer ihrer Sünde also, an den Eingang des Offenbarungszeltes zum Priester bringen. Betreten durfte die sündige Gebärerin dieses nicht! Der Priester brachte alsdann die abgelieferten Tiere dem Herrn Jah-

we dar, um die Frau zu entsündigen; erst dann konnte sie von ihrem Blutfluß rein werden. Frauen, die nicht die Mittel hatten, ein Schaf zu opfern, mußten zwei junge Tauben bringen, von denen die eine als Brandopfer dargebracht, die andere zu ihrer Entsündigung als Sündopfer genommen wurde. Der Priester entsündigte alsdann die Frau.

Diese Bestimmungen erweisen die Verachtung und den Haß des Herrn Jahwe gegenüber dem Frauengeschlecht, das er auf diese Weise auf eine entwürdigende Art zu erniedrigen wußte. Vagina und Gebärmutter wurden zum Sitz der Sünde erklärt; jeder Mensch wurde in Sünde empfangen und in Sünde geboren; die Diffamierung jedes Menschen begann längst vor seiner Geburt, die der Frauen war dreifach rationalisiert. Die Abscheu dieses Gottes vor seiner Schöpfung wurde per Gesetz auch den Menschen eingeimpft und nötigenfalls eingebleut. Alles in allem: eine Religion der Menschenverachtung, des Abscheus und des Hasses! Die Menschen lebten unter dem jüdischen Gesetz in einer permanenten Haßhölle, die später in die christliche Haßhölle einmündete, die sich bis auf diesen Tag über die Erde erfolgreich auszubreiten sucht.

Wir sind zu Anfang unseres Buches darin übereingekommen, dem allmächtigen Gott seine Existenz zu glauben und zuzugestehen und kommen, da wir ihn beim Wort nehmen und allen Ernstes seine Verfügungen als gegeben betrachten, zu der für ihn beschämenden Zwischenbilanz, daß die Menschen zwar große Sünder sein mögen, daß er aber der schlimmste und abgefeimteste Sünder von Anbeginn her war und die Menschheit mit wohlberechneter Hinterlist in die Sünde hineinmanipuliert hat, was schon beim ersten Sündenfall im Paradies hinlänglich deutlich geworden sein dürfte.

Wir übergehen hier die zahlreichen Bestimmungen im mosaischen Gesetz, nach denen ebenfalls kranke Menschen für unrein erklärt und aus der Gemeinschaft ausgesondert wurden. Nur das letzte Kapitel aus der ärztlichen Praxis des Allerhöchsten sei als Delikatesse nicht unterschlagen; es betrifft die geschlechtlichen Unreinheiten bei Mann und Frau.

Zunächst der Mann. Wenn er am Samenfluß leidet, ist er unrein, natürlich auch alles, was mit diesem Samenfluß in Berüh-

rung kommt. Das hätte ja seine Berechtigung, wenn unter diesem Samenfluß eine infektiöse Geschlechtskrankheit zu verstehen wäre. Das jedoch dürfte kaum gemeint sein, es sei denn, der hohe Herr Schöpfer habe sich mit den von ihm erfundenen Krankheiten und deren Erregern selbst noch nicht so genau ausgekannt, was ja möglich ist.
Wer nun aber keinen Samenfluß, sondern nur einen Samenerguß hat, der muß seinen ganzen Leib baden und ist dennoch unrein bis zum Abend. Folglich ist auch der Same selbst für unrein zu halten. Und schließlich: wohnt jemand seiner Frau bei, so daß Samenerguß erfolgt, so müssen beide sich baden und sind unrein bis zum Abend. Was sich im Geschlechtsbereich abspielt, unterliegt grundsätzlich der Sünde, der Unreinheit, es verdient Abscheu.
Nun die Frauen. Der monatliche Blutfluß, die Menstruation, macht die Frau sieben Tage unrein. Jeder, der sie berührt, wird unrein bis zum Abend. Die Frau hat also isoliert zu werden. Eine Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit sondergleichen! Auch alles, worauf sie während ihrer Unreinheit liegt, wird unrein, ebenso alles, worauf sie sitzt. Man stelle sich das praktisch vor.
Wer müßte nicht den entschiedensten Abscheu hegen gegen einen Gott, der die Frauen in ihren kritischen Tagen derartig diffamiert und isoliert, gegen eine Religion, die Frauen so barbarisch wegen des natürlichsten Vorganges der Welt bestraft! Jeder, der das Lager einer Menstruierenden, einen Gegenstand, der auf dem Lager, auf dem sie saß, liegt, berührt, ist unrein bis zum Abend! Wenn ein Mann, der der Menstruierenden beiwohnt, von ihrer"Unreinheit" etwas abbekommt – und wie sollte er etwa nicht! – ist er sieben Tage unrein, auch jedes Lager, auf dem er liegt, wird unrein.
Hat nun eine Frau außerhalb ihrer Menstruation Blutfluß, so ist sie ebenfalls sieben Tage unrein. Sie muß dann allerdings zwei Turteltauben opfern; denn es ist anzunehmen, daß Blutungen außerhalb der Regel sündhaft sind. Die Frau muß sich alsdann durch den Priester vor Gott entsündigen wegen ihres unreinen Ausflusses.

Alles in allem: wenn eine Frau Pech hat, ist sie infolge häufiger Schwangerschaft oder unregelmäßiger und regelmäßiger Blutungen etwa ein Drittel ihrer Lebenszeit unrein, und ihre Angehörigen und Freunde haben sie selbst und alles, was sie berührt, während dieser Zeit strikt zu meiden, wenn sie nicht ihrerseits unrein werden wollen. Welch eine Fülle von Abscheu, Verachtung und Haß mußte ein solches Gesetz auf jede Frau projizieren, welch ein liebloses, qualvolles Dasein verfügte Gott damit über das Frauengeschlecht! Die theologische Rechtfertigung lautet: wegen der Erbsünde, wegen Evas ungehorsamem Vorwitz. Wahrlich, ein großer und großartiger Gott, der sich solche Perversitäten einfallen läßt und gesetzlich verankert! Und da sollen wir uns wundern, daß unter dem Einfluß jüdischer und christlicher Religion Frauenverachtung und Frauendiffamierung bis auf diesen Tag ihre sichtbaren Blüten treiben, daß Hexenwahn und Inquisition zu Gottes Wohlgefallen unter der Leitung des Heiligen Geistes viele Jahrhunderte später Europa in maßlose Barbarei, in Angst und Schrecken stürzten, daß die Folterkammern sich füllten und die Scheiterhaufen zum Himmel loderten?

Kehren wir zurück zum sündigen Volk der Juden, das so von Sünden und Verunreinigungen strotzte, daß der liebe Gott, der diesen Pfuhl nicht auf die Dauer ertragen konnte, einmal im Jahr einen besonderen Bußtag, nämlich den Versöhnungstag einsetzte, sozusagen Hausputz und große Seelenwäsche. Dazu gehörte selbstverständlich strenges Fasten, dazu gehörten genaueste Vorschriften über die Art und Zubereitung der Opfer, mit denen wir unsere Leser nicht langweilen wollen. Gott jedenfalls sorgte durch seine Verordnungen dafür, daß er selbst voll auf seine Kosten kam. Wenigstens sei hier aber der Sündenbock erwähnt, dem man alle Sünden des Volkes durch die Priesterhand auf den Kopf legte und ihn dann hinaus in die Wüste jagte. Mit Projektionen und Sadismen war der allerhöchste Gesetzesmacher noch nie sonderlich zimperlich! Im übrigen nennen die Theologen seine damaligen Vorschriften, verglichen mit den Gesetzen der alten Völker und anderer sogenannter primitiver Religionen, "überaus streng und erhaben."

Aus den vielen Gesetzesvorschriften seien die die Sexualität betreffenden herausgegriffen. Verboten war, worin wir freilich teilweise und vernünftigerweise zustimmen, der geschlechtliche Umgang mit Blutsverwandten, mit Vater, Mutter, Schwiegermutter, Tante und Onkel, Schwiegertochter, Schwiegersohn, Halbgeschwistern, Schwager und Schwägerin. Verboten war aber auch, zu einer Frau noch deren Schwester hinzuzunehmen, eine Novität übrigens, denn das hatte Jahwe, wie wir gelesen haben, früher noch gestattet. Geschlechtlicher Verkehr während der Menstruation wurde untersagt, Ehebruch ebenso und nicht minder jeder homosexuelle Geschlechtskontakt. Auch das Vieh durften die Juden nicht begatten, wie auch keine Frau sich vor ein Vieh hinstellen durfte, um sich von ihm begatten zu lassen. Wer die aufgezählten Schandtaten begehe, solle, so Jahwe, aus der Mitte des Volkes ausgetilgt, das heißt mit dem Tode bestraft werden.

Freilich gab es auch eine ganze Reihe vernünftiger Gebote, die, für sich genommen, ein ethisches Bewußtsein hätten wachsen und reifen lassen können, so etwa: "Ihr sollt nicht stehlen, nicht lügen, nicht einer den andern betrügen. Übervorteile und beraube deinen Nächsten nicht. Behalte den Lohn des Arbeiters nicht bis zum Morgen bei dir zurück. Schmähe nicht einen Tauben, lege einem Blinden nichts in den Weg, sondern fürchte dich vor deinem Gott!" Hier schaut nun sogleich der Pferdefuß heraus, der erkennen läßt, daß es sich eben doch nicht um ein ethisches, sondern nur um ein moralisches Gesetz handelt. Nicht aus Rücksicht, Fairneß und Loyalität sollen der Taube und der Blinde geschont werden, sondern aus Furcht vor dem Herrn, der solches rächen könnte.

Der Mechanismus der Abschreckung wird benutzt, wie ja auch bis heute das Strafgesetz seine Strafen als Abschreckung, nicht aus dem Gedanken der Wiedergutmachung verhängt, womit im Grunde gar nichts bewirkt werden kann als Verlogenheit, Verstellung und Präventivdenken. Unter diesen Umständen können wir darauf verzichten, die scheinbar menschenfreundlichen Passagen des mosaischen Gesetzes, die nur eine Schein-Ethik bieten, im Grunde aber göttliche Moralgesetze sind, hier weiter zu zitieren.

Drei hohe Feste gab es im Jahr, das Paschafest, das Pfingstfest und das Laubhüttenfest, dazu den wöchentlichen Sabbat als absoluten Ruhetag. Die erwähnten Festversammlungen waren jedoch für den einzelnen Israeliten nur dreimal im Jahr verbindlich, nämlich an den genannten Hochfesten, und dann auch nur für erwachsene männliche Personen. Die Weiber waren ausgeschlossen! Sie liefen ja auch meist unrein einher und hätten das Angesicht ihres strengen Schöpfers beleidigt. Sündige Gebärerinnen mit einem sündigen Gebärmechanismus.
Lassen wir die gläubigen Juden bei ihren Festen, Opfern und Lobpreisungen des furchterregenden Herrn Jahwe zurück, und wenden uns einem weiteren Buche aus der mosaischen Zeit zu, dem vierten Buch Mosis, dem Buche Numeri.

Numeri

Die grosse Strafkarawane

Mittlerweile waren elf Monate ins Land gegangen, und das Volk Israel lagerte immer noch am Fuße des Sinai, während Moses im Einvernehmen mit dem Allerhöchsten einen ausführlichen Gesetzeskodex schmiedete. Auch eine Volkszählung und Musterung wurde vorgenommen, wohl die erste in der uns überlieferten Geschichte. Abgesehen von der militärischen Verfassung befahl Moses dem Volk eine genaue Lager- und Zugordnung, damit er die ungebärdigen Massen in eine feste Disziplin zwingen konnte. Es ist unmöglich, hier die gesamte Satzung wiederzugeben; aber es seien doch einige ebenso bemerkenswerte wie merkwürdige Verordnungen herausgegriffen.

Da gab es zum Beispiel das Gesetz der Entfernung aller Unreinen aus dem Lager. Wer an Aussatz litt oder mit Ausfluß behaftet war, ob nun Mann oder Frau, wer sich an einer Leiche verunreinigt hatte, wurde aus dem Lager hinausgeschafft. Die Begründung des allgütigen Gottes lautete: "... damit sie nicht ihr Lager verunreinigen, da ich mitten unter ihnen wohne." Was wurde aus den Unglücklichen? Sie waren hilflos und wehrlos dem Hungertode preisgegeben. Der erste Holocaust, wenn man denn diesen und nicht andere Vernichtungsmaßnahmen als den ersten annehmen will, wurde also von Jahwe selbst gegen sein auserwähltes Volk verfügt.

Im Anschluß an den Fluch und das Verstoßen der Aussätzigen und Ausflußkranken gebietet der höchste Herr über Moses dem Aaron und seinen Söhnen die priesterliche Segensformel. Es ist die gleiche Formel, wie sie noch heute in der evangelischen Kirche am Ende des Gottesdienstes vom Geistlichen über die Gemeinde gesprochen wird.

Nachdem nun alles bis ins Detail geordnet und geregelt schien, entschloß sich Moses auf Geheiß des in die Wolke verhüllten Herrn zum Aufbruch des Volkes in das gelobte Land. Immer dann, wenn sich die Wolke erhob und damit das Zeichen zum Aufbruch gab, stimmte Moses an: "Erhebe dich, Herr, daß dei-

ne Feinde zerstieben, und deine Widersacher vor dir sich flüchten." Nun hätte man glauben sollen, daß das durch alle möglichen schrecklichen, göttlichen Strafexempel eingeschüchterte und mit einem wahren Zaumzeug von Gesetzen eingeschnürte Volk gehorsam bei der Stange geblieben wäre. Dem war aber nicht so. Schon am ersten Lagerort machte sich wieder die Unzufriedenheit breit; die Leute klagten und lagen dem höchsten Herrn damit in den Ohren, wie schlecht es ihnen gehe. Da Gottvater aber nun einmal nicht mit sich reden, zanken und spaßen läßt, fiel ihm sogleich eine wirksame Strafmaßnahme ein: er schickte eine Feuersbrunst, die einen Teil des Lagers vernichtete. Allzu großen Eindruck muß aber dieser göttliche Zornausbruch wohl nicht gemacht haben; denn das Nörgeln über die eintönige Manna-Beköstigung ging weiter und das Verlangen nach Fleisch, Gurken, Melonen, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch verstummte nicht. Aber auch dafür hatte Jahwe wenig Verständnis, er verfügte nun dem Volke einen ganzen Monat lang Fleischkost, die so lange gegessen werden sollte, bis sie allen zum Ekel werde und sie sie nicht einmal mehr riechen konnten. Damit schickte er Riesenschwärme von Wachteln, drückte sie auf das Lager nieder, ließ sie von den Leuten einfangen und essen. Aber noch hatten sie das Wachtelfleisch zwischen den Zähnen, da schickte ihnen der Herr zur Strafe eine Seuche, die viele dahinraffte. Moses bestimmte siebzig Männer, die ihm helfen sollten, das hungrige und halsstarrige Volk im Zaum zu halten. Das wiederum verdroß seine Geschwister Aaron und Mirjam, die daraufhin von Gott vor das Offenbarungszelt gerufen wurden, wobei Mirjam mit Aussatz geschlagen wurde. Erst auf schreiendes Bitten des Moses wurde sie dazu begnadigt, den Aussatz nur sieben Tage zu erleiden und für diese Zeit aus dem Lager verstoßen zu werden. Danach wurde sie auf Grund göttlichen Gnadenaktes geheilt.

Nach diesen dramatischen Vorfällen schickte Moses Kundschafter in das verheißene Land Kanaan aus, die nach vierzig Tagen zurückkehrten und Bericht erstatteten. Diesem Bericht zufolge floß das Land von Milch und Honig. Zum Beweis hatten die Kundschafter Früchte des Landes mitgebracht. Allerdings sahen sie sich auch veranlaßt, einige Warnungen auszusprechen: jenes

Land werde von einem starken Volke bewohnt, und die Städte seien befestigt und sehr groß. Nach ihrer Einschätzung werde man nicht imstande sein, jenes starke Volk zu besiegen.
Als die Kundschafter sahen, daß diese Mitteilungen auf Moses, Kaleb und andere Volksführer wenig Eindruck machten, begannen sie, mit Übertreibungen ein Abschreckungsmanöver zu versuchen, indem sie berichteten, das Land fresse und verderbe seine Bewohner,im übrigen wohnten dort unüberwindliche Riesen, gegen die sie sich selber klein wie Heuschrecken vorgekommen wären. Diese schlimmen Mitteilungen bewirkten beim Volk ein Entsetzensgeschrei; viele weinten verzweifelt, alle aber murrten gegen Moses und Aaron und bedauerten, nicht in Ägypten geblieben zu sein, sondern leichtsinnigerweise den mühsamen und offenbar aussichtslosen Zug durch die Wüste angetreten zu haben, der aller Voraussicht nach nur mit einer schauerlichen Vernichtungskatastrophe enden könne. Man sah schon Frauen und Kinder in die Sklaverei wandern und alle Männer getötet. Und die verständliche Frage kam auf: "Sollen wir nicht besser nach Ägypten zurückkehren?" Nun zerrissen die Kundschafter ihre Kleider und wußten wieder nur Löbliches vom ausgespähten Land zu berichten. Was sollte man nun glauben? Plötzlich hieß es, es werde ein Leichtes sein, die Bewohner jenes Landes völlig auszurotten.
Kein Wunder, daß infolge dieses widersprüchlichen Gaukelspiels die Volkswut entbrannte und man Miene machte, die doppelzüngigen Kundschafter zu steinigen. In diesem Augenblick aber erschien die Herrlichkeit des Herrn allen Israeliten am Offenbarungszelt und polterte los, wobei er sich an Moses persönlich wandte: " Wie lange noch wird mich dieses Volk verachten, wie lange noch mir keinen Glauben schenken trotz aller Wunderzeichen, die ich vor ihm gewirkt habe? Ich will es mit der Pest schlagen und es ausrotten. Dich aber will ich zu einem Volke machen, das größer und stärker ist als dieses."
Nun, derartige cholerische Ausbrüche, mit grausamen Drohungen und großartigen Verheißungen gekoppelt, sind nichts Neues mehr und überraschen den Leser wohl kaum noch. Moses sah angesichts solcher Voraussagen sein gesamtes bisheriges Rettungswerk zusammenbrechen und war von den göttlichen

Schreckensverheißungen darum begreiflicherweise nicht sonderlich erbaut. Nun erwies er sich aber als der bessere Psychologe und packte den großmächtigen Herrn pfiffig bei dessen kleinlicher Eitelkeit, indem er ihm folgende Vorstellungen machte: "Wenn die Ägypter es hören, aus deren Mitte du dieses Volk durch deine Macht hierher gebracht hast, werden sie es den Bewohnern dieses Landes mitteilen. Sie haben gehört, daß du, o Herr, inmitten deines Volkes weilst, daß du, o Herr, dich ihm Auge in Auge offenbarst, und daß deine Wolke über ihm steht und du tagsüber in einer Wolkensäule und nächtens in einer Feuersäule vor ihnen herziehst. Wenn du nun dieses Volk wie einen Mann tötest, so werden die Völker, die die Kunde von dir vernommen haben, sagen: Weil der Herr nicht imstande war, dieses Volk in das Land zu bringen, das er ihnen zugeschworen hatte, darum hat er sie in der Wüste umkommen lassen. So möge denn, o Herr, deine große Langmut walten! Du hast ja verheißen: Der Herr ist langmütig und reich an Güte. Er vergibt Schuld und Sünde. Doch läßt er die Strafe nicht ganz nach, sondern sucht die Schuld der Väter an den Kindern heim bis ins dritte und vierte Glied. So vergib doch diesem Volk seine Schuld nach deiner großen Barmherzigkeit, so wie du diesem Volk von Ägypten an bis hierher immer verziehen hast!"
Wahrlich, eine wohlgesetzte, klug überlegte Rede, mit der der alte Wüstenfuchs seinen Herrn und Gott umzustimmen vermochte. Der cholerische Gott konnte nun kaum mehr anders, als aus Eigenliebe und Selbstgefälligkeit nachzugeben, um sein Image nicht gänzlich aufs Spiel zu setzen und vor den Völkerschaften der Erde nicht ganz und gar unglaubwürdig zu erscheinen. So eben muß man mit hohen Herren reden, wenn man etwas erreichen will! Der Herr änderte also seinen grausamen Entschluß, erklärte sich bereit, dem Volke zu vergeben, knüpfte aber ungeachtet dessen doch die Verfügung daran, daß keiner von denen, die seine Wunder in Ägypten und in der Wüste gesehen hätten, das Land der Verheißung zu Gesicht bekommen würde :"Nie und nimmer!", so fügte er bekräftigend hinzu.
Nur seine Diener Kaleb und Josue, die einen andern Geist gezeigt hätten, sollten ausgenommen werden, und ihre Nachkommen sollten das Land besitzen. Nach dieser Verkündigung gab

Gott einen neuen Marschbefehl aus, und zwar Richtung Wüste. Dort sollten dann die Leiber der Murrer und Zauderer, soweit sie über zwanzig Jahre alt waren, kraftlos in den Wüstensand dahinsinken. Diese Wüstenwanderung wurde auf vierzig Jahre verordnet; denn vierzig Jahre lang sollte das Volk seine Verschuldung büßen. Da kann man nur noch sagen: O du gerechter und barmherziger Gott!

Das Volk bäumte sich gegen die schreckliche Verurteilung auf und zog zum Gebirge hinauf, um den hohen Herrn sündenbekennend anzuflehen, sein Verdikt zu revidieren. Doch Moses und die Bundeslade verließen das Lager nicht. Da kamen die Amalekiter und Kanaaniter, die auf jenem Gebirge wohnten, heruntergestürmt, schlugen das Volk und versprengten es. Der hohe Herr hielt seine Strafandrohung unerbittlich aufrecht, bis das alte Geschlecht gestorben und ein neues herangewachsen war. An dem allerdings mußte konsequenterweise die Schuld der Väter eines Tages auch wieder gerächt werden. Der Gott der Rache ist unersättlich, seine Freizeitgestaltung besteht offensichtlich im Quälen und Vernichten des von ihm selbst erschaffenen Schädlings Mensch. Doch sorgte er sehr wohl dafür, daß diese Spezies nicht vollends ausgerottet wurde, vermutlich weil ihm sonst sehr bald die Kurzweil in Langeweile umgeschlagen wäre.

Natürlich bot dem Herrn der Heerscharen bald wieder jemand Vorwand und Anlaß, die Schale seines Zorns über das Volk auszugießen, und das verhielt sich – abgekürzt erzählt – also: Der Levit Kore protestierte gegen die ausschließliche Betrauung der Familie des Aaron mit dem Priesterdienst; denn er hätte auch gern den Priester gespielt. Dieses verwerfliche Karrieredenken kam ihm aber teuer zu stehen. Der Herr beorderte ihn und seinen ganzen Anhang zunächst zum Schein zusammen mit Aaron zum Opferaltar; jeder sollte seine Räucherpfanne mitnehmen und Räucherwerk darauf legen. Freudig fiel Kore mit seinen Leuten auf diese Falle herein. Man stellte sich zusammen mit Moses und Aaron vor dem Offenbarungszelt auf. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn und erteilte den Herren Moses und Aaron den folgenden Befehl: "Sondert euch von dieser Gemeinde ab! Ich will sie in einem Augenblick vernichten." Da waren

auch noch die Herren Dathan und Abiron, die dem Moses die Führung streitig gemacht und sich gegen ihn aufgelehnt hatten. Von allen diesen Übeltätern sollten sich die Unbeteiligten entfernen. Die Übeltäter allein standen nun mitsamt ihren Frauen und Kindern am Eingang ihrer Zelte. Moses verkündete, daß von all diesen niemand eines natürlichen Todes sterben, sondern daß vielmehr die Erde ihren Schlund auftun und sie mit allem, was ihnen gehöre, verschlingen werde, so daß sie lebendig in die Unterwelt hinabführen. Kaum hatte Moses diese schreckliche Verheißung zu Ende gesprochen, da spaltete sich die Erde unter ihnen und verschlang sie mit ihren Familien und ihrer gesamten Habe. Man denkt unwillkürlich an Jahwes gelehrigen Schüler und Nachahmer, den vielberüchtigten Hitler mit seiner erbarmungslosen Judenvernichtung. Adolf Hitler als dem späten Handlanger des Allerhöchsten oder – wie der Führer zu sagen pflegte – des Allmächtigen, standen zwar keine Erdspalten zur Verfügung; dafür baute er versteckte Vernichtungslager, die Gott, der Herr, ohne höchstpersönlichen Eingriff zugelassen hat.

Zurück zu unserer Geschichte. Nachdem Frauen und Kinder von der Erde verschlungen waren, ging Feuer vom Herrn aus und verzehrte die 250 Männer, die opfernd mit ihrem Räucherwerk vorm Offenbarungszelt standen. Damit nicht genug. Gott schickte zudem noch eine Seuche, die sich im Volk ausbreitete und erst aufhörte, als Aaron kraft seines hohepriesterlichen Amtes Fürbitte einlegte.

All den Schrecknissen ließ der Herrgott nun zur Abwechslung wieder einmal ein sanftes Wunder folgen, indem er zwölf Herren sich mit Stäben ausrüsten ließ, die im Offenbarungszelt vor der Gesetzeslade niederzulegen waren. Diese zwölf Herren waren Stammesfürsten, und durch sie wünschte sich Gott den Anwesenden zu offenbaren. Er verhieß: "Dann wird der Stab dessen, den ich mir erwähle, aufsprossen. So will ich das Murren der Israeliten, das sie gegen euch erheben, vor mir zum Schweigen bringen." Also geschah es. Man legte die Stäbe zuhauf, in einen jeden war vorher weisungsgemäß der Name des Inhabers eingeschnitzt worden. Am folgenden Morgen hatte der Stab Aarons, der dem Stamm Levi, also dem Priesterstamm, ange-

hörte, Sprossen getrieben und sogar Blüten hervorgebracht und trug zugleich reife Mandeln. Moses gab dann einem jeden seinen Stab zurück, nur der Stab des Aaron wurde wieder vor der Bundeslade deponiert als Wahrzeichen für alle Widerspenstigen, damit ihrem Murren vorzeitig ein Ende gemacht werden könne und sie nicht sterben müßten.

Das war ausnahmsweise eine recht menschenfreundliche Prophylaxe, die sich der hohe Herr hatte einfallen lassen, und man sieht, so geht es eben auch. Nachdem das Verhältnis zum großen und strengen Wundertäter wieder bereinigt zu sein schien, durfte das Volk der Israeliten nun endlich daran denken, sich zum Hinmarsch an die Grenze des Verheißungslandes zu rüsten. Der Weg dahin führte zunächst durch das Gebiet der Edomiter. Obwohl Moses dem König dieses Volkes größtes Wohlverhalten seiner Leute beim Durchgang verheißen hatte, wurde die Durchreise verweigert, vielmehr rüsteten die Edomiter und zogen den Israeliten bewaffnet entgegen. Diese hielten es dann für gut, seitwärts abzubiegen und am Berge Hor vorbei ihren Weg zu nehmen. Dort verfügte der oberste Feldherr aus seinen Wolken heraus den Tod des Aaron. Moses mußte ihn auf den Berg führen, der Todgeweihte hatte dort seine Kleider abzulegen, und Moses zog sie seinem Sohn Eleazar an. Hierauf starb Aaron auf dem Gipfel des Berges. Moses und Eleazar ließen ihn dort liegen, stiegen herab und trauerten mit der ganzen Gemeinde dreißig Tage. Hier wurde ausnahmsweise jemand, der sich beim höchsten Herrn unbeliebt gemacht hatte, auf weniger spektakuläre Art aus dem Leben abberufen, wenn auch Moses vermutlich noch andere Vorkehrungen getroffen haben wird, als den Kleiderwechsel zu vollziehen. Ein etwa vergleichbarer Kleiderwechsel ist aus dem Jahre 1978 bekannt geworden, wo Johannes Paul II. die Rolle des Eleazar übernahm und sein progressiver Vorgänger die des Aaron.

Beim Weiterzug auf Umwegen begann das seit Jahren überstrapazierte Volk wieder zu murren, zumal es an Nahrung und Wasser fehlte. Das erbärmliche Manna widerte ihre Mägen an. Der einfallsreiche Schicksalslenker auf dem Throne seiner allerhöchsten Majestät konnte das selbstverständlich nicht hinnehmen, und so sandte er giftige Schlangen unter das Volk, die die Leu-

te zu beißen hatten, so daß viele von ihnen starben. In ihrer Angst und Not bekannten die Überlebenden ihre Sünden vor Moses und Gott. Moses, der heuchlerische Feuerwerker und Volkspeiniger, wendete sich flehentlich zum Himmel und erhielt von dort die Weisung, das Bild einer ehernen Giftschlange anzufertigen und an einer Stange zu befestigen. Wer gebissen werde und diese anschaue, solle am Leben bleiben. Entsprechend wurde verfahren.
Spätere Theologen in satten Pfründen haben sich übrigens in selbstüberheblichen Anmerkungen zu den hier referierten heiligen Texten darüber entrüstet, daß das Volk das "wunderbare Manna" als "erbärmliche Speise" bezeichnet hat. Sie selbst mußten es ja auch nicht auf unabsehbare Zeit als einzige Atzung zu sich nehmen. Sie wußten freilich auch, warum Gott als Zeichen der Rettung ein Bild jenes Tieres wählte, das sie in theologischer Einsicht als "Ursache des Unheils" beim Paradiesesbaum bezeichneten. Durch das gläubige Vertrauen, mit dem das Volk auf die eherne Schlange blickte, sei diese zum Vorbild Christi am Kreuze geworden, der all jene vom Tod der Sünde rette, die gläubig und vertrauend zu ihm aufblickten. Hier haben wir wieder, diesmal ein ungewolltes, Beispiel für die Identifikation Gottes mit seinem vermummten Widersacher, dem Teufel. Auf Vermummungen verstehen sich übrigens beide Praktiker, wie in der Heiligen Schrift nachzulesen, auf das beste.
Der weitere Verlauf des Heimzuges in das verheißene Land sei abgekürzt erzählt. Auch das ist eine recht blutige Geschichte. Mit der Schärfe des Schwertes wurden zunächst die Amorrhiter geschlagen, dann schlugen die Israeliten auf Gottes ausdrückliches Geheiß das Kriegsvolk des Königs von Basan, so daß keiner übrigblieb, der hätte entfliehen können, und nahmen sein Land in Besitz. Eine göttliche Großtat!
Der Moabiterkönig Balak wagte es daraufhin nicht, das Bundesvolk offen anzugreifen, sondern machte den Versuch, es durch Zaubermacht zu vernichten. Dazu befahl er den Seher Balaam zu sich, der einen verderblichen Fluch ausstoßen sollte. Aber Gott nahm ihn unterwegs heimlich beiseite und ermahnte ihn eindringlich, nur das zu verkünden, was er, Gott, ihm eingeben werde. Mit anderen Worten, der gute Mann war ganz

offensichtlich auf heimliche Weise bestochen worden. Der in allen Sätteln gerechte Moses – wer sonst? –hatte ihn veranlaßt, dem Balak ein feierliches Brimborium mit sieben Altären, sieben Stieren und sieben jungen Widdern vorzumachen und alle Anwesenden dann hinwegzuschicken, um die göttliche Offenbarung besser vernehmen und den Zauber ungestört ausführen zu können.
Mit großen feierlichen Worten geschah dann die offenbarende Verkündigung, die ganz und gar zugunsten der Juden und zum Nachteil der Moabiter ausfiel. Dabei bekam Israel einige bemerkenswerte Komplimente ab, wie etwa dieses: "Sieh ein Volk! Einsam wohnt es für sich, rechnet sich nicht unter die Völker! Wer wollte messen nur den Viertteil von Israel!" Über diese Art von Segenssprüchen war Balak entsetzt, aber Balaam ließ sich nicht beirren; er baute noch einmal sieben Altäre auf dem Gipfel des Phasga, zog sich dorthin zurück und brach wieder in hochtrabende Worte aus, die Israels Ruhm und Glanz verkündeten, jedoch keineswegs dieses Volk verfluchten. Der Horror wurde dann vollständig, als Balaam gar kundtat, dieses Volk werde nicht eher ruhen, bis es das Blut der Erschlagenen getrunken habe. Man sieht, der Holocaust war seit eh und je in der Heilsgeschichte jenes von Gott erwählten Volkes angelegt, das sich nicht unter die Völker dieser Erde zu rechnen, sondern sie vielmehr zu erschlagen und ihr Blut zu trinken beliebte. Wie verkündete doch Balaam in seinen pathetischen Offenbarungen seinem unglücklichen Auftraggeber Balak? Der Gott dieses Volkes sei wie wilder Ochsen Gehörn, und weiter: "Es frißt, die es bedrängen, die Völker, zermalmt ihre Knochen, zerschlägt ihre Hüften." Haß und Vernichtung sind seit je das Programm des von Jahwe auserwählten Volkes gewesen, jedenfalls hat dieses Volk selber in den von ihm überlieferten heiligen Schriften nichts anderes feierlich und stolz versichert, verkündet und sich und der gesamten übrigen Menschheit überliefert. Auf diesen alten Ast hat man später in vermeintlicher Veredelung den Reis des Christentums gepfropft, der jedoch aus dem gleichen Holze entsprossen und mit dem gleichen Saft getränkt ist.
Die Theologen begnügten sich übrigens nicht mit den blutrünstigen Verheißungen, sondern wußten in biblischen Fußnoten

zu ergänzen, daß der Messias auf den Trümmern der gottfeindlichen Weltmächte sein ewiges Reich errichten werde. Das ist der gleiche Tonfall, die gleiche Intention, und entsprechend schauderhaft entwickelte sich denn auch später die Geschichte des Christentums und der römischen Kirche, eine Geschichte, die eine einzige breite Blutspur hinter sich her zieht. Mußte das sein, um zu einem vermuteten Heil zu gelangen, um selig werden zu können? Führt der Weg zum Himmel nur über Trümmerfelder und Vernichtungskatastrophen, über Leid und Leichen? Die Fata Morgana des ewigen seligen Himmelslebens benutzte dieser bluttriefende alt- und neutestamentliche Gott, wenn es ihn denn geben sollte, zum Vorwand, um die von ihm ins Leben gerufene Kreatur umso umständlicher und qualvoller der Vernichtung und schließlichen Ausmerzung überlassen zu können.

Noch immer redet übrigens Balaam auf seinem Berg; er ist noch nicht zu Ende. Blenden wir noch einmal in seine pathetische Rede ein: "Ein Zepter reckt sich aus Israel, Moabs Schläfen wird es zerschmettern, Seths Söhne vernichten allesamt." Diese erbaulichen Zukunftsvisionen, die es damals noch waren, verlangten nach Erfüllung. Vorerst wandte man sich aber zur Abwechslung wieder dem fröhlichen Diesseits zu, wobei Balaam, ungeachtet seiner markerschütternden Phrophetien, die Veranlassung gab. Vermutlich hat er für dieses Ränkespiel bei Balak die linke Hand aufgehalten, nachdem Moses ihm die rechte schon lohnend gefüllt hatte.

Man kämpfte jedenfalls zunächst nicht, Balak gab erschrocken nach, aber Balaam veranlaßte die hübschen Moabiterinnen, mit den Juden Unzucht zu treiben und sie zum Baalsdienst einzuladen. Das war freilich vergnüglicher und kurzweiliger als das ewige Gebet vor Jahwe mit mannaverklebten Zähnen! Der enthaltsame und eifersüchtige Gott Israels über den Wolken nahm das allerdings, wie man sich denken kann, nicht lange hin. Er befahl dem Moses, die Götzendiener aus den Reihen seiner Landsleute kurzerhand an Pfählen aufzuspießen. Pinchas, der Sohn des Eleazar, brachte es sogar fertig, einen Stammesgenossen, der sich eine hübsche Moabiterin angelacht und ins Lager mitgebracht hatte, in deren Innengemach mit einem Speer samt

seiner Geliebten durch den Unterleib hindurch aufzuspießen, anscheinend während des Beischlafs. Erst diese heilige Tat vermochte der Seuche Einhalt zu tun, die Gott übrigens vorher wegen des Baalsdienstes über seine Leute hatte kommen lassen. An der Seuche waren allerdings mittlerweile vierundzwanzigtausend Leute dahingestorben. Strafe muß sein!
Pinchas bekam von Gott für sein delikates Aufspießen zweier Liebender ein hohes Lob, weil er – so drückte sich der Allerhöchste aus – "mit meinem Eifer unter ihnen eiferte, und so habe ich die Israeliten in meinem Eifer nicht völlig vertilgt." Der eifrige Menschenvertilger gewährte nun seinem eifrigen Spießgesellen samt dessen Nachkommen für immer die Priesterwürde in feierlicher Zusicherung.
Man sieht, wie Gott der Herr seine Priester erwählt und zu Würden bringt, die eifrigen Aufspießer des eifernden Gottes!
Nach der Seuche ließ Moses die Häupter seiner Lieben wiederum zählen; er ordnete eine große Volksmusterung an. Da aber auch er in all dem Hin und Her keine ganz saubere Weste gegenüber seinem Herrn und Gott behalten hatte, mußte sogar er laut göttlicher Anordnung ins Gras beißen, ehe das Volk sein gelobtes Land erreichte. Die Vollendung seines in der Tat genialen Rettungswerkes durfte er nicht erleben. Allerdings wurde ihm gestattet, auf den Berg Abarim zu steigen, und von dort Ausschau zu halten über das ferne gelobte Land. Ob ihm die Augen von Tränen verdunkelt wurden? Man sollte es meinen. Aber der unerbittliche Weltenlenker verordnete auch ihm den Tod, den schon Aaron sterben mußte. Die Begründung lautete: "Ihr seid ja in der Wüste Sin, als die Gemeinde sich auflehnte, meinem Befehle, mich vor ihnen durch das Wasserwunder zu verherrlichen, nicht nachgekommen." Eine schlimme Sache, wenn der Herr nicht vor seinem nichtswürdigen Volk ständig verherrlicht wird. Die Minderwertigkeitskomplexe des Allerhöchsten übersteigen fast alle menschlichen Begriffe von dieser schädlichen und schädigenden Neurose. Moses, der doch weiß Gott viele Jahrzehnte nichts anderes getan hatte, als seinen höchsten Herrn auf jede nur denkbare Weise vor den Menschen zu verherrlichen, wurde wegen unzulänglicher Verherrlichung des nimmersatten eitlen Eiferers zum Tode verurteilt. Moses

fügt sich und bittet nur noch um einen geeigneten Nachfolger. Darauf bestimmte Jahwe den Josue, "einen Mann, in dem Geist ist", zum Führer des Volkes. Moses sollte ihm schon ab sofort einen Teil seiner eigenen Amtsbefugnisse übertragen, damit das Volk sich an den neuen Mann gewöhnen könne. Nachdem Eleazar dem Josue segnend die Hände aufgelegt hatte, rüstete Moses zu den letzten ruhmreichen Taten seines Erdenlebens. Er griff die Madianiter an und vernichtete sie vollständig. Dies war Jahwes letzter Auftrag an ihn, dieser "heilige Krieg".
Zunächst wurden alle männlichen Personen in Midian niedergemacht. Außer den Erschlagenen wurden noch getötet die Könige Midians, Ewi, Bekam, Zur, Hur und Reba, fünf an der Zahl; auch Bileam, Beors Sohn, erschlug man mit dem Schwert. Dann wurden die Frauen und Kinder Midians gefangen fortgeführt, alles Vieh, sämtliche Herden und alle Habe wurde als Beute mitgeschleppt, alle ihre Städte, alle Wohngebiete und alle Zeltlager der Madianiter wurden in Brand gesteckt, und alle Beute, Menschen, Tiere und Sachen, wurden zu Moses gebracht. Moses geriet in Zorn und fuhr seine Leute an: "Habt ihr alle Weiber am Leben gelassen?" Und nachdem er sich umständlich über die Verwerflichkeit dieser Weiber ausgelassen hatte, befahl der dem Tode geweihte Moses: "Tötet sofort alle männlichen Kinder, ebenso tötet jedes Weib, das bereits mit einem Manne geschlechtlich verkehrt hat! Alle jungen Mädchen aber, die mit einem Manne noch nicht geschlechtlich zu tun hatten, laßt für euch am Leben!" Delikat, diese Anordnung! Darf man sich die Frage erlauben: wodurch unterscheidet sich das Verfahren der Israeliten und ihres Führers Moses von der sogenannten Reichskristallnacht am 9.November 1938, der Installierung der Vernichtungslager eines anderen großen Führers und der von ihm befohlenen erbarmungslosen Ausrottung eines ganzen Volkes? Die Antwort sei dem geneigten Leser überlassen! Von der lebenden und nicht lebendigen Gesamtbeute behielt sich Jahwe einen genau bestimmten Prozentsatz vor. Reden wir mal nicht von den Schlachttieren, die sich daraus für den Brandopferaltar errechneten. Immerhin ist von sechszehntausend Menschen die Rede, die als lebende Beute vorhanden waren, davon waren zweiunddreißig Seelen Jahwe zu opfern. Sie

wurden den Leviten überwiesen, die den Dienst an der Wohnung Jawehs versahen. Blieben sie Tempeljungfrauen und wurden zu Prostituierten der Leviten, oder fanden sie ihr Ende auf dem Brandopferaltar?
Die eroberten Gebiete im Ostjordanland wurden nun unter die Stämme Ruben, Gad und den halben Stamm Manasse verteilt. Im Zusammenhang damit erließ Moses weitere Gesetzesvorschriften, die nicht im einzelnen interessieren. Einige von ihnen betreffen die Blutrache, die auf vorsätzlichen Mord stand. Der vorsätzliche Mörder an ungezählten Menschen verurteilt den vorsätzlichen Mord an den eigenen Leuten. Dabei spielen manche haarspalterischen Bestimmungen eine Rolle, so etwa die Amnestie von Totschlägern in Asylstädten bis zum Tode eines Hohenpriesters.

Deuteronomium

Zuckerbrot und Peitsche

Vierzig Jahre hatte der allwissende, allmächtige und allgütige Gott das von ihm aus den Völkern der Erde ausersehene Volk unter Führung des genialen Moses durch Wüsten und fremde Länder umherziehen lassen, und noch immer war kein Ende abzusehen. Da versammelte der todgeweihte Mann im 11. Monat des 40. Jahres kurz vor seinem Hinscheiden das gesamte Volk in der Steppe von Moab um sich her. Wie dieser Mann sich damals und schon in all den Jahrzehnten vorher akustisch verständlich machen konnte, wird nicht berichtet.
Seine großangelegten Feuerwerksveranstaltungen und – man möchte meinen – elektrotechnisch gesteuerten blitzartigen Vernichtungsmaßnahmen legen fast die Vermutung nahe, als habe er über technische Kenntnisse und Mittel verfügt, die es ihm ermöglichten, Gott als den großen Wundertäter seinem stets ungläubigen Volke vorzuführen. Enthalten wir uns aber solcher Spekulationen und lesen staunend im Buche Deuteronomium von den großen abschließenden Volksreden dieses gewaltigen Demagogen.
Zunächst hält er, wie es große Führer zu tun belieben, stolzen Rückblick und erinnert an verflossene ruhmreiche Großtaten. Dabei verfehlt er nicht, den lieben Herrgott und sich selber herauszustreichen, dem Volk jedoch abermals heftige Vorwürfe zu machen wegen seines unausgesetzten Murrens und seiner Halsstarrigkeit. Er erinnert an Gottes Strafgerichte und die große Gnade der unverdient hohen Erwählung dieses undankbaren Volkes sowie an die Notwendigkeit unbedingter Gesetzestreue. "Fügt den Geboten, die ich euch gebe, nichts hinzu, und streicht nichts davon ab!" Obwohl der alte Haudegen jetzt fast nur in der Ich-Form redet, bezieht er sich doch immer wieder auf seinen höchsten Herrn und Meister. Ungeachtet der ehemals zurechtgegossenen ehernen Schlange wird jetzt das Verbot des Bilderdienstes eingeschärft; niemals solle ein Schnitzbild in Gestalt irgendeiner Figur angefertigt werden, weder ein männliches

noch ein weibliches. Und es folgt abermals die bis zum Überdruß wiederholte Drohung: "Gott ist ein verzehrendes Feuer, ein eifernder Gott." Wir haben das bereits begriffen und dieses erschreckend schauderhafte höchste Wesen längst ausführlich kennengelernt. Für alle Zeiten sollten die schlimmen mosaischen Gesetze gelten, und während Gott früher das Maul nicht voll genug nehmen konnte mit seinen Verheißungen über die Vermehrung und Ausbreitung seines Volkes, zahlreich wie Sand am Meer, schwätzt jetzt der alte Moses: "Ihr seid ja das kleinste von allen Völkern." Vielleicht hatte er recht; denn nach den nicht mehr zu zählenden göttlichen Vernichtungsinfernos und Ausrottungskatastrophen wird nicht all zu viel von den Auserwählten übrig geblieben sein.

Zuckerbrot und Peitsche, Verheißungen und Strafandrohungen gehören seit eh und je zum Handwerkszeug der Gottesdiener, und so verspricht auch Moses in seiner großen Rede Gnade bis ins tausendste Geschlecht für alle gehorsamen Gesetzestreuen, denen, die Gott hassen, Vergeltung an ihrem eigenen Leibe durch Vernichtung. Nur, wie soll man ein solches Himmelsungeheuer lieben? Gewiß, geliebt werden will er ja auch nicht; man soll ihn aber fürchten und ihm blind gehorchen! Vierzig Jahre lang habe Gott das Volk durch die Wüste geführt, um es zu demütigen, so weiß Moses. Vierzig Jahre konnte sich der alte göttliche Sadist an den Qualen, Entbehrungen, Nöten und Verzweiflungen seiner jüdischen Geschöpfe erfreuen, und zwischendurch gab es immer wieder eine strafgerichtliche Extraveranstaltung, ein Schlachtfest, zu dem er lüstern die Zähne fletschen konnte. "Er demütigte dich und ließ dich Hunger leiden", so erinnert Moses das Volk. Dann wieder folgen blutrünstige Zukunftsperspektiven: man werde über den Jordan ziehen, um Völker zu unterwerfen, Gott selber werde als verzehrendes Feuer voraufziehen. Er werde die Feinde vernichten und schon vorher niederwerfen, damit das Volk sie umso leichter vertreiben und vernichten könne, wie es der Herr verheißen habe. Der Herr Massenmörder Schöpfergott hat es seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte nie anders getrieben! Er müßte ja auch sonst vor Langeweile umkommen beim ewigen eintönigen Alleluja seiner Engel und himmlischen Heerscharen.

Moses warnt das Volk, nicht an die eigene Rechtschaffenheit zu glauben und die Vernichtungsmaßnahmen Gottes gegen die Feinde damit zu begründen, nein, wegen der Verworfenheit der andern Völker geschieht das alles. Welch ein göttliches Weltbild! Wer hat denn vorgeblich all die verworfenen Völker, diese Schädlinge, auf die Beine gebracht, wenn nicht Gott selbst oder etwa der von ihm zuvor erschaffene Teufel, der allerdings schon lange nicht mehr auf unserer heiligen Weltbühne erschienen ist. Später hat Paulus im ersten Korintherbrief darauf verwiesen, daß die Erwählung Israels vor allen Völkern eine reine Gnadentat Gottes gewesen sei; denn er habe mit Vorliebe das Kleine, Schwache und Unansehnliche für seine Zwecke erwählt. Kein Wunder bei dem minderwertigkeitskomplexbehafteten eifersüchtigen Herrn! Im übrigen scheint diese "Gnade", die zugleich die Vernichtung ganzer Völker im Gefolge hat, wohl treffender mit dem Terminus "Willkür" umschrieben zu werden.
Moses schärft dem Volk ein, seinen Gott zu fürchten; denn er sei der höchste Gott, der höchste Herr, der große, gewaltige, furchtbare Gott. Wer wollte das auch bezweifeln, seine Existenz vorausgesetzt. Noch einmal werden die Bestimmungen, insbesondere über das sittliche Leben des Volkes, wiederholt. Und dann folgt der kulturvernichtende, barbarische, jeder Toleranz abholde Auftrag: "Zerstört von Grund aus sämtliche Stätten, an denen die Völker, die ihr besiegen werdet, ihre Götter verehrten! Reißt ihre Altäre nieder! Schlagt ihre Götzenbilder in Stücke und vertilgt deren Namen von diesen Stätten!" Das ist so recht die rohe, die brutale Gesinnung des totalitären Gottes und seiner Erfüllungsgehilfen: alles vernichten, was andern Menschen heilig und teuer ist! – Wer auf so unmenschliche Weise Gewalt verkündet und ausübt, auf den muß sie notwendig zurückfallen. Im November 1938 brannten in Deutschland alle Synagogen. Es war die Konsequenz aus jener Geisteshaltung, die nicht erst seit Moses auf die Christen überkommen ist. Das Christentum und alle aus ihm hervorgegangenen nationalen und irrationalen Ideologien führen in lebensfeindliche, kulturzerstörende Vernichtungskatastrophen, wie aus der weiteren Menschheitsgeschichte abzulesen und abzuleiten ist. Moses redet weiter von der Ausrottung der Völker durch Gott, vom Haß Gottes, von

dem, was ihm ein Greuel ist. Götzendienst wird unter hohe Strafe gestellt; dieser Greuel ist durch Verhör und genaue Untersuchung zu erweisen und dann mit der Steinigung vor dem Tore der Stadt zu bestrafen, der Steinigung bis zum Tode wohlgemerkt! Auf die Aussagen von zwei oder drei Zeugen soll der auf den Tod Angeklagte hingerichtet werden. Zum Schluß faßt Moses zusammen: "So sollst du das Böse vertilgen aus deiner Mitte."

Von dem zukünftigen König verlangt Moses, daß der nicht viele Frauen haben solle, damit sein Herz nicht abtrünnig werde. Was aber heißt "viele"? Sodann untersagt Moses den Aberglauben; niemand darf Zeichen deuten, wahrsagen und zaubern, Geister bannen, den Geist der Toten oder einen Wahrsager befragen, sich an Tote wenden. Denn ein Greuel sei dem Herrn, wer immer sich mit solchen Dingen befasse. Das war nur dem alten Moses vorbehalten, den niemand bis heute nach seiner Legitimation gefragt hat. Zur Begründung aller Verbote führt er damals an: "Denn die Völker, die du aus ihrem Besitz vertreiben sollst, hören auf Zeichendeuter und Wahrsager." Vermutlich ist hier die uralte Kunst und Weisheit der Astrologen gemeint, die dem Herrn und Gott längst hinter die Rezepte seiner geheimen Weltenküche gekommen waren und genau berechnen konnten, was die Zukunft in ihrem dunklen Schoß bereithielt. Dieses Wissen war den Kindern Israels von ihrem eifersüchtigen eifernden Gott verboten worden, und so gerieten sie denn auch – gleich den Christen – auf ihrem dramatischen Weg durch die Weltgeschichte von einer grauenhaften Katastrophe in die andere.

Beim Strafvollzug will Moses kein Mitleid: "Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand und Fuß um Fuß."

Ein sittlicher Tiefstand ohnegleichen!

Wir überschlagen vieles aus der schier endlosen Rede des Moses, und greifen nur einige markante Stellen heraus, die gleichfalls den sittlichen Tiefstand des auserwählten Volkes dartun.

Wenn zwei Männer miteinander Streit haben und damit vor Gericht geraten sind, so ist der Schuldige zu Prügeln zu verurteilen. Der Richter selbst soll ihn hinlegen und ihm in seiner Ge-

genwart für seine Schuld die entsprechende Anzahl Schläge verabreichen lassen. Vierzig Schläge darf er ihm geben lassen, aber nicht mehr, damit der Volksgenosse nicht entehrt werde. Vierzig Schläge sind also aller Ehren wert. Diese Zahl wurde übrigens bis ins 19. Jahrhundert hinein noch den russischen Leibeigenen, Männern wie Frauen, übergezogen, alles in Ehren, wie Moses wußte. Jedenfalls tat Gott durch Moses noch einmal kund, er werde Israel über alle Völker, die er schuf, erheben zu Ruhm, Ehre und Ansehen. Die anderen schuf er, um sie ausrotten zu lassen, wie wir gelesen haben.

Die Rede des Moses wendet sich dann wieder etlichen Flüchen zu, kultur- und menschenfeindlichen Verdikten. Daraus nur ein paar Beispiele: "Verflucht sei, wer ein Schnitz- oder Gußbild, einen Greuel für den Herrn, ein Werk von Künstlerhand, anfertigen läßt." Warum eigentlich? Die Kirche Gottes denkt und praktiziert da ganz anders. Und warum? Doch die hohen Herren sollte man nie nach dem Warum befragen. Entweder wird man dafür bestraft oder – wenn ihre Macht dazu nicht ausreicht – belogen!

"Verflucht sei, wer sich mit einem Tier vergeht!" Nun gut, verständlich. "Verflucht sei, wer sich mit seiner Schwester vergeht, sei es die Tochter seines Vaters oder seiner Mutter!" Ähnliches hatten wir schon berichtet.

Der Herr werde Israel über alle Völker der Erde erheben, versprach Moses, aber das Fluchen konnte er zwischendurch wieder nicht lassen: wenn jemand dem Herrn nicht gehorche, so werde er verflucht sein in der Stadt, verflucht auf dem Felde. Verflucht sein werde sein Erntekorb, sein Backtrog, die Frucht seines Leibes, die Frucht des Ackers, der Wurf seiner Rinder, die Tracht seiner Schafe. Verflucht werde er sein bei seiner Ankunft und bei seinem Weggang. Alle diese Flüche würden über ihn kommen bis er vernichtet sei. Drohung, Einschüchterung und dann Vernichtung, es ist immer das gleiche Lied. Das Christentum hat es konsequent fortgesetzt, denken wir nur an die vom Heiligen Geist inspirierte Schreckensherrschaft der Inquisition! So klingt es denn wie ein Hohn, wenn Moses mit groteskem Zynismus befiehlt: "Liebe den Herrn, deinen Gott, gehorche ihm, und sei ihm treu ergeben! Denn davon hängt dein Leben und

die lange Dauer deiner Tage ab." Liebe als Lüge! Es kann nur die Liebe eines unwürdigen, geschundenen Hundes sein oder die eines Heuchlers, die Moses hier seinen Landsleuten zumutet.
Nun erhebt Moses seine Stimme zu einem langen Lied, zu einem Preislied auf seinen Herrn und Gebieter, wobei das Volk wieder sein Teil abbekommt: "Sie sind ein Geschlecht, gänzlich verderbt, Söhne, jeglicher Treue bar." Nun ja, wer ein Volk so behandelt, wie Gott zu tun geruht hatte, der muß sich über entsprechende Reaktionen nicht wundern. Aber von Psychologie hatte der hohe Herr, wie wir seit langem wissen, nicht die mindesten Begriffe. Er kannte nur sich selbst und seine kleinlichen Minderwertigkeitskomplexe:"Ich hätte gesagt: zerschlagen will ich sie ganz, ihr Gedächtnis tilgen in aller Welt, müßt ich nicht fürchten der Feinde Spott." Da liegt also der Hase im Pfeffer! Nicht, weil Gott etwa sein auserwähltes Volk liebte, hielt er es am Leben, sondern weil er den Spott der Feinde fürchtet. Der in seinem Selbstbewußtsein arg geschädigte Gott kann es sich um seiner selbst willen, mit Rücksicht auf sein eigenes Prestige also, nicht leisten, die Juden in die Vernichtungskatastrophe zu führen. Was mag ihn bewogen haben, später einem gewissen Herrn Hitler und seinen Komplizen Himmler und Bormann das zu erlauben, was er seit langem schon selber am liebsten vollbracht hätte? Die Rücksicht auf seine eigene Ehre jedenfalls hielt den Herrn damals noch davon ab, Israel der völligen Vernichtung zu überliefern; so jedenfalls lesen wir es in der Fußnote eines theologisch gebildeten Kapuzinerpaters. Aber Moses sang bei seinem großen Auftritt vor Israel dennoch Gottes Racheschwur: "Trunken mach ich von Blut meine Pfeile, Fleisch wird fressen mein Schwert von der Toten und Gefangenen Blut, vom Haupt der Führer des Feindes." Wenn nicht das eigene Volk, dann muß er die anderen fressen. Aber von Blut müssen Menschen und Länder, muß Gottes unersättlicher Rachen triefen. Welch ein Tiefstand von Religionsauffassung! Wo gibt es in der Religionsgeschichte der Welt etwas vergleichbar Niedrigeres und Abscheulicheres und Verwerflicheres? Wie strahlend hell ist dagegen der dicht bevölkerte Götterhimmel aller nichtjüdischen, nichtchristlichen und nicht monotheistischen Religionen dieser Welt gegen das finstere, von Blut erfüllte Verließ des monothei-

stischen Höllenhimmels des alleinigen Poltergottes und neurotischen Cholerikers Jahwe!
Moses erteilt nun dem Volke seinen letzten Segen, steigt auf den Berg Nebo, den Gipfel des Phasga, der Jericho gegenüberliegt, besieht sich noch einmal das ganze verheißene Land und läßt sich vom Herrn sagen, was er längst wußte, daß es sich nämlich um nämliches handele. Mit verlangendem Blick auf jenes verheißene Land, das er nie betreten sollte, starb Moses auf des Herrn Befehl. Ave Jahwe, moriturus te salutat! Auch eine sadistische Szene besonderer Art! Immerhin begrub der Herr selber den Moses, und so kennt niemand sein Grab bis auf den heutigen Tag. Vielleicht hat ihn der Herr ja auch aufgefressen. Würden Sie ihm das etwa nicht zutrauen? Denn wer konnte von jenem Begräbnis berichten, dessen Zeuge niemand war außer Gott allein. Und wem sollte der es ausgeplaudert haben?
Gemäß alttestamentlicher Sterbeurkunde war Moses 120 Jahre alt, als er starb. Sein Auge war noch nicht schwach, und seine Lebenskraft war nicht gebrochen. Woran mag er gestorben sein, wenn Gott ihn nicht umgebracht hat? Die Israeliten beweinten ihn dreißig Tage lang in den Steppen Moabs. Josue, von Weisheit erfüllt, übernahm nun das Kommando, und die Israeliten gehorchten ihm. Seither erstand in Israel kein Prophet mehr wie Moses, mit dem der Herr von Angesicht zu Angesicht verkehrt hätte, und die Zeichen und Wunder hörten auf. Was steckte dahinter? Er war wohl doch ein ganz außergewöhnliches Genie, der alte Moses, kenntnisreich und einfallsreich wie kaum ein anderer nach ihm. Nur schade, daß er keinen besseren Gott auf die Berge und in die Täler herabgezaubert hat als diesen scheußlich-abscheulichen menschenfressenden, lebenschaffenden und vor allem lebensvernichtenden Jahwe.

Josue

Die Eroberung

Moses hatte sein Volk, ehe er auf geheimnisvolle Weise für immer verschwand, mit allem, was er für wichtig und notwenig hielt, ausgestattet, vor allem mit einem bis in kleinste Detail ausgeklügelten Gesetzes- und Sittenkodex, der auch dann seine Gültigkeit behalten sollte, wenn der durch die Eroberung des Landes Kanaan erworbene Lebensraum zur Verfügung stehen und aus dem wandernden Wüstenvolk wieder ein seßhaftes geworden sein werde.
Allerdings, die Eroberung dieses Landes mußte nach menschlichem Ermessen als ziemlich aussichtslos beurteilt werden; denn es war mit zahlreichen Festungen bewehrt und wurde von starken Heeren beschützt. Und es fehlte der einfallsreiche Moses mit seinen Vernichtungsstrategien. Aber auch Josue, der intelligente Mann, verstand es, dem Volk für den bevorstehenden unvermeidlichen heiligen Krieg Mut und Gottvertrauen einzuflößen, indem er den Leuten vorstellte, daß dieser Krieg ja nicht Menschensache sei, sondern ein Werk des gewaltigen Gottes, der sich wieder einmal durch einen Sieg und ein vorausgehendes Gemetzel verherrlicht sehen wollte. Das Kriegsschwert wurde zugleich als Gerichtsschwert geheiligt angesichts der himmelschreienden Greuel der sittenlosen und götzendienerischen Bevölkerung Kanaans, die zur Bestrafung reif war. Nicht Bluttat und Mord, Krieg und Vernichtung nämlich schreien nach göttlicher Auffassung zum Himmel, sondern Lust und Lebensfreude! Das Lebensrecht dieser Völker war aufgrund ihres lockeren, diesseitsfreudigen Lebenswandels nach Gottes Willen verwirkt! Ihr Land sollte nun dem Bundesvolk zugedacht werden. Hier sollte dann in der Einsamkeit und Abgeschiedenheit der kanaanitischen Landschaft einst der Erlöser erstehen und seine Gottesoffenbarungen über das Land ausstreuen.
Josue gab also den Befehl zum Aufbruch und marschierte mit seinen Volks- und Heerscharen in Richtung gelobtes Land. Zugleich schickte er zwei Kundschafter aus, die sich im Haus der

Buhlerin Rahab einnisteten. Der König von Jericho erhielt Wind davon und forderte von Rahab die Auslieferung, aber das Weib versteckte die beiden Fremdlinge unter Flachsstengeln, die sie auf dem Dache ausgebreitet hatte . Vermutlich war die Lust, die sie ihr spendeten, größer als die Last, die ihre Unterkunft erforderte. Im übrigen stieg sie zu ihnen auf das Dach und ließ sie wissen, was sie wußte, nämlich daß der Herr den Israeliten das Land zugedacht habe und der Schrecken über die jetzigen Einwohner kommen, so daß ein großes Erzittern durch das Land gehen werde. Sie ließ die beiden Herren einen Schwur tun, sie und ihre ganze Familie am Leben zu lassen und vor dem Tode zu bewahren. Die beiden Kundschafter versprachen es und verbürgten sich dafür mit ihrem Leben, vorausgesetzt, Rahab werde ihre gute Sache nicht verraten. Das versprach das buhlerische Weib und ließ die beiden heimlich an einem Seil durch das Fenster hinab. Ihr Haus lag unmittelbar an der Stadtmauer, und so konnten die Spione ungesehen entkommen. Rahab mußte versprechen, beim Einzug der Juden eine rote Schnur an ihr Fenster zu binden und alle ihre Angehörigen in ihrem Hause zu versammeln. Die rote Schnur kam sogleich ans Fenster, nachdem die beiden das Weite gesucht hatten.

Als Josue gute Nachricht erhalten hatte, die besagte, daß das ganze Land vor den anrückenden Juden schon jetzt erzittere, marschierte er samt der Bundeslade in Richtung Jericho. Jahwe wirkte durch Josue zur Abwechslung mal wieder ein Wunder, und zwar dergestalt, daß er den die Bundeslade tragenden Priester mit einem Fuß das Wasser des Jordans berühren ließ, worauf dieses sofort abfloß und aus Richtung der Quelle nichts mehr nachkam, vielmehr als Wasserwall stehen blieb, so daß das Volk trockenen Fußes das Flußbett durchschreiten konnte wie ehemals das Rote Meer unter Führung des Moses. Während des Durchzugs blieb der Priester mit der Bundeslade schützend vor dem Wasserwall stehen, und alles verlief planmäßig und zur Zufriedenheit. Das mag nun glauben, wer will und mag, es ist immerhin eine märchenhafte Geschichte, die sich gut anhört und jedenfalls eher zur Verherrlichung des alten Wolkengottes beizutragen geeignet ist als seine blutigen Untaten. Die allerdings standen noch bevor nach diesem friedlich-anmutigen Präludi-

um. Spätere Überlegungen kamen zu dem Ergebnis, daß die Wundertat Gottes wohl kaum eine natürliche Erklärung zulasse, und daß selbst bei niedrigem Wasserstand der Durchzug des gesamten Volkes unmöglich gewesen wäre. Lassen wir das dahingestellt sein. Jedenfalls hatte Josue nun auch seine Legitimation als Wundermann Gottes, und der alte Moses mit seinem reichhaltigen Überraschungsarsenal schien nun wirklich überflüssig geworden zu sein.

Als die Priester das Flußbett mit ihrer Bundeslade verließen, kehrte das Wasser in seinen alten Lauf zurück. Nun hatten die Israeliten auf ihrer beschwerlichen Wüstenwanderung versäumt, die vorgeschriebene Beschneidung, das Zeichen des Bundes mit Gott, vorzunehmen, so daß das neue Geschlecht dieses tief bedeutsame Bundeszeichen noch nicht an seinem Gemächte vor sich hertrug. Josue als gesetzestreuer und gewissenhafter Volksführer ließ daher sofort beim Betreten des Verheißungslandes eine Massenbeschneidung vornehmen, und zwar auf Geheiß des Herrn, der befohlen hatte, zu diesem Behufe Messer aus Stein herzustellen. In der Wüste war das anscheinend schwierig gewesen und wohl daher unterblieben; denn Gott ließ zwar Manna, nicht aber zugleich Beschneidungsmesser vom Himmel regnen. Als nun die Beschneidung aller Männer, Jünglinge und Knaben vollzogen war, lag die ganze männliche Sippschaft blutend zur Ruhe im Lager, bis sie genesen war, und Jahwe verkündete dem Josue: "Heute habe ich die Schmach Ägyptens von euch abgewälzt." Für seine blutigen Exzesse hatte der Weltenregierer noch immer eine erhabene Begründung parat.

Nun wurde erst das Paschafest gefeiert, und dann erschien dem Josue ein Mann mit einem gezückten Schwert in der Hand, der sich sogleich die Frage gefallen lassen mußte: "Gehörst du zu uns oder zu unseren Feinden?" Der Mann bezeichnete sich daraufhin als den Anführer des Heeres des Herrn, worauf sich Josue auf sein Angesicht niederwarf; spätere Theologen haben herausgefunden, es sei Gott selbst gewesen, der sich in der Erscheinung des himmlischen Boten verborgen habe. Diese Behauptung wurde aufgestellt ungeachtet der vorher in der Schrift mitgeteilten Feststellung, seit Moses habe der Herr mit keinem Propheten mehr von Angesicht zu Angesicht verkehrt. Der

Mann, der vor Josue hintrat, war also sozusagen eine Maske, eine Larve des lieben Gottes. Jedenfalls gebot dieser Mann dem Josue: "Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, auf dem du stehst, ist heilig." Josue beeilte sich, barfüßig dazustehen.

Jericho hatte inzwischen die Stadttore geschlossen und ließ keinen Menschen herein oder heraus. Der verkappte Mann gab nun Josue den Auftrag, sein Heer sechs Tage lang je einmal um die Mauern der Stadt ziehen zu lassen, wobei sieben Priester sieben Hornposaunen vor der Lade herzutragen hatten. Am siebten Tag aber sollten die Krieger siebenmal um die Stadt ziehen, wobei die Priester ihre Posaunen blasen sollten. Man kann sich denken, daß bei diesen sonderbaren Allüren des Umzugs die Nervosität in der Stadt auf das äußerste stieg. Dann plötzlich sollte nach Gottes Weisung das Widderhorn ertönen und das Volk ein lautes Kriegsgeschrei erheben, alsdann würden die Stadtmauern in sich zusammenstürzen, und die Krieger sollten da hinaufsteigen, wo sie gerade stünden, also von allen Seiten. Hatte Josue Kenntnisse von Moses über den Sprengstoff erhalten, mit dem auf dem Zug durch die Wüste schon so mancher in die Luft geflogen und dabei umgekommen war?

Josue gab die angeblich göttlichen Aufträge an das Volk weiter. Er fügte den Befehl hinzu, nach Einsturz der Mauern und Einnahme der Stadt alles Leben zu vernichten. Nur die Buhlerin Rahab solle am Leben bleiben mit allen, die bei ihr im Hause seien, weil sie nämlich die Kundschafter klüglich versteckt gehalten hatte.

Tatsächlich geschah alles, wie es von höchster Instanz angeordnet worden war, und als die Krieger in die Stadt eingedrungen waren und sie in Besitz genommen hatten, vollzogen sie mit der Schärfe des Schwertes den – wie es hieß – Bann, an allem, was sich in der Stadt befand, an Mann und Weib, jung und alt, sogar an Rindern, Schafen und Eseln. Ein blutiges Fest des Herrn, das in der späteren Geschichte manche Nachahmung fand, man denke etwa an die Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572, in der die Hugenotten in Paris sämtlich ermordet wurden, allerdings auch in der Provinz, etwa 20 000 an der Zahl. Pariser Bluthochzeit hat man dieses katholische Vorgehen

genannt, weil es ein Racheakt war für die Heirat des protestantischen Königs Heinrich von Navarra mit Margarete, der Schwester des französischen Königs Karl IX. Die Hochzeit war Ausdruck einer Annäherung zwischen dem katholischen und protestantischen Lager in Frankreich gewesen, und die war keinesfalls erwünscht. "Und du wirst das Angesicht der Erde erneuern!" beten die verlogenen Christen noch heute zu ihrem blutiggeschundenen Gottessohn Jesus Christus. In Wahrheit hat sich seit den Tagen von Jericho nichts geändert! Der sogenannte Bann bedeutete damals die Vernichtung aller lebenden Wesen. Wozu hatte Gott sie erschaffen? Ganz eindeutig um ihrer Vernichtung willen, wie das gesamte Menschengeschlecht. Das einzige, was bei diesem erhabenen Massenvernichtungsunternehmen Gott, Sohn und Heiliger Geist durch die Jahrhunderte hin wechselt, sind die grausamen Methoden, mit denen Menschen quälend hingerichtet werden; das Ergebnis ist überall das gleiche!

Rahab und ihre Angehörigen wurden nun zwar an ihrem Leben verschont, jedoch außerhalb des israelitischen Lagers verbannt. Die gesamte Stadt wurde angezündet und ging in Flammen unter. So verfuhr das auserwählte Volk auf Gottes Befehl mit dem Land, das ihm verheißen und geschenkt worden war. Ja, man ging noch weiter: Josue stieß schreckliche Flüche über diejenigen aus, die sich etwa erdreisten sollten, Jericho wieder aufzubauen. Zerstörung und Vernichtung sind von Gottes Segen begleitet, Wiedergutmachung und Wiederaufbau von seinem Fluch! Teuflischer kann auch kein Teufel verfahren!

Die nächste Stadt, die man erstürmte, war Hai; aber hier machte Gott nicht mit, und zwar zur Strafe dafür, daß ein israelitischer Krieger namens Achan in Jericho Banngut, das der Vernichtung anheimgegeben war, für sich genommen hatte. Dieser Mann mußte nun erst ausfindig gemacht und bestraft werden, ehe die Eroberung weitergehen konnte. Achan wurde zu Tode gesteinigt; man errichtete über ihm einen großen Steinhaufen, der noch da ist bis auf den heutigen Tag, wenn wir den grausamen heiligen Berichten glauben dürfen. Wie eigentlich steht es, wenn die Frage hier einzuschieben erlaubt ist, mit § 131 des Strafgesetzbuches der Bundesrepublik Deutschland, der da be-

sagt: "Wer Schriften, die Gewalttätigkeiten gegen Menschen in grausamer oder sonst unmenschlicher Weise schildern und dadurch eine Verherrlichung oder Verharmlosung solcher Gewalttätigkeiten ausdrücken oder die zum Rassenhaß aufstacheln, verbreitet, zugänglich macht, ... herstellt, bezieht, liefert, vorrätig hält, anbietet, ... anpreist ... wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft." Was wir bisher an göttlichen Greueltaten im Alten Testament vorgefunden haben, stellt erklärtermaßen eine Verherrlichung derartiger scheußlicher Tatbestände von Gewalt dar, ohne daß bisher bekannt geworden wäre, daß ein Staatsanwalt oder sonstiger Ankläger gegen die Verbreitung dieser grausamen, gewaltverherrlichenden Schriften tätig geworden wäre. Warum geschieht hier nicht das mindeste?

Der Eroberung von Jericho und Hai folgte nun die Eroberung der südlichen und nördlichen Landeshälfte, wobei es unter anderem um die Stadt Gabaon ging. Deren Bewohner verspürten wenig Lust, sich gleichfalls vom Erdboden vertilgen zu lassen, sondern machten den Versuch, sich diesem entsetzlichen Schicksal durch eine List zu entziehen. Sie kleideten sich ärmlich, nahmen nur das Lebensnotwendigste mit sich, zogen Josue entgegen, erklärten ihm, sie kämen von weither und boten ihm einen Vertrag an. Josue machte auch tatsächlich mit ihnen Frieden und ließ sie am Leben. Obwohl sie verschwiegen hatten, wer sie waren und woher sie kamen, kam der listige Betrug doch bald heraus. Josue ließ sie vor sich kommen und verdammte sie zu knechtischen Fronarbeiten, Holzhauen und Wassertragen. Dabei hatte Josue seine Mühe, die ängstlichen Unterworfenen gegen die allgemeine Volkswut zu schützen; denn die Israeliten waren inzwischen von einer derartig blutrünstigen Vernichtungsraserei ergriffen, daß sie wenig Lust hatten, in ihrem gegen die Landesbewohner gerichteten Holocaust innezuhalten und Menschenleben von Feinden zu verschonen.

Die Leute von Gabaon blieben über viele Generationen hin Holzhauer und Wasserträger. Gabaon wurde unzerstört eingenommen, und so gelangten die Israeliten in den Vorteil des Besitzes einer bedeutenden Festung, die sie besetzten und kriegerisch nutzten. Sie lag in der Nähe Jerusalems, und das war nicht

ohne strategische Bedeutung. Der heilige Krieg wurde fortgesetzt, und als die Feinde auf der Flucht vor den Israeliten am Abhang von Bethoron waren, ließ der Herr große Steine vom Himmel auf sie herabfallen, so daß sie umkamen. Es wurden mehr Leute von den göttlichen Hagelsteinen erschlagen als durch die Schwerter der Israeliten. Der allmächtige Massenmörder leistete auch hier ganze Arbeit.
Nun war aber die Schlacht immer noch nicht gewonnen, und Josue befürchtete, der Tag möchte zur Neige gehen, ehe sie siegreich ausgetragen sein könnte. So betete er zum Herrn und Meister, er möge die Sonne stillstehen lassen bei Gabaon und den Mond im Tale von Ajalon. Diese Idee stand dem großen Schlachtenlenker ganz nach seiner göttlichen Mütze, jedenfalls wird uns berichtet, daß nun Sonne und Mond am Himmel stehengeblieben seien, bis das Volk an seinen Feinden Rache genommen hatte. Rache wofür? So wird man fragen dürfen. Die Sonne beeilte sich, einen ganzen Tag lang also nicht unterzugehen, so steht es geschrieben. Sollte es vielleicht doch nicht eher so gewesen sein, daß den israelitischen Kriegern das Gemetzel endlos lang vorgekommen war oder einem ihrer Feldherrn die Uhr stehengeblieben ist? Lassen wir auch das dahingestellt sein. Die feindlichen Könige jedenfalls nahm Josue gefangen; sie hatten sich ängstlich in einer Höhle versteckt. Man setzte zunächst den Fuß auf ihren Nacken, dann schlug Josue sie kurzerhand tot, fünf an der Zahl, und ließ sie an Bäumen aufhängen, an denen sie bis zum Abend baumelten. Am Abend warf man sie in die Höhle, in der man sie entdeckt hatte, wälzte große Steine davor und beließ sie dort bis auf den heutigen Tag.
Lange Zeit führte Josue seinen heiligen Krieg, und es gab nun keine Stadt mehr, die sich friedlich ergab. Alles mußte mit Waffen niedergemacht werden. Nachdem sämtliche Feinde mit Stumpf und Stiel ausgerottet waren, herrschte endlich Frieden im Land, sogenannter Frieden! Alle Heiden waren beseitigt, wie Gott sich rühmte, die restlichen vertrieben und verjagt. Josue ermahnt nun das Volk zur Bundestreue zu Gott, droht im Falle eines Vertragsbruchs Gottes Strafgericht an, warnt eindringlich vor Götzendienst und läßt das Volk den Treueschwur erneuern.

Nochmals betont er warnend, Gott sei ein heiliger und eifernder Gott, der Übertretungen und Sünden keinesfalls vergeben werde. Wer ihn verlasse und sich von ihm abwende, werde vernichtet werden. Diese Drohungen zu glauben, dürfte dem Volk nach allen bisherigen Erfahrungen nicht schwergefallen sein. So versprach man alles, was gefordert wurde.
Nach diesen Begebenheiten, die der Leser in ausführlicherer Darstellung selbst in der Heiligen Schrift nachzulesen Gelegenheit nehmen möge, starb Josue, der Knecht des Herrn, im Alter von hundertzehn Jahren. Man begrub ihn im Bereich seines Erbbesitzes zu Thamnathsare im Gebirge Ephraim.

Richter

Der Generalstab Gottes

Solange Josue gelebt hatte, war das Volk erstaunlich brav und bei der Stange geblieben! Nach seinem Tode aber fehlte die starke Führerpersönlichkeit, die es hätte zügeln und lenken können. Man wandte sich wieder anderen Göttern zu, die in der Terminologie der Heiligen Schrift Götzen genannt werden, man ging Heiraten mit Andersgläubigen ein, man wurde lauer und gleichgültiger gegenüber den strengen Verordnungen Jahwes. Der alte Polterer über den Wolken, der eifersüchtige, stets zu Zorn und cholerischen Ausbrüchen aufgelegte Gott, griff dann jeweils mit eindrucksvollen Erziehungsmaßnahmen in das Geschehen ein und brachte sein ungehorsames Volk wieder zur Raison. Es sollte schließlich das sogenannte Heil bewirkt werden, das Heil im Verständnis des alleinigen Gottes. So wechselten Übermut und reuige Rückkehr. Aber nur unter der Knute des strafenden Gottes, jedoch nicht freiwillig und aus eigener Einsicht blieb das Volk der Juden dem überlieferten Religionserbe der Väter treu. Die Richter, die in der Folgezeit auftraten, waren nicht etwa juristische Beamte, ihre Aufgabe lag eher in militärischen Aktionen. Sie waren im allgemeinen Führernaturen, die die Zügel in ihren Händen zu vereinigen suchten; denn es fehlte in der Folgezeit an einem starken Mann nach Art des Moses oder Josue. Gottes erster Tadel, der das Volk nach Josues Tod traf, bezog sich bezeichnenderweise darauf, daß man es mit der Bekämpfung und Ausrottung des Restes der kanaanitischen Bevölkerung zu leicht genommen hatte, man war dem großen Massenmörder Jahwe nicht radikal genug verfahren. Das verlangte nach Strafe! So erschien denn der Bote des Herrn, der von den Theologen bekanntlich als die Larve Gottes angesehen wird, und befahl die Altäre der Einwohner des Landes niederzureißen. Wenn das nicht alsbald geschehe, so drohte der Bote, werde er die Feinde des Bundesvolkes stärken. Daraufhin soll das Volk der Juden reuig geweint haben.

Dann folgte ein neues Geschlecht, das den Herrn und seine blutigen Großtaten noch nicht kannte und daher das tat, was ihm mißfiel. Wie sollte man das den Leuten auch verübeln? Sie liefen also fremden Göttern nach, den Göttern der Heiden ringsumher, beteten sie an und erzürnten auf diese Weise unbeabsichtigt den Herrn. Ihr Dienst galt nämlich dem Baal und den Astarten. Es gab mehrere Baale, die als Sonnengott verehrt wurden, als Spender des Lebens und der Fruchtbarkeit, und einem solchen Gott sich zuzuwenden, zeugt jedenfalls von einer besseren Lebensart, als dem Gott der Vernichtung und Ausrottung blutige Schlachtopfer darzubringen. Astarte war das weibliche Gegenstück zum Baal, eine Mondgottheit und zugleich Göttin der Fruchtbarkeit. Sonne und Mond als die lebensspendenden Gestirne waren in diesen Kulten personifiziert, und also handelte es sich hier um lebensbejahende, der Freude und dem Lebensgenuß zugewandte heidnische Kulte. Kein Wunder, daß darob der Zorn des alten Mördergottes entbrennen mußte, der den Tod auf sein Panier geschrieben hatte, und so ließ er sein auserwähltes Volk in die Hand der Räuber fallen. Als nun aber dieses bevorzugte Volk durch die Manipulationen seines höchsten überirdischen Feldherrn völlig zu unterliegen und unterzugehen drohte, ließ der Allerhöchste Richter erstehen, die es aus der Gewalt seiner Feinde befreiten. Es handelt sich somit um militärische Führer, sozusagen Generäle, um den Generalstab Gottes! Das Volk war zunächst wenig aufgelegt, diese Richter zu akzeptieren, vielmehr blieb es bei seinem fröhlichen Götzendienst und wandte sich unbeirrt der Lebenslust und den Freuden des Diesseits zu. Gott stellte sich in seiner Allmacht auf die Seite der Richter, so daß das Volk zeitweilig von ihnen gezügelt werden konnte. Wenn aber ein Richter starb, wandte man sich in der beliebten, fröhlichen Weise dem Götzendienst und dem lustigen Leben wieder zu.

Die Israeliten wurden daraufhin nach dem Willen des Herrn von allen möglichen Völkern bedroht, deren Aufzählung wir uns hier ersparen.

Da man aber nicht nur miteinander kämpfte, sondern sich auch munter zusammentat, entstand mit der Zeit zwischen den Juden und jenen Völkern eine Art Völkergemisch, was dem auf

rassische Reinheit bedachten Jahwe ein Dorn im Auge war. Es folgte ein ständiges Hin und Her, eine ausgesprochen chaotische Zeit, chaotisch jedenfalls aus der Perspektive des israelitischen Wolkengottes. Immer wieder gab es auch kriegerische Auseinandersetzungen, und mit dem von Josue zu seiner Zeit erreichten Vernichtungsfrieden war es nicht mehr weit her.

Unter andern Gottgesandten trat nun die Prophetin Debbora zusammen mit Barak als Führerin des israelitischen Heeres auf. Ihr entgegen stand ein kanaanitischer Feldherr names Sisara. Dieser kehrte einst ermüdet,auf die Unantastbarkeit des Gastrechts vertrauend, in das Zelt einer Dame namens Jahel ein, der Frau des Kiniters Heber. Sie nahm ihn freundlich auf, stillte seinen Durst und beherbergte ihn. Dann aber ergriff sie einen Zeltpflock, nahm einen Hammer, trat unbemerkt an ihren Gast heran und schlug ihm den Pflock durch die Schläfe, so daß er in die Erde eindrang. Der vertrauensvolle Gast war nämlich vor Ermüdung eingeschlafen. Er war auf der Stelle tot. So demütigte Gott an jenem Tage Jabin, den König von Kanaan, vor den Israeliten. Wieder einmal ein bemerkenswerter göttlicher Einfall! Die Tat steht umso abscheulicher da, als sie nicht nur nach unseren heutigen sittlichen Begriffen hinterlistiger Meuchelmord war, sondern auch nach damaligen orientalischen Normen das unantastbare Gastrecht schändlich verletzte. Die späteren Theologen jedoch münzten diese verabscheuungswürdige Tat in Tugenden um: Entschlossenheit und Vaterlandsliebe und fügten hinzu, sie sei außerdem in gutem Glauben geschehen. Im übrigen wurde diese Schandtat mit Gottes Billigung verübt, war sie doch für den Ermordeten nach Auffassung seiner Zeitgenossen das Allerschimpflichste, weil der Tod durch die Hand einer Frau herbeigeführt wurde. Durch Männerhand zu sterben ist allenfalls ehrenvoll, der Tod durch die Hand einer Frau aber schändlich und der schimpflichste aller Tode. So schätzten Gott und sein Bundesvolk das vom Allerhöchsten erschaffene Weib, ein minderes Geschöpf.

Nach dieser Greueltat, die in Gottes Augen allerdings kein Greuel war, sangen Debbora und Barak ein ellenlanges, nicht endenwollendes gemeinsames Lied, ein erlesenes Duett, wortreich und phrasengespickt, in dem sie an die herrlichen Groß-

taten der Gottesoffenbarungen in der Vergangenheit und an den Bundesschluß am Sinai erinnern. Vor allen andern Frauen wurde darin Jahel gerühmt und hochgepriesen. Ihre Bluttat wird mit ausführlichen Worten im einzelnen nachgezeichnet und sorgfältig überliefert: "Doch ihre Hand tastet zum Zeltpflock hin, ihre Rechte zum Schmiedehammer: Schon schlägt sie auf Sisara ein, zermalmt sein Haupt, zerschmettert, durchbohrt ihm die Schläfe. Zu ihren Füßen krümmt er sich noch, sinkt hinüber, liegt da, krümmt sich zu ihren Füßen, fällt dann zurück, bleibt, wo er hinsank, erschlagen liegen." Man malt das Schreckliche wollüstig noch schrecklicher aus, als es dem ersten Bericht zufolge abgelaufen war.
Später fielen die Israeliten wegen ihres Ungehorsams sieben Jahre lang in die Hand der Madianiter, bis sie in ihrer Not zum Herrn schrien. Wieder erschien der obskure Bote des Herrn und ernannte diesmal Gedeon zum Richter, als er eben heimlich Weizen drosch. Nach langer Wechselrede schreitet Gedeon zur Tat, reißt den Baalsaltar bei Nacht nieder und verwendet das Holz des Altares auf Gottes Geheiß zum Brandopfer eines Stieres für Jahwe. Solches empörte die Baalsanhänger, die dem Gedeon sogleich den Tod androhten. Der aber prophezeite, daß jeder, der für Baal streite, am anderen Morgen tot vorgefunden werde.
Nun kam der Geist des Herrn über Gedeon, er stieß in die Posaune und rief das Volk zu Kriegstaten. Zugleich erbat er von Gott ein Zeichen, weil er seiner Sache sicher sein wollte. Einfallsreich, wie er war, machte er selbst dem Allerhöchsten einen Vorschlag, wie dabei verfahren werden solle. Er wollte das Fell eines Schafes auf die Tenne legen. Wenn dann am andern Tag dieses Fell von Tau benetzt, während sonst der Boden ringsum überall trocken geblieben sei, so wisse er, daß Gott Israel durch seine Hand erretten werde. So geschah es denn auch. Aber Gedeon traute dem Fell nicht so recht und verlangte von Gott auf den nächsten Morgen die Gegenprobe: trockenes Fell und feuchten Boden ringsumher. Auch dieses Experiment bewilligte ihm Gott, indem der Herr zur Abwechslung wieder einmal den unendlich Geduldigen und Langmütigen spielte. Nun rief Gedeon seine Krieger zusammen, um sie zu sichten und für den

Kampf auszuwählen; aber wie? Da kam ihm der allwissende Gott zu Hilfe mit der Anweisung, er solle die Leute Wasser trinken lassen, ob aus einem See, aus einem Bach, aus Pfützen, wer will es wissen. Alle, die das Wasser nicht mit der Hand schöpften, sondern es wie Hunde mit der Zunge leckten, sollten zum Kampf ausersehen werden. Dreihundert Mann leckten denn auch das Wasser nach Hundeart, und diese wählte Gedeon zum Kampfe aus. Sie waren in ihrer hündischen Ergebenheit auf die Probe gestellt und für würdig befunden worden. Nun hatte Gedeon noch auftragsgemäß die Feinde in ihrem Lager auszuspionieren und stellte bei dieser Gelegenheit fest, daß ihre Kamele unzählbar waren, zahlreich wie der Sand am Meer. Aber, je mehr Kamele, umso leichter vermutlich der Sieg. Gedeon jedenfalls mobilisierte seine dreihundert Leute, drückte ihnen Posaunen in die Hand, die sich schon vor Jericho als wirkungsvoll erwiesen hatten, und gab ihnen Krüge, die klappernd zu zerschlagen waren, und in denen Fackeln steckten. Nachdem die Krüge klirrend zerschellt am Boden lagen, hielten die erwähnten dreihundert Mann in der linken Hand die Fackel, in der rechten die Posaune und stifteten mit dieser ungewöhnlichen Kriegslist eine solche Verwirrung im Lager der Feinde an, daß die sich vor Entsetzen und Kopflosigkeit gegenseitig tot schlugen. Als man dann den Gedeon zum König erheben wollte, lehnte er diese Würde ab mit dem Hinweis: "Gott der Herr ist euer König."

Aber nach seinem Tode ließ sich sein Sohn zum König über die Stadt Sichem erheben, nachdem er zuvor alle seine Brüder bis auf einen ermordet hatte. Er endete nach dreijähriger Regierung in einem blutigen Streit.

Später bedrängten vom Osten her die Ammoniter das Land, da wurde Jephte, der zuerst in heidnischer Umgebung ein Freibeuterleben geführt hatte, zum Richter berufen. Er versuchte, ganz unüblich für einen Knecht Jahwes, zunächst durch Verhandlungen den König der Ammoniter vom Kriege abzubringen, und zwar unter Berufung auf Gottes Bestimmung, das Land östlich vom Jordan solle für die Israeliten vorbehalten sein. Aber damit drang er bei seinem Gegner nicht durch. Da kam der Geist des Herrn über Jephte; er wurde kämpferisch geson-

nen und zog gegen die Feinde zu Felde. Nun war aber auch er sich seiner Sache nicht ganz sicher, und um den blutrünstigen Jahwe in diesem Krieg auf seine Seite zu bringen und des Sieges durch seine Hilfe sicher zu sein, machte er ihm folgendes riskante Gelübde: "Wenn du die Ammoniter ganz in meine Gewalt gibst, so soll der, der mir aus der Türe meines Hauses entgegenkommt, wenn ich siegreich von den Ammonitern heimkehre, dem Herrn gehören, und ich will ihn zum Brandopfer darbringen." Ein hochherziges Versprechen, das bei dem fleischfressenden Gott seiner Väter nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Jahwe, der sich die in Aussicht gestellte Menschenkost offenbar nicht entgehen lassen wollte, ließ Jephte siegreich werden, während seine Gegner eine gewaltige Niederlage hinnehmen mußten und vor den Israeliten gedemütigt wurden. Als nun Jephte in sein Haus zurückkehrte, wer trat ihm entgegen mit Pauken und im Reigentanz? Seine Tochter, die zugleich sein einziges Kind war. Als er sie erblickte, zerriß er seine Kleider und rief: "Wehe, meine Tochter! Du beugst mich tief danieder! Ja, du bist es, die mich ins Unglück stürzt. Ich habe dem Herrn ein Gelübde gemacht und kann es nicht zurücknehmen!" Die Tochter also hatte die Schuld auf sich zu nehmen, nicht der törichte Jephte selber, der unnötigerweise dieses grausame Versprechen gegeben hatte.

Die Tochter indessen schien ihr gräßliches Schicksal gelassen hinzunehmen und erwiderte ihm: "Mein Vater, wenn du dem Herrn ein Gelübde gemacht hast, so erfülle an mir, was du gelobt hast! Denn der Herr hat dich Rache an deinen Feinden, den Ammonitern, nehmen lassen."Sie bat sich jedoch bis zum göttlichen Schlachtfest noch zwei Monate Zeit aus, weil sie inzwischen auf einen Berg steigen und mit ihren Freundinnen zusammen ihre Jungfrauschaft beweinen wollte. Der Vater willigte ein und entließ sie bis dahin. Sie erklomm also mit ihren Freundinnen den Berg und beweinte ihre Jungfrauschaft. Warum? Weil es in Israel als Unglück, ja sogar als große Schande galt, kinderlos zu sterben; denn nur in seinen Nachkommen konnte man des Segens der vorausgesagten messianischen Zeit teilhaftig werden.

Nach zwei Monaten kam Jephtes Tochter zurück, und ihr Vater vollzog an ihr das Gelübde, was er vor Gott abgelegt hatte. Sie war noch von keinem Mann erkannt, also noch nicht defloriert worden. Seitdem wurde es in Israel Brauch, daß alljährlich die Mädchen hinauszogen, um für die Tochter Jephtes Klagelieder zu singen, vier Tage im Jahre.
Die grausamen Einzelheiten des Hinschlachtens und Verbrennens der Tochter werden nicht näher geschildert. Immerhin hatte Gott, der Gefräßige, jetzt endlich den Braten erhalten, der ihm damals mit Isaak entgangen war, als er den alten Abraham im letzten Augenblick am Sohnesmord hinderte. Dem Jephte hat er eine solche Gnade jedenfalls nicht zuteil werden lassen.
Nach diesem Vorfall lehnten sich die Männer des Stammes Ephraim gegen Jephte auf, weil sie nicht am Ruhm und an der Beute des Kriegszugs hatten teilnehmen dürfen. Aber Jephte schlug die Ephraimiten vernichtend, sie wurden, soweit sie sich einzeln zu retten suchten, erbarmungslos niedergemacht.
Man erkannte sie daran, daß sie das Losungswort Schibboleth nicht richtig aussprechen konnten, sie sagten Sibboleth, verrieten sich also selbst und waren des Todes. – So viel über die Metzeleien des von Gott gesandten Richters Jephte.

Gottes Moralvorstellungen

Der nächste bedeutende Richter in Israel war ein gewisser Samson oder Simson, der gegen die Philister losfuhr, einen nichtisraelitischen Volksstamm, der aus Westkleinasien über Kreta nach Palästina eingewandert war und den südwestlichen Teil des Küstenstrichs am Mittelmeer besetzt hielt. Die Philister waren der gefährlichste Feind der Israeliten im Westjordanland. Samsons Kampf gegen sie trug alle Zeichen des Übermuts und der persönlichen Rachsucht. Er trieb, von der Überfülle seiner Körperkraft angespornt, Mutwillen mit dem übermächtigen Feind, er war ein rechter Raufbold und Haudegen, was dem Schlachtengott im hohen Himmel nur recht sein konnte. Solche Kerle waren ganz nach seinem Herzen. Die Philister jedenfalls

lernten den Samson fürchten.Zunächst aber hatte Gott sein ungehorsames Volk zur Strafe vierzig Jahre lang in die Hand der Philister gegeben. Da erschien abermals der Bote des Herrn der Frau des Manue, verhieß ihr eine männliche Schwangerschaft und gab ihr für diese Zeit einige wichtige Verhaltensregeln. So durfte sie weder Wein noch starke Getränke zu sich nehmen und nichts Unreines essen. Und wenn dann der Sohn geboren sein werde, dürfe sie kein Schermesser an seinem Haupte dulden; denn der Knabe sei von Geburt an ein Gottgeweihter.
Dieser ungeratene Gottgeweihte begehrte jedoch, als er herangewachsen war, eine philistäische Frau, die er kennengelernt hatte, weshalb ihn sein Vater heftig tadelte: eine Frau aus dem Volke der unbeschnittenen Philister! Der Sohn ließ sich jedoch nicht beirren, sondern beharrte auf seiner Wahl, denn die Frau gefiel ihm ausnehmend gut. Die Eltern wußten aber nicht, daß diese Wahl auf Jahwe selbst zurückging, denn der suchte schon wieder einen Anlaß, die Philister, die damals noch über Israel herrschten, zur Ader zu lassen.
Samson – von diesem ist nämlich hier die Rede – gab also nicht nach und begab sich mit Vater und Mutter zum Wohnort der Frau. Unterwegs stürzte ihnen plötzlich ein junger Löwe brüllend entgegen. Aber der hatte keine Ahnung davon, daß nun der Geist des Herrn über Samson kommen würde, der nämlich den Löwen daraufhin ohne weiteres entzweiriß, wie man ein Böckchen entzweireißt, und zwar ohne Waffe mit bloßen Händen. Ja, darin zeigt sich der Geist des Herrn: Tiere bei lebendigem Leibe zerreißen. Ist das nicht ein bewundernswerter Gott?
Von der Affäre mit dem Löwen hatte Samson seiner Geliebten nichts erzählt. Als er sie nun zwecks Hochzeit heimführte, kam man wieder an jenem Löwen vorüber, in dessen Körper sich mittlerweile ein Bienenschwarm eingenistet und Honig darin gesammelt hatte. Samson nahm ihn mit der Hand heraus und aß davon im Weitergehen. Auch seinen Eltern gab er dann zu essen, als er zu Hause angelangt war, sagte aber nicht, daß diese Leckerbissen aus dem Körper des Löwen kamen. Nun wurde das Hochzeitsfest gefeiert, zu dem dreißig Gäste eingeladen wurden. Diesen gab Samson ein Rätsel auf, für dessen Lösung er ihnen dreißig Unterkleider und dreißig Festgewänder versprach,

während er das gleiche von ihnen beanspruchte, falls sie das Rätsel nicht zu lösen vermöchten. Man war neugierig und willigte ein. Das Rätsel aber formulierte Samson folgendermaßen: "Essen ging vom Fresser aus und Süßigkeit vom Starken." Drei Tage lang konnte niemand dieses wunderliche Rätsel lösen. Am siebten Tag drohten die Gäste Samsons Frau: "Berede deinen Mann, daß er uns das Rätsel löst! Sonst verbrennen wir dich und das Haus deines Vaters. Um uns arm zu machen, habt ihr uns eingeladen, nicht wahr?" Nun lag Samsons Frau ihrem Mann beständig in den Ohren und warf ihm nach Art der Frauen vor: "Du hast nur Abneigung für mich und keine Liebe. Du hast mir die Lösung des Rätsels, das du meinen Landsleuten aufgegeben hast, nicht gesagt." Er wies darauf hin, daß er das Rätsel nicht einmal seinen eigenen Eltern aufgelöst habe. Nach abermals sieben Tagen gab Samson nach und verriet seiner Frau den Sinn des Rätsels, so sehr hatte sie ihm ohne Aufhören zugesetzt. Sie wußte nun nichts Eiligeres zu tun, als ihren Landsleuten die Lösung des Rätsels preiszugeben. Sie gingen alsdann zu Samson und erklärten ihm: "Was ist süßer als der Honig, und was ist stärker als der Löwe?" Samson erkannte sogleich, daß hinter der Frage, in die man die Lösung eingekleidet hatte, ein Verrat seiner Frau steckte, und er erwiderte: "Hättet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt, so hättet ihr mein Rätsel nie erraten." Nun aber kam der Geist des Herrn über ihn, was nichts Gutes verhieß. Er ging hinab nach Askalon, erschlug dort dreißig Mann, nahm ihnen die Kleidung ab und gab die Festkleider denen, die das Rätsel gelöst hatten. Das hatte der liebe Gott mit seinem Heiligen Geist wieder vortrefflich arrangiert: dreißig Mann mußten ihr Leben lassen.

Nun fing Samson, vom Heiligen Geist beflügelt, dreihundert Füchse, nahm Fackeln, kehrte Schwanz gegen Schwanz und steckte eine Fackel zwischen je zwei Schwänze. Dann zündete er die Fackeln an, ließ die Füchse in die Getreidefelder der Philister laufen und steckte so Garben, Halme, Weinberge und Ölbäume in Brand. Einen Tierschutzverein, der hätte protestieren können, gab es damals noch nicht. Und Gott selbst hatte sich bisher als Tierschützer noch nie betätigt.

Nun war die von Gott gewollte Zwietracht, deren Anlaß nach seinem unerforschlichen Ratschluß wieder ein Weib bieten mußte, entfacht.
Die Judäer, denen die aufgebrachten Philister, ihre Herren, bedrohlich entgegenzogen, nahmen dem Samson diesen Vorfall sehr übel und beschlossen, ihn den Philistern auszuliefern. Zu diesem Zweck banden sie ihn mit zwei nagelneuen Stricken. Als er aber den Philistern übergeben wurde und diese in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen, kam abermals der Geist des Herrn über Samson. Die Stricke, die ihn gebunden hielten, wurden schwach wie Flachsfäden, die vom Feuer versengt werden, und die Fesseln glitten von Samsons Händen. Er fand zufällig einen frischen Eselskinnbacken, streckte seine Hand aus, ergriff ihn und schlug damit nicht weniger als tausend Mann tot. Als er damit fertig war, warf er den Eselskinnbacken weg. So wirkt der Geist des Herrn!
Samson war nach seiner Großtat ausgedörrt bis zum Verdursten und bat den höchsten Herrn dringend um Wasser. Dieser öffnete eine Vertiefung, aus der es sofort hervorfloß. Als Samson davon getrunken hatte, kehrten seine dezimierten Lebensgeister zurück. Er betätigte sich noch zwanzig Jahre als Richter.
Einst kam Samson nach Gaza und sah dort eine Buhlerin, die ihm gefiel, so daß er nicht zögerte, bei ihr einzukehren. Das wurde sogleich den Einwohnern von Gaza hinterbracht. Sie liefen zusammen und lauerten ihm die ganze Nacht hindurch am Stadttor auf, während er sich mit dem Mädchen vergnügte. Allerdings wurde das Warten abgekürzt; denn Samson blieb überraschend nicht bis zum Morgen auf dem Liebespfühl, sondern stand schon um Mitternacht auf, faßte alsdann die Flügel des Stadttores samt den beiden Pfosten, riß sie mit dem Riegel aus, packte sie auf seine Schultern und trug sie auf den Gipfel des Berges gegenüber Hebron. Wir befinden uns nicht in den Märchenerzählungen etwa der Brüder Grimm, sondern folgen der Heiligen Schrift. Samson verliebte sich in ein Mädchen namens Dalila, die alsbald von den Fürsten der Philister bestochen wurde, ihm das Geheimnis seiner außerordentlichen Kräfte abzuschwatzen. Er band ihr aber einen Bären auf, und die schon in Aussicht genommene Festnahme mißlang den Philistern kläg-

lich. Auf erneutes Flehen der schönen Dalila verriet ihr Samson ein anderes Mittel, mit dem seine Kraft schwinden solle, aber auch das log er, und der Versuch, ihn zu fangen und zu fesseln, mißlang. So ging es auch ein drittes Mal. Schließlich aber ließ sich Samson bezircen und verriet seiner bezaubernden Dalila die Wahrheit. Die ließ ihn auf seinen Knien einschlafen und schnitt ihm dann etliche Haare vom Kopf. Als nun die Philister, von Dalila herbeigerufen, herzustürzten, konnte er sich nicht mehr wehren; denn der Herr war von ihm gewichen. Man stach ihm die Augen aus, führte ihn nach Gaza und legte ihn in eiserne Fesseln. Im Gefängnis mußte er die Mühle drehen. Sein Haar aber wuchs allmählich wieder nach.

Die Moral von der Geschichte? Solange Samson seine Geliebte belogen hatte, war der Herr nicht von ihm gewichen, sobald er iht aber die Wahrheit sagte, verließ ihn der Herr. Das lag einfach daran, daß Samson sich der sündhaften Liebe hingab, wie die Theologen wissen. Nach Gottes Moralvorstellung ist Sexualität verwerflicher als Verlogenheit. Und überdies: Dreißig Männer der Philister erschlagen und dann noch einmal mit dem Kinnbacken eines Esels tausend Mann, das ist keineswegs sündhaft, sich aber mit einer schönen Philisterin auf dem friedlichen Lager der Liebe ergötzen, was keinem Menschen Schaden zufügt, das ist in den Augen des großen Gottes sündhaft und strafwürdig! Diese mörderische, lebensverneinende, lebensfeindliche Moral ist heute noch Maxime der Kirche, die die Waffen segnet, die Kriege billigt, aber die freie Liebe zweier Menschen verteufelt und verdammt.

Zurück zu Samson. Der eifernde eifersüchtige Gott der Juden mußte nun allerdings hinnehmen, daß die Philisterfürsten triumphierten und ihrem Gott Dagon Opfer und Freudenfeste darbrachten, wobei sie verkündeten: "Unser Gott gab unsern Feind Samson in unsere Hand." Sie ließen ihn aus dem Gefängnis holen, damit er ihnen zu ihrem spöttischen Vergnügen etwas vortanze. Der Geblendete, den man zwischen die Säulen einer Halle gestellt hatte, gab sich schwach und bat den Knaben, der ihn führte, ihn loszulassen, damit er sich an den Säulen halten könne. Das Haus aber steckte voller Menschen. Alle Philisterhäuptlinge waren zugegen. Allein auf dem Dache befanden sich

gegen dreitausend schaulustige Männer und Frauen, die Samsons Tanz sehen wollten. Dieser indessen betete zu seinem Herrn und Gott und erflehte von ihm noch einmal die Kraft, Rache zu nehmen für den Verlust seiner beiden Augen. Dann griff er nach den Mittelsäulen, auf denen das Haus ruhte, stemmte sich gegen sie, mit seiner Rechten gegen die eine und mit seiner Linken gegen die andere, rief aus: "Nun will ich mit den Philistern sterben!", neigte sich vornüber und ließ das Haus über den Fürsten und allen Leuten, die darin waren, zusammenstürzen. Die Zahl der Toten, die er sterbend umgebracht, war größer als die Zahl derer, die er während seines Lebens getötet hatte. So machte Samson vor Gott wieder gut, was er auf dem Liebeslager der Dalila gegen ihn gesündigt hatte!

Ruth

Ein wenig Menschenfreundlichkeit

Zur Zeit der Richter, als es in Israel noch keinen König gab, entstand wieder einmal eine Hungersnot im Lande, ohne daß man sich an einen ägyptischen Josef wenden konnte. In der Not entschlossen sich manche Israeliten zur Auswanderung; denn es regnete auch kein Manna mehr vom Himmel herab. Unter den Auswanderern war auch ein Ehepaar, das ins Moabiterland zog, und dessen Söhne sich später moabitische Frauen nahmen; was blieb ihnen auch übrig! Eine der Schwiegertöchter hieß Ruth, die als Witwe mit ihrer Schwiegermutter zusammenlebte. Inzwischen hatte man im Moabiterland gehört, der Herr Jahwe habe sich auf sein Volk besonnen und ihm wieder Brot gespendet, so daß die Schwiegermutter beschloß, mit Ruth und ihrer andern moabitischen Schwiegertochter in das Land Juda zurückzukehren. Unterwegs riet sie den jungen Witwen aber, in ihr Elternhaus zurückzukehren; die eine von ihnen befolgte diesen Rat, Ruth aber begleitete ihre Schwiegermutter und ließ sich trotz alles Insistierens der alten Dame nicht abspenstig machen. Sie sprach vielmehr die klassischen Worte: "Wohin du gehst, dahin gehe auch ich, und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott." Ruth war nämlich inzwischen von der Richtigkeit der judäischen Religion überzeugt. Sie fügte sogar noch hinzu: "Wo du stirbst, sterbe auch ich, und da will auch ich begraben sein. Der Herr tue mit mir, was er will." Kurzum, die Alte wurde ihre glaubensstarke Schwiegertochter nicht los und fügte sich schließlich in das Unvermeidliche.

Als die beiden Frauen in Bethlehem eintrafen, geriet die ganze Stadt ihretwegen in Aufregung; denn die alte Dame wurde wiedererkannt. Es war gerade zur Zeit der Gerstenernte. So bot sich Ruth an, auf dem Felde die übriggebliebenen Ähren zu lesen, und dabei geriet sie auch auf das Feld eines gewissen Booz, eines wohlhabenden Verwandten der Schwiegermutter. Als Booz ihrer ansichtig ward, fragte er die Schnitter: "Wem gehört dieses

Mädchen?" Man antwortete ihm, daß es ein Moabitermädchen sei, das Frau Noemi aus dem Moabiterlande mitgebracht habe; es hätte darum gebeten, einige Ähren lesen zu dürfen. Schon seit dem frühen Morgen sei es nun auf den Füßen und fleißig bei der Arbeit, ohne sich auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Daraufhin wandte sich Booz an Ruth und gebot ihr, auf seinem Felde weiterzuarbeiten, sich seinen Mägden anzuschließen und, falls sie Durst habe, sich mit den Trinkgefäßen zu bedienen. Seinen Knechten aber verbot er, das Mädchen zu belästigen. Ruth warf sich vor ihm nieder, verneigte sich bis zur Erde und bedankte sich für die unverdiente Güte, da sie doch eine Fremde sei. Nun stellte sich heraus, daß Booz über das Schicksal der Ruth genau informiert war; er sagte ihr ihre ganze Lebensgeschichte auf und erntete noch einmal unterwürfigen Dank, wobei sie sich bescheiden hinter seiner letzten Magd einstufte. Während der Essenszeit lud Booz sie ein, herzhaft mit den Schnittern zuzulangen, und sie konnte sich endlich sättigen an Brot, Restkorn und Sauerwein. Danach durfte sie auch zwischen den Garben auflesen, und die Knechte erhielten die Weisung, ihr aus den Bündeln einiges liegen zu lassen.

Als Ruth das alles am Abend ihrer Schwiegermutter erzählte, merkte die Alte wohl, daß hinter der Barmherzigkeit des reichen Herrn Booz etwas anderes steckte als reine Nächstenliebe. Darum gab sie der Ruth den klugen Rat, von Booz die sogenannte Leviratsehe zu erbitten; denn er war nach dem Gesetz ihr nächster Verwandter von Mannesseite und hatte damit die Pflicht, sie als kinderlose Witwe zu heiraten. Booz ging auch freudig auf Ruths Bitte ein. Er lobte sie sogar, daß sie sich an ihn gewandt, statt armen oder reichen jungen Männern nachzulaufen, und daß sie ihren heidnischen Glauben verlassen hatte. Die Liebe, die eine Frau einem Mann im vorgerückten Alter zuwende, um ihn zum Gatten zu bekommen, sei, so sagte er, in seinen Augen schöner als die gegen junge Männer. Es gab übrigens einen noch näheren Verwandten, aber der hatte sich geweigert, der sogenannten Lösepflicht nachzukommen, und so konnte der alte Booz ungehindert zugreifen. Bald schon ging aus der Ehe ein Sohn hervor; denn der Herr hatte der Verbindung seinen Segen gewährt. Die Frauen kamen und wünschten, der Name des Kin-

des möge in Israel berühmt werden. Diesen Namen gaben dem Kind die Nachbarinnen; das Kind wurde Obed genannt. Obed wurde später der Vater von Davids Vater Isai. So war Ruth die Urgroßmutter des Königs David, und deshalb widmet ihr die Heilige Schrift ein eigenes Buch, das menschenfreundlichste und friedlichste übrigens, das wir bisher gelesen haben. Aber das mag daran liegen, daß Jahwe in der ganzen Geschichte lediglich durch seine Abwesenheit auffällt und sich des mörderischen Eingreifens, wie wir es sonst von ihm kennen, enthält.

Samuel I.

Die todbringende Gotteslade

Mit dem Tätigwerden der Richter war des großen Gottes Heils- und Segensexperiment mehr oder weniger gescheitert. Es gab keine Ruhe, keinen Frieden, sondern nur immer wieder neue Rangeleien, Fehlschläge und Rückschläge. Das auserwählte Volk Israel kam nicht zu Wachstum, Wohlstand und Prosperität, und erziehen im Sinne der nun einmal als unabdingbar geforderten göttlichen Askese ließ es sich auch nicht. Nun machte der Wolkengott noch einen letzten Versuch nach dem bislang fehlgeschlagenen Muster, indem er wieder einen Richter berief, den letzten übrigens, nämlich Samuel, der sich zugleich als gewaltiger Prophet entpuppte. Es gelang ihm auch, dem Bundesvolk Ruhe und Frieden vor seinen gefährlichen Feinden, den Philistern, zu verschaffen. Samuels eigentlich entscheidende Tat bestand jedoch darin, daß er Israel zum Königreich erhob, an dessen Spitze er einen ersten jüdischen König setzte.
Die Mutter des Samuel, Anna, hatte lange Zeit unter Kinderlosigkeit gelitten; denn solche galt in Israel – wie wir wissen – als Fluch Gottes und als Schande. Wehe, wenn eine Gebäranlage nicht nach Gottes Bestimmung funktionierte, obwohl doch er selber eigentlich auf Grund seiner Allmacht die Verantwortung hätte übernehmen und zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Anna betete denn auch, weil nur von dort Hilfe kommen konnte, unter heißen Tränen zum Herrn und gelobte ihm, den Sohn, den Gott ihr schenken werde, für sein ganzes Leben dem Herrn zu weihen, und kein Schermesser an sein Haupt kommen zu lassen. Der Priester Heli beobachtete die Frau, als sie die Lippen bewegte, aber keinen Laut hören ließ. Darum hielt Heli sie für betrunken und ermahnte sie, bald wieder nüchtern zu werden. Als sie aber zu erkennen gab, daß es sich bei ihren Lippenbewegungen um ein Gebet zum Herrn handelte, verhieß ihr der Priester die Erfüllung ihrer Bitte. Nach einem Jahr gebar sie alsdann den Samuel, den sie ihrem Versprechen gemäß nach seiner Entwöhnung im Heiligtum ablieferte. Das langatmige Gebet,

das die aufopfernde Mutter dabei sprach, ist wörtlich überliefert worden. Darin sind auch diese Formeln enthalten: "Doch die mit Kindern gesegnet, wird vor Trauer vergehen. Der Herr ist's, der tötet und wieder ins Leben ruft ... Der Herr wird zerschmettern, wer wider ihn stritt." Und so weiter.
Der Knabe Samuel, verabredungsgemäß an Gott zurückgeliefert, wurde mit einem linnenen Schulterkleid umgürtet und versah den Dienst vor dem Herrn. Die Mutter sah ihn nur noch einmal im Jahr, wenn sie dem Herrn opferte. Nun waren aber die beiden Söhne des Heli gottlose und unverschämte Menschen, die die Opfervorschriften mißachteten und allerlei Gewalttätigkeiten verübten; sie stibitzten dem hohen Herrn die feinsten Opferbrocken vor der Nase weg und aßen sie selber. Heli protestierte wohl, konnte sich aber gegen die nimmersatten Leckermäuler nicht durchsetzen. Da kam eines Tages ein Gottesmann und verkündigte wieder erwartungsgemäß ein Strafgericht des Herrn, der, das Kind mit dem Bade ausschüttend, das ganze Haus des Heli, also seine gesamte Familie und Sippe, verwarf. Beide Söhne sollten zum Wahrzeichen dieses Verdikts zugleich an einem Tage sterben. Statt der Heli-Familie wurde nun Samuel zum Propheten berufen. Das erschien umso bemerkenswerter, als in jener Zeit Offenbarungen des Herrn zu den Raritäten gehörten. Erscheinungen Gottes kamen nicht mehr so häufig vor wie ehedem! Was sich nun aber Gott mit Samuel leistete, das glich einem neckischen Versteckspiel und einer eigenartigen Fopperei. Er rief ihn dergestalt beim Namen, daß Samuel glaubte, Heli habe ihn gerufen. Der aber sagte ihm, als er sich zur Stelle meldete, er solle sich wieder schlafen legen; ihm hätte wohl nur geträumt. Wie in den meisten Märchen, so geschah dies auch hier dreimal.
Beim vierten Mal gab sich der schalkhafte Herr endlich zu erkennen und verkündete, er werde in Israel etwas Besonderes ausführen, so daß jedem, der davon höre, beide Ohren gellen sollten. Eine etwas unangenehme Vorstellung. Jedenfalls gab der Herr nun kund, er wolle das gesamte Haus Heli verurteilen und fügte grollend hinzu: "Niemals soll die Schuld des Hauses Heli durch Opfer oder Gaben gesühnt werden!" Er lehnte es also von vornherein ab, in dieser Sache noch mit sich reden zu lassen.

Sein Magen knurrte infolge der ihm durch die Söhne Helis vorenthaltenen Bratenstücke all zu sehr; und mit knurrendem Magen ist selbst ein Gott, wie man sieht, mißgestimmt.
Mit der Zeit galt Samuels Wort in ganz Israel. Inzwischen gingen die Kämpfe mit den Philistern weiter, und eines Tages wurden auf dem Kampfplatz viertausend Israeliten niedergemacht, und die übrigen fragten sich, warum Gott das wohl zugelassen habe. Sie holten eiligst die Bundeslade herbei, um derartige Niederlagen für den weiteren Verlauf des Kampfes zu verhindern. Als die Bundeslade schließlich im Heerlager anlangte, erhoben die Israeliten ein solches Jubelgeschrei, daß die Erde erdröhnte. Das konnten nun die Philister begreiflicherweise schlecht deuten, erfuhren aber dann doch den Grund und gerieten in große Furcht. Was sie bewogen haben mag, als Ungläubige den Bluff mit der Bundeslade so ernst zu nehmen, wird nicht überliefert. Jedenfalls schrien sie: "Gott ist ins Lager gekommen!" Von diesem Gott waren ihnen allerdings die ägyptischen Plagen bekannt und viele andere Untaten. Nun wurden die Philister vom Aberglauben gepackt, kämpften aber doch mit dem Mut der Verzweiflung und schlugen die Israeliten abermals. Diese Niederlage war sehr schwer, und die Besiegten flohen und suchten das Weite. In dieser Schlacht fielen auf israelitischer Seite dreißigtausend Mann Fußvolk; sogar die berühmte Lade wurde erbeutet, und die Söhne Helis, die beiden Vielfraße, fielen in dieser Schlacht, ganz so, wie Gott es verkündet hatte. Als dem erblindeten achtundneunzigjährigen Priester Heli der Tod seiner Söhne und vor allem der Verlust der geheiligten Lade berichtet wurde, fiel er rücklings vom Stuhle, brach das Genick und verschied; denn er war alt und ein schwerer Mann. Vierzig Jahre war er Richter über Israel gewesen; und nun das!
Die Philister stellten die erbeutete Lade in den Tempel ihres Gottes Dagon zu Azot neben diesen Gott. Aber am andern Morgen lag Dagon vor der Lade mit seinem Gesicht auf dem Boden. Er wurde wieder aufgerichtet, aber morgens lag er wieder auf der Nase vor der Gotteslade. Schließlich waren sein Kopf und seine Arme abgeschlagen; der Rumpf lag abgesondert für sich. Nun machte sich der allmächtige Gott über die Einwohner von Azot her und verbreitete seinen göttlichen Schrek-

ken, indem er ihnen Pestbeulen beibrachte. Wenn so etwas nun sein mußte, hätte es nicht besser vor den Schlachten geschehen können, in denen vierunddreißigtausend Israeliten ihr Leben lassen mußten? Aber Gottes Wege sind, wie wir wissen, unerforschlich. Schließlich kannten die Einwohner von Azot und der ebenfalls von der Pest betroffenen Gegend kein anderes Ziel mehr, als die Pestlade wieder loszuwerden. Man brachte sie in die Stadt Geth, aber nun brach dort die Pest aus, und alle Einwohner liefen verbeult umher. Nicht anders ging es in der Stadt Akkaron, in die man nun die Lade brachte. Alle guten – oder auch bösen Dinge – sind bekanntlich drei, und somit fand die Sache schließlich ihr Ende damit, daß man die verteufelte göttliche Lade, mit Sühnegeschenken versehen, an die Israeliten zurückgab. Man lud sie auf einen Wagen, spannte zwei Milchkühe davor, und brachte sie nach Bethsames. Aber auch hier starben siebzig Bewohner, und zwar wegen ihrer Unehrbietigkeit gegen die höllische heilige Lade, die im übrigen mit Brandopfern und großem Brimborium empfangen wurde.
Es wurde nun noch viel mit der Lade herumgeschleppt, aber man opferte zugleich auch wieder den heidnischen Götzen und Astartebildern, so daß der gottgeweihte Samuel sich schließlich bemüßigt sah, persönlich einzugreifen. Unter allerlei Heiligungszeremonien machte man sich wieder zum Kampf gegen die Philister bereit; Samuel opferte zum Beispiel ein unschuldiges Lämmchen, das noch gesäugt wurde, als Brandopfer zum Wohlgefallen seines gefräßigen Herrn. Dieser wollte sich in seiner Mahlzeit nicht unterbrechen lassen, als die Philister während des Brandopfers anrückten und schickte darum kurzerhand ein Gewitter mit furchtbarem Donnergekrach, das die Philister so sehr in Verwirrung brachte, daß sie diesmal den Israeliten unterlagen. Sie hatten dann ein für alle mal die Nase voll und ließen das Bundesvolk vorläufig in Ruhe. Die eroberten Gebiete gaben sie zurück.Samuel zog nun durch die Lande und veranstaltete mit vielen Reden eine Art Wahlkampagne. Zuletzt baute er dem Herrn einen Altar. Aber die Israeliten dachten immer nur an das Diesseits und viel zu wenig an den eifernden Herrn jenseits der Wolken. Sie meinten in pragmatischer Vorstellung, ihre Niederlagen seien nicht etwa aus Gottes

Zorn, sondern aus der Unzulänglichkeit ihrer bisherigen Regierungsform abzuleiten, und darin gingen sie vermutlich nicht fehl. So forderten sie denn die Einsetzung eines Königs. Das erachtete ihr Gott als höchstpersönliche Verwerfung seines eigenen Königtums, als eine Art Majestätsbeleidigung, so daß abermals sein Mißfallen erregt wurde. Allerdings war, wie die Theologen wissen, die Einsetzung des Königtums dennoch von Gott als Meilenstein auf dem sogenannten Heilsweg, den wir allerdings bisher nur als eine Strecke unausgesetzten Unheils erkennen konnten, vorgesehen und wurde den Israeliten deshalb von ihm, ungeachtet seines beleidigten Mißfallens, gewährt. Der König war allerdings – auch in der Folgezeit – niemals ein autonomer Herrscher. Neben ihm stand, mit Gottes Vollmachten ausgestattet, ein Prophet nebst dem von Moses eingesetzten Priestertum, das seine unantastbaren geistlichen Aufgaben wahrnahm, in die der König nicht ungestraft eingreifen durfte. Die Gewaltenteilung mußte in der Folgezeit zu unausgesetzten Spannungen und Machtkämpfen führen.

Unaufhörliches Gemetzel

Als nun Samuel alt geworden war, bestellte er seine Söhne zu Richtern über Israel; aber die waren an ihrem eigenen persönlichen Vorteil und Gewinn interessiert und erwiesen sich als bestechlich. Samuel beklagte sich beim Herrgott über alles das und auch darüber, daß die Juden nach einem König verlangten. Aber der Herr forderte ihn überraschenderweise auf, dem Volk seinen Willen zu lassen. Es werde dann schon sehen, was sich weiter ergebe. Eine etwas finstere und unklare Drohung. Wer weiß, was sich daraus ergeben mußte! Jedenfalls sollte der König nach Gottes Willen mit Rechten und Machtvollkommenheiten ausgestattet werden, die ohne weiteres eine Unterjochung des Volkes nach sich ziehen mußten. Der König solle die besten Ländereien erhalten, ferner die besten Knechte und Mägde, die besten Rinder und Esel, Schafe und so weiter. Irgendwelche Klagen aber über die Willkür des Königs werde der Herr nicht mehr

entgegennehmen. Das Volk beharrte trotz dieser wenig erfreulichen Aussichten auf einem König, der seine Kriege führen solle. Nun schickte Gott dem Samuel einen jungen Mann entgegen, der außerordentlich schön war und alle Landsleute um Haupteslänge überragte. Der wurde zum Essen eingeladen in die große Halle des Samuel und erhielt einen Platz an der Spitze aller Geladenen, etwa dreißig Gäste. Am andern Morgen ergriff Samuel eine Ölflasche, goß sie dem Erwählten, namens Saul, über das Haupt, küßte ihn und sagte: "Hiermit salbt dich der Herr zum Fürsten über dein Eigentum." Ein Königtum also von Gottes Gnaden, vorgegebenes Muster für so manche spätere Kaiserkrönung durch seine Heiligkeit, den Papst, in Rom. Die Priester wußten schon immer, sich der politischen Macht unter Berufung auf Gottes Willen zu versichern. Selbst die Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland stellt die gesamte Verfassung und alle staatliche Gewalt unter die Priesterherrschaft: "Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ... hat das Deutsche Volk ... dieses Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland beschlossen." Man kann nicht gleichzeitig Verantwortung vor Gott und den Menschen behaupten und übernehmen. Die Verantwortung vor Gott ist, wie die bisherige Unheilsgeschichte erwiesen hat, eine völlig andere als die gegenüber den Menschen. Priesterherrschaft schließt Humanität in weiten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens aus.

Die höchst private Ölung oder Salbung des Samuel mußte nun auch noch öffentlich nachgeholt werden. Zu diesem Behufe ließ Samuel alle Stämme der Israeliten zu einer großen Heerschau antreten. Er warf das Los, das auf den Stamm Benjamin fiel, dem Saul entsprossen war. Das zweite Los traf das Geschlecht der Hetriter aus diesem Stamm, das dritte den Saul persönlich, obwohl er nicht anwesend war. Da man ihn nicht finden konnte, wurde Gott der Allwissende und Allsehende gefragt, wo man ihn zu suchen habe, und des Herrn einäugiges Auge entdeckte ihn sogleich, so daß die göttliche Antwort zurückkam: "Er hat sich beim Gepäck versteckt." Warum das nur? Einerlei, man eilte, ihn herbeizuholen, und als er unter die Volksmenge trat, überragte er alle von der Schulter an aufwärts. "Es lebe der Kö-

nig!" rief das Volk, und Samuel verkündete die Rechte dieses Königs.
Bald danach belagerte der Ammoniter Naas zwei israelitische Städte, die sogar bereit waren, sich ihm vertraglich zu unterwerfen. Naas aber wollte nur unter der Bedingung einen Vertrag schließen, daß er zum Schimpf für ganz Israel jedem Bewohner das rechte Auge ausstechen könne. Sobald Saul von diesem wenig angenehmen Anerbieten erfuhr, kam der Geist Gottes über ihn, so daß er in diesem Geiste in heftigen Zorn entbrannte. Er ergriff ein paar Rinder, zerstückelte sie, sandte die bluttriefenden Stücke in ganz Israel umher und ließ verkünden: "Wer nicht mit Saul und Samuel auszieht, dessen Rindern soll es gerade so ergehen!" Ein gewaltiger Schrecken befiel daraufhin das Volk, so daß es mit seinem König auszog wie ein Mann! Saul teilte anderntags die Schar in drei Heerhaufen, diese schlugen die Ammoniter in ihrem eigenen Lager, und was übrig blieb, wurde zersprengt, so daß auch nicht zwei von ihnen zusammenblieben.
Das Blutbad genügte manchen Israeliten aber noch längst nicht, sie wollten sich nun über diejenigen in den eigenen Reihen hermachen, die der Wahl des Königs Saul damals widersprochen hatten: "Übergib uns die Männer, daß wir sie töten!" Saul war jedoch so vernünftig, diese Untat zu untersagen, eine rühmliche Ausnahme in der bisherigen Heilsgeschichte, die wir lobend hervorheben möchten! Statt der Bluttat feierte Saul mit seinem Volk ein großes Freudenfest, wobei er endgültig zum König eingesetzt wurde.
Inzwischen aber hatten sich die Philister wieder erholt und begannen von neuem den Krieg; denn Sauls Sohn hatte ihnen ein Denkmal in Gabaa zerstört. Die Übermacht der Philister war groß, und die Juden verkrochen sich aus Angst vor ihnen in Höhlen, Erdlöchern, Felsspalten, Gewölben und Zisternen. Samuel aber ließ auf sich warten mit dem Brandopfer, das dem Gegenschlag vorangehen sollte. Die Lage wurde immer bedrohlicher, so daß schließlich Saul entschied, das Brandopfer zur Verherrlichung des höchsten Herrn und Schlachtenlenkers anzuzünden. In diesem Augenblick erschien der verspätete Samuel und machte dem Saul heftige Vorwürfe wegen seines Ungehor-

sams gegen den Herrn. Brandopfer ist nicht gleich Brandopfer! Es ist dem Herrn Jahwe nur dann genehm, wenn es strikt nach seiner Vorschrift und nur zur erwünschten Zeit stattfindet. Seine Majestät ist sehr rasch zu beleidigen! So verkündete denn auch der alte Samuel dem jungen König Gottes Strafe, wonach sein Königtum keinen Bestand haben werde. Der gutwillige Mann wurde abserviert! Er mußte aus dem Munde des Propheten sein Verwerfungsurteil entgegennehmen. Gott hatte also wieder einmal den Falschen erwischt und erwählt. Übrigens hatte der geduldige Saul sieben Tage vergeblich auf Samuel und die Lizenz für sein Brandopfer gewartet, ehe ihm schließlich der Geduldsfaden gerissen war. Daß der große Nichtpsychologe Jahwe, selbst ein Prototyp zorniger Ungeduld, das nicht nur nicht begriff, sondern auch noch unnachsichtig ahnden mußte, überrascht uns nicht. Übrigens waren dem Saul, was seine Entscheidung noch verständlicher macht, inzwischen viele schon davongelaufen, während die Philister sich bedrohlich zusammenscharten. Saul jedenfalls hatte, statt blinden Gehorsam zu praktizieren, Evas alte Sünde begangen: er hatte selbst überlegt, nachgedacht und aus eigener Verantwortung entschieden, und genau das ist ein Greuel in den Augen des allmächtigen Gottes. Jeder selbstverantwortliche, frei sich ethisch entscheidende Mensch ist ein Dorn im Auge der gotthörigen Priesterschaft. Saul handelte in Verantwortung vor den Menschen, nicht vor Gott; er verstieß gegen Gottes Grundgesetz und mußte deshalb beseitigt werden.

Eine ähnlich delikate Geschichte religiöser Unbotmäßigkeit spielte sich noch am Rande des folgenden Geschehens ab. Mit 600 Kriegsleuten zog Saul nach Gabaa, wo sich sein Sohn Jonathas befand und die Philister durch eine wagemutige Tat in Verwirrung brachte, so daß Saul die Feinde völlig besiegen konnte. Nun hatte Saul seinem Volk bis zum Abend nach der Schlacht ein großes Enthaltungsgelübde auferlegt: sie durften trotz aller Anstrengungen des Kampfes nichts zu sich nehmen, weder Essen noch Trinken, und an dieses Verbot hatte er, gottebenbildlich, einen Fluch geknüpft. Jonathas, der von diesem Schwur des Saul nichts vernommen hatte, griff herzhaft zu, als er eine übervolle Honigwabe fand. Daraufhin wurden ihm

heftige Vorwürfe gemacht unter Hinweis auf das Enthaltsamkeitsversprechen des Vaters. Jonathas, dem es vor Schwäche schwarz vor den Augen geworden war, dem aber der Honig nun die Lebenskräfte zurückgegeben hatte, entgegnete erzürnt, sein Vater stürze mit solchen unvernünftigen Befehlen und Schwüren das Volk ins Unglück; denn mit entkräfteten Männern könne keine Schlacht gewonnen werden. Abends waren die Leute des Saul denn auch so ausgehungert und erschöpft, daß sie gierig das Blut der geschlachteten Tiere soffen, eine bestialische Szene infolge des bestialischen Verbots!

Als dann bekannt wurde, daß Jonathas sich am Honig gestärkt hatte, verurteilte ihn sein unnachsichtiger Vater zum Tode. Da aber entbrannte die Volkswut gegen Saul; denn nur Jonathas war es gewesen, dem diesmal der Sieg zu verdanken war. Saul gab schließlich nach, so daß der Sohn sein Leben behielt. Da Gott, der Herr, zu all diesen Dingen trotz mehrfacher Befragung durch Saul schwieg, verzichtete der König schließlich auf weitere gefährliche Eigenmächtigkeiten, sah von der Verfolgung der Philister ab und kehrte mit seiner Truppe nach Hause zurück. Das gesunde Volksempfinden hatte für diesmal über den göttlichen und königlichen Unverstand gesiegt.

Die Kriege hörten nicht auf, Saul hatte beständig mit diesem blutigen Geschäft zu tun. Warum eigentlich hatte Gott die Israeliten aus Ägypten weggeführt in das gelobte Land, wenn es dort doch nur ein unaufhörliches Gemetzel zu durchstehen hatte und großenteils darin umkam? Die Theologen sahen später Sauls Schuld im Vertrauen auf seine eigene Kraft. Er hätte besser auf Gott allein vertrauen sollen, so meinen sie. Saul war dem Herrn Jahwe offenbar aus all zu hartem Holz geschnitzt.

Unter den zahllosen Kriegen gab es auch den gegen die Amalekiter, an denen Saul im Auftrage Gottes den sogenannten Bann zu vollziehen hatte; er sollte alles restlos vernichten. Das ging dem König zu weit. Er vollzog den Bann, also die Vernichtung, nur teilweise, nämlich an den geringen und wertlosen Beutestücken. Vor allem verschonte er in kluger und fairer Weise den Amalekiterkönig Agag; das gemeine Volk allerdings rottete er nach göttlichem Befehl aus. Nach dieser Untat, womit nicht das Hinmetzeln, sondern in Gottes Auge das Verschonen

einzelner gemeint ist, erklärte Jahwe seinem Diener Samuel: "Es reut mich, daß ich Saul zum König gemacht habe. Denn er hat sich von mir abgewandt und meine Befehle nicht durchgeführt." Das Massenmorden hatte dem Schöpfergott noch nicht genügt. Es war nicht radikal und konsequent genug durchgeführt worden. Und so reute ihn schon wieder einmal das, was er doch kraft seiner gepriesenen Allwissenheit schon damals hätte vorauswissen müssen.

Die Schizophrenie des Allerhöchsten scheint immer noch nicht geheilt seit den paradiesischen Tagen, als ihn die Erschaffung der ersten Menschen gereut hatte. Hätte er sie doch endlich ausgerottet! Aber wo wäre dann sein Unterhaltungsprogramm geblieben, was er sich mit diesem Globus und seinen Bewohnern erschaffen hatte?

Nun redete sich Saul, von Samuel wegen seiner Untat zur Rechenschaft gezogen, damit heraus, er habe das verschonte Vieh dem Herrn zum Dank für den Sieg als Brandopfer darbringen und nicht etwa selber verzehren wollen, worauf ihm Samuel die bezeichnende Antwort gab: "Hat der Herr an Brand- und Schlachtopfern ein größeres Gefallen als am Gehorsam gegen den Befehl des Herrn? Siehe, Gehorsam ist besser als Opfer, Folgsamkeit besser als das Fett von Widdern. Denn Ungehorsam ist so schlimm wie die Sünde der Zauberei, Eigenwille so schlimm wie Götzendienst. Weil du den Befehl des Herrn mißachtet hast, verschmäht er dich als König."

Prägnanter und klarer läßt sich die Herrschaft Gottes und seiner Priester über Regierende und Regierte wohl kaum formulieren und charakterisieren. Gehorsam und unbedingte Folgsamkeit sind das einzige, was die Theologen ihren Gläubigen abverlangen, nichts sonst. Ungehorsam gegen sie ist wie Zauberei, Eigenwille und eigenes Denken wie Götzendienst. Der Mensch, angeblich Ebenbild Gottes, wird bis in den letzten Verstandes-, Herzens- und Seelenwinkel hinein versklavt, seines eigenen Verstandes und Urteils, seines eigenen Willens und seines freien Handelns vollständig beraubt. Das ist die angebliche Liebe Gottes zu seinen vernunftbegabten Geschöpfen: die Amputation ihrer Geisteskräfte.

Samuel erhält nun den Auftrag, einen anderen zum König zu salben, zu diesem Zweck wird er nach Bethlehem geschickt unter dem Vorwand, dort dem Herrn ein Opfer darzubringen. Saul soll von der Sache nichts erfahren; denn Samuel fürchtet, der König werde ihn umbringen. Drei Leute ließ Samuel sich dort zunächst vorführen, wie es in den Märchen zu gehen pflegt. Vorher hatte ihm der Herr die Anweisungen gegeben: "Schaue nicht auf seine äußere Gestalt und seinen hohen Wuchs. ... Die Menschen blicken auf das Äußere, der Herr aber schaut auf das Herz." Samuel wies also scharfäugig die zunächst vorgestellten Söhne des Isai zurück, nur der jüngste fehlte noch; denn der hütete die Schafe. Samuel ließ ihn holen. Der junge Mann, der nun herbeigerufen wurde, war rotblond, hatte schöne Augen und eine schmucke Gestalt, wurde aber ungeachtet dessen von Gott dem Samuel als der Richtige bezeichnet. Dieser nahm daraufhin das Ölhorn und salbte ihn inmitten seiner Brüder.

Der missratene König

Von Saul war inzwischen der Geist des Herrn gewichen. Dafür quälte ihn nun ein böser Geist vom Herrn; wer mag das gewesen sein? Sicherlich ein bei Jahwe unter Vertrag stehender Oberteufel. Saul ließ sich, wenn ihn dieser böse Geist besonders quälend plagte, zur Ablenkung auf der Zither vorspielen, das hatten ihm seine getreuen Diener geraten, die das Elend ihres Herrn nicht mehr mit ansehen mochten. Auf der Suche nach einem Zitherspieler war man auf den jüngsten Sohn des Isai in Bethlehem gestoßen, einen tüchtigen jungen Krieger, kampferprobt, redegewandt und von angenehmem Äußern. Der wurde in den Dienst genommen beim alten König, und sooft über diesen der böse Geist Gottes kam, ergriff David die Zither und spielte. Dann wurde es Saul etwas leichter ums Herz, und der böse Geist wich von ihm. In Abwandlung eines bekannten Sprichwortes kann man hier sagen: wo man musiziert, da laß dich ruhig nieder, böse Geister hassen schöne Lieder! Der Dämon je-

denfalls, der den alten Saul auf Gottes Geheiß befallen hatte, zog sich vor Davids Zither zurück.
Nun folgt die bekannte Geschichte mit dem Riesen Goliath, der ungefähr drei Meter groß gewesen sein und einen Panzer von etwa 80 Kilogramm Gewicht sowie eine Lanze von 10 Kilogramm getragen haben soll. Die Philister hatten ihre Truppen zum Kampf gegen Israel zusammengezogen, und auch die Israeliten machten wieder mobil. Damals stellte man sich, was Jahrhunderte hindurch üblich blieb, in Schlachtreihen gegeneinander auf, und als das geschehen war, trat Goliath mit Helm und Schuppenpanzer bewehrt, aus den Reihen der Kämpfer hervor, an den Beinen eherne Schienen, und mit einer Lanze wie ein Weberbaum, während sein Schildträger vor ihm herschritt.
Dieser schreckenerregende Mann machte einen recht vernünftigen Vorschlag. Man könne, so meinte er, ein großes Schlachtgetümmel vermeiden durch einen Kampf Mann gegen Mann, einen Zweikampf also, der zugleich die Schlacht und das Schicksal der beiden Völker entscheiden solle. Das Volk des Unterliegenden solle dem des Obsiegenden untertan sein. Goliath forderte also einen beliebigen Mann der Israeliten heraus; die aber packte angesichts dieses Angebots samt ihrem vom bösen Geist besessenen König Saul das helle Entsetzen.
Eben zu dieser Zeit traf der junge David im Lager ein, um seinen wehrdienstpflichtigen älteren Brüdern Lebensmittel zu bringen. Er hörte das laute Gespött des Riesenphilisters und wunderte sich, daß niemand es wagen wollte, diesem Mordskerl entgegenzutreten. Als Saul von der Unerschrockenheit Davids hörte, ließ er den Gernegroß zu sich kommen, der ihm keck sagte: "Niemand verliere um dieses Mannes willen den Mut. Dein Knecht will hingehen und mit diesem Philister kämpfen." Saul hielt dem Jüngling indes vor, er sei doch nur ein Knabe und könne sich diesem Monstrum von Kerl nicht entgegenstellen. David konnte aber darauf hinweisen, daß er schon mit manchem Löwen und Bär als Hirt der Schafe seines Vaters fertiggeworden und dabei niemals zu Schaden gekommen sei. Er habe diese Biester einfach bei der Mähne gepackt und totgeschlagen. Wieviel mehr werde er mit einem unbeschnittenen Philister fertig werden, der die Schlachtreihen des lebendigen

Gottes verhöhnt habe. In diesem Augenblick wird der alte Jahwe über seinen Wolken aufgehorcht haben; denn für Schmeicheleien war er seit eh und je äußerst empfänglich, und dies war doch wahrlich ein Kompliment aus dem Munde des jungen Hirten.
Saul, in den herkömmlichen Kategorien der Kriegskunst denkend, ließ nun dem David seine Rüstung anlegen, Helm und Panzer, gab ihm sein Schwert und gürtete es um die Hüften des Jünglings; der aber konnte in dieser Verkleidung kaum einen Schritt gehen, geschweige denn kämpfen, legte darum das ganze Zeug wieder ab, nahm dafür seinen Stock in die Hand und suchte sich fünf glatte Kieselsteine im Bach. Die steckte er in die Hirtentasche, nahm seine Schleuder zur Hand und trat dem Philister entgegen. Der kam immer näher und bedrohlicher an David heran, während sein Schildträger vor ihm her schritt. Sobald der Riese des Knaben ansichtig wurde, donnerte er ihn verächtlich an: "Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stöcken zu mir kommst?" Dann stieß er bei seinen Göttern wilde Flüche gegen David aus, trat auf ihn zu und forderte ihn auf: "Komm her, daß ich dein Fleisch den Vögeln des Himmels und den Tieren des Feldes gebe!" David aber teilte ihm mit, er komme im Namen des Herrn der Heerscharen, des Gottes der Schlachtreihen Israels, die jener verhöhnt habe. Heute werde der Herr ihn, den Riesen, in seine, des Knaben, Hand geben. Und dann erklärte David: "Ich werde dich erschlagen und dir den Kopf abhauen. Ich werde die Leichname des Philisterheeres noch heute den Vögeln des Himmels und den Tieren der Erde preisgeben, damit alle Welt erkennt, daß es in Israel einen Gott gibt." Und so weiter. Er hielt eine ziemlich lange Ansprache, in der er sich immer wieder auf seinen Herrn und Gott berief, und der dürfte inzwischen in seinen himmlischen Wolkenkissen, in denen er seit langem ruhig geschlummert hatte, hellwach geworden sein und mit funkelnden Augen der Rede des Kleinen zugehört haben.
Als nun der Riese Goliath bedrohlich heranrückte, lief auch David schnell der Schlachtreihe der Philister entgegen, griff in seine Hirtentasche, nahm einen Stein heraus, schleuderte ihn und traf den Philister genau auf die Stirn. Durch die Wucht der

Schleuder drang der Stein in den Schädel ein, so daß der Riese vornüber zu Boden stürzte. Mit anderen Worten, er schlug ihn tot ohne Schwert und Lanze. Dann lief der gewitzte Knabe hin, trat neben den Philister, nahm dessen Schwert, riß es aus der Scheide und tötete ihn vollends, indem er ihm, wie bereits angesagt, den Kopf abhieb. Als die Philister sahen, daß ihr stärkster Mann tot war, ergriffen sie die Flucht. Die Israeliten aber erhoben ein großes Kriegsgeschrei und verfolgten die Feinde bis in ihr Lager, das sie plünderten. David aber brachte den Kopf des Goliath nach Jerusalem, während er dessen Waffen als Souvenirs in sein Zelt legte. So jedenfalls wird es in der Schrift versichert, obwohl damals Jerusalem noch nicht zum jüdischen Territorium gehörte.

Als nun die Frauen singend und Reigen tanzend mit Pauken, Jubelsang und Zimbeln den Sieg feierten und den feinen Unterschied in ihre Gesänge legten: "Saul hat Tausend erschlagen, David aber Zehntausend," wurde der alte Saul mißgünstig gegen David und betrachtete ihn von da an nur noch mit Argwohn. Am Tag danach kam wieder ein böser Geist Gottes über den Saul, der schlimmer gewesen sein muß als der vorige; denn Saul raste vor Wut in seinem Palaste. David aber spielte daraufhin die Harfe, um den Tobenden aufzumuntern. Da schleuderte Saul einen Speer gegen den jungen Mann und dachte ihn damit an die Wand zu spießen, aber David wich dem Wurf zweimal geschickt aus. Saul erkannte daraufhin, daß der Herr mit David war und begann, sich vor dem Jüngling zu fürchten. Er entfernte ihn aus dem Palast und stellte ihn an die Spitze von tausend Mann, und bei allen Unternehmungen hatte David Erfolg, weil der Herr mit ihm war. Das Volk liebte den jungen erfolgreichen Mann, und Saul sann auf Mittel, sich seiner zu entledigen.

Wir sehen, Krieg, Kampf, Tod, Mord, Blutvergießen sind fast das einzige Thema der uns überlieferten, von Gott gelenkten Geschichte seines in die ursprüngliche Heimat zurückgekehrten auserwählten Volkes. Wozu wurde es auserwählt? Zum Völkermord, zum Vernichten der eigenen gegen Gott unbotmäßigen Landsleute, zum Schlachten von Vieh zwecks Darbringung von Brandopfern für den höchsten Herrn. Sind das die kulturellen und geistigen Leistungen des angeblich so hoch über allen ande-

ren Völkern stehenden auserlesenen Volkes, dessen Religion grundlegend und wegweisend geworden ist für die spätere gesamte abendländische Kultur? Kein Wunder, daß bis auf diesen Tag Krieg und Unfrieden unter allen Völkern, die ihr Selbstverständnis aus dieser grausamen Tradition per Religionsunterweisung und Religionsphilosophie herleiten, zum ständigen lebenvernichtenden Usus geworden sind. Nicht Lust am Leben, sondern Lust am Töten, Lust an Entbehrung, Entsagung und Gehorsam, das sind die bewußt und unbewußt überlieferten Maximen desjenigen Teiles der Menschheit, die sich die jüdisch-christlich-abendländische nennt und so hoch erhaben dünkt über alle anderen Völker und Rassen der Erde.

Kehren wir in die alten Zeiten zurück. David mußte schließlich vor den Nachstellungen Sauls, dessen Schwiegersohn er inzwischen geworden war, vom Königshof mitsamt seiner Familie fliehen. Von Jonathas hatte er die Mordpläne des Königs erfahren, und nun wanderte er unbehaust, unstet und unter ständiger Gefahr im Lande umher. Jahwe scheint sich in dieser Zeit nicht um ihn gekümmert zu haben, er ließ ihn hängen. David sammelte etwa vierhundert Unzufriedene, Verschuldete, aus der Gesellschaft Ausgestoßene um sich und wurde ihr Bandenführer. Die Verfolgungen durch Saul hörten nicht auf. Während dieser Zeit starb Samuel.

Die bewegten und dramatischen Ereignisse gegenseitiger Verfolgung zwischen Saul und David seien hier überschlagen. Jahwe jedenfalls schien sich in dieses unausgesetzte Hin und Her nicht mehr einmischen zu wollen; und schließlich mußte David, um den eigenen Leuten zu entgehen, zu den Philistern, also zu den Feinden, fliehen. Dort erwartete man von ihm, daß er mit den Philistern gegen sein eigenes Volk ziehe; jedoch dispensierte man ihn schließlich von seiner Wehrpflicht. Dafür zog er mit den Philistern gegen die Amalekiter, die die Philisterstadt geplündert und niedergebrannt hatten, und besiegte sie vollständig. Von der Beute gab er den judäischen Städten im Südland und verpflichtete sich so seine Einwohner gegen Saul.

Die Philister griffen Saul wieder an, der darob in großen Schrekken verfiel und den Herrn Jahwe um Rat fragte. Der aber gab ihm keine Antwort, weder durch Träume noch durch das Ora-

kel Urim, noch durch die Propheten. Saul erschien dem höchsten Herrn nicht mehr angemessen als Verhandlungs- und Gesprächspartner. Da befragte Saul ein Weib, das die Toten zu beschwören verstand; er suchte die Frau inkognito auf und ließ sich von ihr den alten Samuel aus dem Totenreich heraufholen, der sich über diese Ruhestörung beklagte und dann die unwillige Mitteilung machte, der Herr werde ihm, Saul, das Königtum entreißen und seinem Nebenbuhler geben, weil Saul nicht auf den Herrn gehört und dessen grimmigen Zorn an Amalek nicht vollstreckt habe. Darum werde auch Israel in die Hand der Philister gegeben werden. Es war also immer noch die alte Untat Sauls, die den Herrn grollen ließ, nämlich die Verschonung der Feinde, die auftragsgemäß auszurotten gewesen wären. Nach Beendigung der schlimmen Voraussage des Samuel fiel Saul plötzlich seiner ganzen Länge nach auf den Boden, und zwar aus Furcht und Schrecken. Im übrigen hatte er auch ohnehin keine Kraft mehr, da er den ganzen Tag und die ganze Nacht keine Nahrung zu sich genommen hatte. Es ist eben ein Unterschied, ob man das von anderen verlangt oder es selbst durchhalten muß! Dennoch weigerte sich Saul, ein Stück Brot von der Totenbeschwörerin anzunehmen; er könne nichts mehr essen. Schließlich stimmte er zu, daß ihm ein Mastkalb geschlachtet werde, ließ es sich schmecken und eilte dann noch in der Nacht von hinnen.

Mittlerweile lagen die Männer Israels, von den Philistern erschlagen, auf dem Gebirge Gelboe. Dann wurden Sauls Söhne erschlagen. Saul kämpfte schwer, wurde aber von Bogenschützen getroffen und schwer verwundet. Da sein Waffenträger die Ausführung des von Saul selbst gegebenen Befehls, ihn mit dem Schwert zu durchbohren, ablehnte, nahm Saul selbst das Schwert und stürzte sich hinein. Darauf brachte sich auch der Waffenträger auf die gleiche Weise um. Die Philister ließen nicht lange auf sich warten; sie plünderten, hieben Saul den Kopf ab und nahmen dem Enthaupteten die Rüstung weg. Diese kam in den Tempel der Astarte, Sauls Leichnam wurde an der Mauer von Bethsan aufgehängt.

Und wo war Gott, der Herr, der gute liebe Gott? Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der das von ihm auserwählte Volk

in das von Milch und Honig fließende verheißene Land zurückgeführt hatte? Ein einziges Fiasko hatte er wieder einmal angerichtet, der selbstgerechte, eitle, grausam unnachsichtige Gott.

Samuel II.

Mordgeschichten

Ein Mann in zerrissenen Kleidern und mit staubbedecktem Haupt überbrachte David die Nachricht von Sauls Tod und dem Sieg der Philister über die Israeliten. Dabei trug er eine andere Version vor, als wir sie kennen und behauptete, er selber habe Saul auf dessen Wunsch getötet. David befahl nach dieser Mitteilung seinen Kriegern, den Mann auf der Stelle niederzumachen; so erhielt er den Todesstoß, da er den Gesalbten des Herrn umgebracht hatte. Das hatte er zwar nicht getan, sondern wollte sich nur dieser Großtat rühmen, für die er sich einen besonderen Lohn versprach; aber Gottes Gesalbte machen kein langes Federlesen und sind, wenn es ihnen gut dünkt, rasch mit dem Standgericht zur Hand. David stimmte nach Erledigung des Boten ein vielstrophiges Klagelied über Saul und Jonathas an, das wörtlich aufgezeichnet und überliefert wurde. Gegen Schluß enthält es eine entschiedene Liebeserklärung an Jonathas mit den Worten: "Höher als Minne um Frauen galt deine Liebe mir." Und das will schon etwas heißen bei einem Mann wie David, der die Frauen sehr wohl beachtete, wenn auch, wie alle Gottesknechte, traditionsgemäß gleichzeitig verachtete.
David, der sich fragend an den Herrn wandte, was er zu tun habe, erhielt von diesem die Anweisung, nach Hebron zu gehen. Dort wurde er von den Judäern zum König gesalbt. Nun begannen die Kämpfe im Bundesvolk erst recht; denn alle übrigen Stämme hatten Sauls Sohn Isboseth zum König ausersehen. Kämpfe im Innern, Kämpfe nach außen, das ist der Spielplan des großen Welttheaters, das der Allerhöchste in seinem unerforschlichen Ratschluß Tag für Tag und Jahr für Jahr veranstaltet. Die langen Geschichten von Verrat und Mord, von dem Gemetzel der Auserwählten untereinander, seien hier überschlagen. Sie sind so unerquicklich wie die ganze Kampf- und Blutgeschichte des Gottesvolkes. Schließlich jedenfalls, als dem Herrn genug Blut geflossen war, wählten alle israelitischen Stämme den David zum König und salbten ihn abermals. David war da-

mals dreißig Jahre alt. In Hebron hatte er sieben Jahre und sechs Monate regiert, in Jerusalem herrschte er dreiunddreißig Jahre über ganz Israel und Juda.
Endlich begann eine relativ glanzvolle Zeit, in der David, wie auch späterhin, als das Ideal eines Königs galt, ja, man glaubte, sein Königtum werde sich in der Herrschaft des verheißenen Messias erfüllen und vollenden, zumal die göttliche Heilsverspechung nun auf sein Haus übergegangen war. Jerusalem wurde Hauptstadt und Mittelpunkt des neuen Reiches, allerdings erst nach erneuten Kämpfen gegen die landeingesessenen Jebusiter. David eroberte ihre Burg Sion, die er alsdann Davidsstadt nannte. Nun begann er, prächtige Bauten aufzuführen, so auch einen Königspalast, zu dessen Errichtung vor allem das Holz der Zeder verwendet wurde. Wieder rückten die neidischen Philister heran, aber David machte sie auf Gottes Geheiß nieder. Das Ausrotten der Menschen ging unaufhaltsam weiter, aber Gottes Vorsehung sorgte für Nachwuchs. Die Menschen produzierten ihm für seine Kriegsspiele immer neues Schlachtenfutter.
Schließlich wurde auch die Bundeslade in Richtung Jerusalem gebracht, und zwar in einem feierlichen Zuge, wobei die Israeliten vor Eifer und Begeisterung unter Liedergesang in Begleitung von Zithern, Harfen, Pauken, Schellen und Zimbeln, David mitten unter ihnen, vor der Lade hertanzten. Plötzlich drohten die Rinder, die den ladebeladenen Wagen zogen, zu Fall zu kommen, so daß der sorgliche Oza nach ihr griff und sie festhielt, damit sie nicht zu Schaden kommen sollte. Das hätte er besser nicht getan; denn sogleich entbrannte der Zorn des Herrn gegen Oza, und Gott schlug ihn daselbst wegen seines Frevels! Er starb auf der Stelle. Wie konnte auch ein Unwürdiger sich unterstehen, die gefährliche heilige Lade anzutasten. Nach dem Gesetz war es nur Priestern erlaubt, sie zu berühren, und sie durfte auch nicht auf einem Wagen gefahren, sondern lediglich getragen werden! Hier mußte Gott somit ein Exempel statuieren um seiner eigenen höheren Ehre willen!
Über diesen Vorfall war dennoch der folgsame David betrübt, allerdings auch so erschrocken, daß er es nicht wagte, den Transport der Lade fortzusetzen; sie wurde daher zunächst im Hause eines gewissen Herrn Obededom in Geth untergestellt, wo sie

drei Monate verblieb. Der Herr aber segnete in dieser Zeit den Obededom und sein ganzes Haus.
Schließlich holte David, der von diesem Segen erfahren hatte, die Lade in die Davidsstadt, und zwar ohne Rindergespann. Als die Träger sechs Schritte gemacht hatten, opferte David vorsichtshalber zunächst Rinder und Mastkälber, ehe er sie weiterziehen ließ. Mit gefülltem Magen oder doch opferbrandgeruchgeschwellter Nase schien ihm der unberechenbare Wolkengott besser gelaunt und dem gefährlichen Unternehmen günstiger gestimmt zu sein. Als es dann weiterging, tanzte David wieder eifrig vor der Lade her. Während er so im Festzuge tanzend und hüpfend in die Stadt einzog, wie heute kaum die Narren am Rosenmontag in ihren Aufzügen zu tun pflegen, erblickte seine Frau Michol, die Tochter Sauls, die lustigen Sprünge und Hüpfer ihres Gemahls. Sie fand dieses Gebaren höchst lächerlich und verachtete den anscheinend närrischen König in ihrem Herzen. Die Lade wurde in das von David für sie errichtete Zelt gebracht, wieder gab es Brand- und Friedopfer, David segnete das Volk im Namen des Herrn der Heerscharen und ließ unter die Leute zur Feier des Tages Brotkuchen, Fleisch und Traubenkuchen verteilen. Schließlich gingen alle gesättigt und zufrieden nach Hause.
Als David heim kam, empfing ihn seine Frau Michol mit Spott, weil er sich vor den Augen der Mägde seiner Knechte blamiert und wie das Gesindel aufgeführt habe. David aber bekannte sich zu seinen Freudensprüngen, die er dem Herrn zu Ehren vollführt habe, wobei es ihm gleichgültig sei, ob er sich dadurch in den Augen des Volkes verdemütigt habe. Er fand jedenfalls nichts Unrühmliches dabei, und der Tanz hatte ihm offensichtlich auch Spaß gemacht. Ebenfalls Jahwe wird sich an dem kuriosen Anblick des hüpfenden Königs ergötzt haben, denn so etwas war ihm bislang noch nicht geboten worden von seinen Auserwählten. Damit schien der Fall erledigt. Allerdings bekam Michol bis zu ihrem Tode kein Kind, und das bedeutete, wie wir wissen, in Israel eine Schande und galt als Strafe Gottes. Diese hatte sie nun als Folge für ihren unbedachten Spott auf sich zu nehmen. Die Theologen kommentierten später sehr richtig: So

traf sie die tiefste Demütigung, die eine israelitische Frau treffen konnte!
David verfiel auf den vermeintlich gottwohlgefälligen Gedanken, auch der Bundeslade einen Palast zu bauen, wie er selbst einen bewohnte, und zwar zur höheren Ehre seines Gottes und Herrn. Der aber ließ ihm durch einen gewissen Nathan ausrichten, daß er seit den Tagen des Auszugs aus Ägypten mit seiner Lade in einem Zelt gewohnt und niemals nach einem Palast verlangt habe. Er ordnete jedoch an, David solle den Palastbau für die Lade seinem leiblichen Sohn überlassen, den Gott zum König erwählen werde. Der Palast werde aber erst nach Davids Tod gebaut. Wie ehedem bei Kain, so wurde auch hier die gute Meinung verschmäht und zurückgewiesen. David allerdings murrte nicht. Darum verhieß ihm Gott, sein Königtum solle auf ewig Bestand haben, und sein Thron werde feststehen für immer. Diese Art Großsprechereien sind nichts Neues in der Heilsgeschichte. Die Theologen haben sie auf Christus und die römische Kirche bezogen und halten damit an der Wahrheit jener Verheißung bis heute fest.
David dankt dem Herrn mit einem langen wortreichen Gebet, in dem er sich unterwirft und selbst erniedrigt, den Herrn aber hochpreist über alle Maßen. Er weiß den rechten Ton zu finden gegenüber dem alten Wolkenpolterer und ihn sich günstig zu stimmen.
David gelang es denn auch, die Vorherrschaft der Philister vollständig zu brechen, sich die Moabiter und Syrer tributpflichtig zu machen und die Edomiter und Ammoniter zu unterwerfen. Während des Ammoniterkrieges leistete sich David eine schändliche Gemeinheit. Er hatte Gefallen an einer Frau namens Bethsabee gefunden, als er sie vom Dach seines Palastes aus beim Baden belauert hatte. Der König David betätigte sich als genüßlicher Voyeur; aber damit nicht genug! Diese Frau war nämlich ausnehmend schön und entfachte sein Verlangen. Er zog Erkundigungen über sie ein, erfuhr, daß sie die Frau des Offiziers Urias war, befahl sie sogleich zu sich und wohnte ihr bei. Als sie sich nach dieser Kopulation von ihrer Unreinheit gereinigt hatte, kehrte sie in ihr Haus zurück, und was das Unglück – oder Gottes Vorsehung? – wollte, sie war schwanger ge-

worden. Das teilte sie dem König mit, der ihren Mann zunächst zu sich einlud, dann aber im Krieg an die gefährlichste Stelle im Kampfe beorderte, so daß er sein Leben einbüßte. Gemäß dem Befehl des Königs war er im Kampfgetümmel allein gelassen und von den Feinden deshalb überwunden worden. Bethsabee trauerte um ihren Mann, aber als die Trauerzeit vorüber war, ließ David sie in seinen Palast holen. Sie wurde seine Frau und gebar ihm einen Sohn. Aber dem Herrn mißfiel der Vorfall; darum schickte er abermals den Nathan zum König und ließ ihm ein Gleichnis vortragen von zwei Männern, einem reichen und einem armen, worin der Reiche, Besitzer großer Herden, dem Armen sein einziges Lämmchen weggenommen und geschlachtet haben sollte. David erzürnte sich über die schändliche Tat und stieß den Fluch aus: "So wahr der Herr lebt, der Mann, der das getan hat, ist ein Kind des Todes!" Das Lamm aber solle er dem armen Mann vierfach ersetzen. Nathan erwiderte gelassen: "Dieser Mann bist du!" Und nun folgt eine ausführliche Verkündigung und Strafandrohung im Namen Jahwes, die darin gipfelt, daß das Schwert von nun an niemals mehr von Davids Hause weichen solle. Die Drohung, daß durch sein eigenes Haus Unheil über den König kommen werde, solle vor den Augen von ganz Israel am hellen Tage ausgeführt werden.

David gestand reumütig seine Sünde ein; und sie wurde ihm vergeben. Er selber jedenfalls solle wegen dieser Sache nicht sterben, so ordnete Gott an. Aber der Sohn, der ihm aus dieser Sünde geboren werde, der solle statt seiner sterben! Und der Herr schlug das Kind, das die Frau des Urias dem David geboren hatte, mit Krankheit. Die Todesstrafe, die David eigentlich laut Gesetz für seinen Ehebruch hätte treffen müssen, wird aufgehoben, dafür aber wird das unschuldige Kind mit Krankheit zu Tode gequält, und die Frau, die eben noch den grausamen Verlust ihres Mannes zu beklagen hatte, muß nun ihr Kind leiden und sterben sehen. Welch ein weiser und gütiger Gott ist doch dieser Willkürherrscher Jahwe!

Obwohl David den Versuch machte, die Strafe abzuwenden, indem er fastete und ein hartes Lager auf dem Boden bezog, starb das Kind nach sieben Tagen. Sogleich ließ David nun sein vergebliches Fasten und Kasteien bleiben, legte die königlichen

Kleider wieder an und begab sich in das Haus des Herrn, um ihn anzubeten. Als er zurückkam, befragte man ihn wegen seines sonderbaren Verhaltens, und unverblümt antwortete er: "Was soll ich jetzt noch fasten? Kann ich es wieder zurückbringen?" Recht hatte er damit freilich.
Nun tröstete er seine Frau, und zwar so gut und nachhaltig, daß sie ihm einen zweiten Sohn gebar, den er Salomo nannte, und diesen gewann sogar der Herr lieb. Die dumme Sache mit Urias war vergessen und vergeben. Etwas ungewöhnlich eigentlich für den eifernden und sonst bis ins dritte und vierte Glied rachsüchtigen Gott. Aber er gewährt eben auch Ausnahmen, wenn es ihm in den Kopf kommt.
Im Hause Davids ging es indessen bunt zu. Der älteste Sohn Amnon entehrte seine jungfräuliche Halbschwester Thamar. Der Palast hat offenbar von Frauen und Kindern gewimmelt. Absalom, der Vollbruder Thamars, rächte die Untat, indem er Amnon ermorden ließ. Daraufhin mußte Absalom fliehen. Später, nach Aussöhnung mit dem Vater, erstrebte er den Königsthron und kam dadurch mit den Plänen Gottes ins Gehege. Immerhin erfüllten sich dessen Prophezeiungen, daß das Schwert nicht von Davids Haus weichen werde. Absalom galt übrigens als der weitaus schönste Mann in ganz Israel, von der Fußsohle bis zum Scheitel gab es keinen Makel an ihm. Er bestrickte aber die Herzen der Israeliten nicht nur mit seiner Schönheit, sondern auch mit großen Versprechungen: er würde ihnen Recht verschaffen in allen ihren Angelegenheiten, wie sie es beim König vergeblich suchten. Jedenfalls zettelte er eine Verschwörung gegen seinen Vater, den König David, an, wobei er sich auf ein dem Herrn gegebenes Gelübde berief. Es kam schließlich so weit, daß David aus Jerusalem fliehen mußte, ohne daß sich Gottvater helfend in die Sache einmischte. David hatte die heilige Lade mitgenommen, ließ sie aber im Vertrauen auf Jahwe wieder in die Stadt zurückbringen; im übrigen erklärte er, sich ganz dem Willen des Allerhöchsten fügen zu wollen, und wartete mit Gottvertrauen den weiteren Lauf der Dinge ab. Freilich stieg er mit Weinen und Wehklagen auf den Ölberg, und alles Volk weinte mit ihm. Der tapfere Goliathbesieger war nicht wiederzuerkennen; er bestand nur noch aus

Zweifeln, Ängsten und Wehklagen. Nun kam auch noch ein Mensch aus der Verwandtschaft des Saul, stieß gegen den König gräßliche Flüche aus und warf mit Steinen nach ihm und seinen Dienern. Er nannte den friedlichen David "Blutmensch, Nichtswürdiger" und kündigte ihm mit solchen Schimpfreden an, das Blut des Hauses Saul werde über ihn kommen.
Alles in allem jedenfalls wieder einmal eine gräßliche Geschichte, die der Allerhöchste im Land seiner großartigen Verheißung angezettelt hatte. Der fluchende Saulsanhänger kündigte die Herrschaft des Absalom an und fluchte dem David ins Gesicht: "Du bist nun ins Unglück geraten, weil du ein Blutmensch bist." Andere, zum Beispiel Saul selber, waren früher ins Unglück geraten, weil sie zu wenig Blutmensch gewesen waren und nicht restlos alle Feinde niedergemetzelt hatten.
Die Heilige Schrift berichtet dann weiter, ein gewisser Abisai habe nun zum König gesagt: "Warum darf dieser tote Hund meinem Herrn und König fluchen? Laß mich hin und ihm den Kopf abschlagen!" Das wäre doch endlich einmal wieder eine gottesfürchtige Tat gewesen! Nur, David, gottergeben, sah die Sache anders an und vertrat die Auffassung, der Herr selber habe jenem fluchenden toten Hund seine Schmähreden eingeflüstert, und darum sei dieses vermeintliche Schandmaul keine Rechenschaft schuldig, sondern rede heilige Worte. David entschied also: "Laßt ihn fluchen; denn der Herr hat es ihm eingegeben." Damit wollte sich David bescheidentlich zurückziehen, aber jener Fanatiker, der auf den Namen Semei hörte, ging am Abhang des Berges neben ihm her, fluchte immerfort weiter, bewarf David mit Steinen und überschüttete ihn mit Staub, bis dieser völlig ermattet sein Ziel erreichte und sich ein wenig erholen konnte. Als er wieder bei Kräften war, begann er ein neues Ränkespiel, schickte einen klugen Freund nach Jerusalem, der den Absalom durch schlaue Reden von seiner Verfolgung abzuhalten wußte, und bereitete dann den Kampf gegen Absalom vor. Dieser hatte sich inzwischen angeblich vor den Augen von ganz Israel der Nebenfrauen, der Kebsweiber, des David bemächtigt und jenes Zepter, das er von Geburt an mit sich trug, in ihre Vagina gestoßen und sich damit als Herrscher vor allem Volke zu erkennen gegeben und bestätigen lassen.

Es folgen lange verworrene Geschichten, die wir überschlagen. Schließlich rückte David mit seinem Kriegsvolk gegen Absaloms Israeliten vor, schlug sie im Walde Ephraim, wobei zwanzigtausend Mann ihr Leben lassen mußten, befahl jedoch, den Absalom zu schonen. Die Urheber der Kriege pflegten schon damals einander zu schonen, das geringe Volk aber mußte massenweise über die Klinge springen. Absalom, der auf einem Maultier in die Schlacht geritten war, blieb jedoch mit dem Kopfhaar an einer Eiche hängen und schwebte, wie berichtet wird, zwischen Himmel und Erde; denn sein Maultier war achtlos weitergetrabt. Ein gewisser Joab nahm, als er ihn hängen sah, ohne Rücksicht auf den königlichen Befehl, drei Speere zur Hand und stieß sie Absalom in die Brust. Aber der hing immer noch lebend in der Eiche, wurde dann aber von zehn Knappen, den Waffenträgern des Joab, totgeschlagen. Daraufhin ließ Joab in die Posaune stoßen, und Davids Leute gaben die weitere Verfolgung der Israeliten auf. Absaloms Leiche wurde in eine Grube geworfen, und man türmte einen mächtigen Steinhaufen über ihn.

Die Nachricht vom Sieg erreichte den Vater David zugleich mit der vom Tode seines Sohnes Absalom; über den Sieg freute er sich wenig, den Tod des Sohnes betrauerte er heftig. Diese Trauer hätte ihm das Volk beinahe übel genommen und wäre fast von ihm abtrünnig geworden. David heuchelte daher auf Anraten des Joab vor dem Volke Siegesfreude, und bald war das Volk besänftigt und alles wieder in Ordnung. Auch dem fluchenden Semei verzieh der großmütige David. Ein weiterer Aufstand folgte, der jedoch mit Hilfe des Joab ebenfalls niedergeschlagen werden konnte. Im wesentlichen trat nun Frieden ein, nachdem mit Billigung Davids noch zwei Söhne und fünf Enkel Sauls auf einem Berge gehenkt worden waren. Die Leichen blieben unbestattet, was als größte Schande für einen Toten galt. Schließlich ließ David sie aber doch noch zusammen mit den Gebeinen Sauls und Jonathas bestatten; denn die Mutter der Gehenkten hatte Tücher über die Leichen gelegt, um sie vor den gefräßigen Vögeln zu schützen. Das hatte David beeindruckt und besänftigt.

Die von Jahwe gelenkte Geschichte des auserwählten Volkes ist, wie wir leider feststellen müssen, eine eigentlich nekrophile Geschichte; der Herr erweist sich nicht als der Gott des Lebens, sondern als der Gott der Vernichtung und des Todes, und nicht anders ist denn auch, wie wir wissen, die weitere Geschichte der Juden und der aus ihrer Religion hervorgegangenen Christen verlaufen. Die vom israelitischen und christlichen Gott geführte Historie ist eine einzige Mordgeschichte, und sie ist es geblieben.

Der König David war übrigens, wie schon seine von Gesängen begleitete tänzerische Aufführung vor der Bundeslade gezeigt hatte, im Grunde weniger ein kriegerischer als vielmehr ein musischer Mensch. Mehr noch als die Kriege und Siege selber machten ihm seine Dank- und Triumphlieder Freude, von denen uns viele überliefert worden sind. Darin taucht auch eine Gotteserscheinung auf, eine Beschreibung des Allerhöchsten, die David in seiner Euphorie in folgende Worte faßte: "Aus seiner Nase quoll Rauch, fressend Feuer lohte aus seinem Mund, Feuerbrände sprühten von ihm." Da haben wir wieder das schauder- und furchterregende Gottesbild der alten Juden; David rühmt des Herrn scheltenden Groll und seines Zornhauchs Schnauben. Aber auch die eigene Selbstverherrlichung vergißt er in seinem nicht endenwollenden Siegessang nicht und rühmt sich: "Nie tat ich Unrecht gegen meinen Gott ..., ohne Tadel wandelte ich vor ihm."

Die meuchlerische Auslieferung des Urias an den sicheren Tod auf dem Schlachtfeld hatte er inzwischen wohl gänzlich verdrängt. Aber auch von Gottes Treue und Güte wußte David zu singen, daß der Herr nur böse gegen den Bösen sei, was wir allerdings leider besser wissen; denn wir brauchen uns nur an die ungerechtfertigte Zurücksetzung Kains und Esaus zu erinnern und an die maßlosen Leiden der Israeliten in Ägypten. "Über Mauern springe ich mit meinem Gott", sang David, rühmte sich, daß er dem Feind folgen konnte "bis er vernichtet lag. Ich raffte ihn weg, schlug ihn, daß er nimmer aufstand: Unter die Füße sank er mir hin." Und dann wieder an Gott gewendet: "Mit Kraft zum Kriege hast du mich gewappnet. So hab ich vertilgt meine Hasser ... Wie Staub der Erde zerrieb ich sie, zerstieß

sie, zertrat sie wie Gassenkot." Das sind die frommen Gesänge eines frommen Mannes vor seinem heiligen Gott. Wahrlich, eine abscheuliche Religion, die nichts anderes zu bieten weiß, als die Vernichtung all der Menschen, die nicht sind, wie Gott, ihr angeblicher Schöpfer, sie will. "Söhne aus fremdem Land," so singt David weiter, "sind aufs Wort mir gehorsam. Nieder sinken Söhne aus fremdem Land, aus ihren Burgen kommen sie zitternd hervor." Im Siegesjubel besingt er "Gott, der zur Rache mir half." Nach diesen Haßtiraden folgen Davids Weissagungen, die den ewigen Bestand seines Hauses verkünden, was die Christen ihrerseits auf Jesus Christus, den sogenannten Erlöser, seinen späteren Nachkommen, bezogen haben.
Nun hatte sich David, der einst so bescheidene Mann, mit seinen Gesängen schließlich so sehr in Größenwahn hineingesteigert, daß er auf die hybride Idee verfiel, eine Volkszählung zu veranstalten, um die Größe seiner Macht zu dokumentieren. Damit erregte er alsbald das Mißfallen seines Herrn, der schon auffällig lange geschwiegen und sich ruhig verhalten hatte. Nun trat er wieder auf den Plan. David bekannte sogleich, daß er sich mit dieser Volkszählung gegen Gott schwer versündigt habe.
Es fällt uns schwer, seine Gewissensbisse nachzuvollziehen. Sie werden von bestimmter Furcht und unbestimmten Ängsten geleitet gewesen sein. Durch den Propheten Gad ließ ihm Jahwe, da er seine Untat inzwischen wortreich bereut hatte, drei Strafen nennen, von denen er sich eine aussuchen und wählen konnte: eine siebenjährige Hungersnot, eine dreimonatige Flucht vor seinen Feinden oder eine dreitägige Pest. David entschied sich rasch: er wollte lieber in die Hand des Herrn fallen als in die Hände der Menschen und wählte die Pest. Diese wurde daraufhin unverzüglich vom Herrn ins Land gelassen, und es starben an ihr siebzigtausend Mann. Statt der sündhaften Volkszählung gab es die heilige Volksverminderung durch ein furchtbares Massensterben. Gott hatte wieder einmal eingegriffen und alles nach seinem Sinn vollführt.
Nachdem das Unglück geschehen war, gereute den unzurechnungsfähigen Gott diese Pest, die übrigens durch einen Engel angerichtet worden war. Der Teufel brauchte gar nicht erst be-

müht zu werden; auch die Engel Gottes verstehen sich auf die Teufelei.
David betete, als noch die Pest wütete, und errichtete einen Altar, um weiteres Unheil durch Opfer abzuwenden. Als die Brandopfer dem Herrn in die gierigen Nüstern stiegen, erbarmte er sich des Landes und gebot der Seuche Einhalt.
Mit diesem wenig tröstlichen Happy End schließt das zweite heilige Buch Samuel. Der Gott der Vernichtung konnte mit knapper Not besänftigt werden und scheint fürs erste wieder ruhiggestellt worden zu sein.

Könige

Sündhafter Wohlstand

Zwei von Gott berufene, vom Volk gewählte und von den Priestern gesalbte Könige haben wir bereits kennengelernt: Saul und David. Was sich unter ihnen und ihren Nachfolgern politisch und geschichtlich abspielte, wird in den überlieferten heiligen Schriften nicht vollständig und nicht chronologisch berichtet. Nicht Geschichtsschreiber waren damals am Werk, sondern Priester, die das Geschehen im Lande und das Verhalten der Könige ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der sogenannten Bundestreue zum allerhöchsten Regenten jenseits der Wolken beurteilten und darstellten. So müssen wir denn ihren Berichten und Aufzeichnungen folgen, und erfahren dabei, verkürzt wiedergegeben, folgendes:
David hatte, wie wir erfuhren, viele Frauen. Eine von ihnen hieß Haggith, und sie hatte ihm einen gewissen Adonias geboren, einen Sohn von außergewöhnlicher Schönheit, der nach dem Thron strebte und die Nachfolge seines Vaters David antreten wollte. Darauf jedenfalls machte der Prophet Nathan die gute Frau Bethsabee aufmerksam, die Mutter Salomons, und diese teilte es dem König mit. Auch Nathan wurde in der Sache beim König vorstellig, der sich schließlich von den Absichten des Adonias überzeugen ließ und die Anordnung traf, Salomon solle unverzüglich von den Priestern zum König gesalbt werden. Salomon hatte daraufhin das Maultier seines königlichen Vaters zu besteigen, wurde zum Gibon hinabgeleitet, aus dem Ölhorn gesalbt und mit Trompetenstößen und Hochrufen zum König ausgerufen. Die Leute spielten dabei auf den Flöten und jauchzten angeblich so laut, daß die Erde schier barst von ihrem Geschrei.
Adonias, der schon seine eigene Ausrufung zum König gefeiert hatte, geriet nun in große Furcht, umfaßte zitternd und bebend die Hörner des Altares und bat um sein Leben. Salomon sagte ihm Schonung zu, falls er sich wohlverhalte.

Mit David ging es bald zu Ende, und er ermahnte vor seinem Hinscheiden den jungen König Salomon, dem Herrn und Gott in allem zu Willen zu sein und die Gebote und Vorschriften des Allerhöchsten strikt zu befolgen. Diese Mahnung wurde mit dem Auftrag verknüpft, die inzwischen ergrauten Häupter des Feldhauptmanns Joab und des Lästerers Semei mit Blut befleckt zur Unterwelt hinabzusenden. Hierauf entschlief David zu seinen Vätern und wurde in der Davidsstadt begraben. Vierzig Jahre hatte er über Israel geherrscht.

Neue Besen pflegen gut zu kehren, und so ergriff Salomon entschiedene Maßnahmen gegen alle verräterischen Umtriebe. Außer Joab ließ er auch seinen Bruder Adonias hinrichten und schickte den Hohenpriester Abjathar in die Verbannung. Semei wurde zunächst unter Aufsicht gestellt und später hingerichtet, als er sich einmal unerlaubt aus Jerusalem entfernt hatte.

Um das Ansehen seines Reiches auch nach außen zu heben, heiratete Salomon die Tochter des ägyptischen Pharao und gewann damit einen mächtigen Nachbarn zum Freund. Jahwe ist wegen dieser Mischehe wohl nicht um Erlaubnis gefragt worden; es wird aber versichert, Salomon sei ihm und dem Gottesbund von Herzen ungeteilt ergeben gewesen; immerhin brachte er dem Gott der Väter tausend Brandopfer in Gabaon dar, etwa zehn Hekatomben. Wie wird der Herr der himmlischen Heerscharen die Nüstern gebläht und den Geruch des verbrannten Fleisches genießerisch eingesogen haben! Er wurde davon so gnädig gestimmt, daß er dem Salomon bei Nacht erschien und ihm einen Wunsch freigab. Salomon erinnerte den Herrn bei dieser Gelegenheit daran, daß dieser ihn als jungen Menschen zum König eines Volkes bestimmt habe, das so zahlreich sei, daß es in seiner Gesamtmenge nicht gezählt noch geschätzt werden könne. Er bitte daher um ein verständiges Herz, damit er das Volk regieren könne und zwischen Gut und Böse zu unterscheiden wisse. Eine kühne Bitte, wenn man bedenkt, was Gott noch seinen ersten Ebenbildern im Paradies so eindringlich verboten hatte, nämlich vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen! Nun aber gefiel es dem Herrn sehr, daß Salomon solches erbat, was er noch Adam verwehrt und wofür er Eva und das ganze Frauengeschlecht bis hin zum jüngsten Tag bestraft hatte.

Jedenfalls sicherte er dem Salomon auf dessen Bitte hin ein langes Leben in Weisheit zu, ja er wolle ihm ein so weises und verständiges Herz geben, daß desgleichen weder vorher noch nachher je auf Erden existiert habe noch existieren werde. Man fragt sich allerdings, woher Jahwe dieses weise salomonische Herz genommen haben kann, wo er selber doch offensichtlich keineswegs über ein solches verfügte, wie die bisherige von ihm gelenkte blutige Heilsgeschichte immer wieder gezeigt hat. Nun ist allerdings nicht ganz deutlich gesagt, ob die göttlichen Versprechungen sich in einem Traum abspielten oder während einer Erscheinung, die Salomon in wachem Zustand erlebte. Es kann auch dahingestellt bleiben.

Die angeblich von Gott verliehene Weisheit konnte Salomon schon bald als Richter in einer heiklen Angelegenheit kundtun und erwies sich dabei als ein so feiner Psychologe, wie sein Gott es niemals gewesen war. Man kennt den Fall: zwei Frauen stritten um ein Kind, nachdem der einen das ihrige gestorben war. Salomon gebot, den Streit zu schlichten, indem das Kind mit dem Schwert halbiert und jeder Frau die Hälfte zugeteilt werden solle. Diejenige Frau, die daraufhin auf das Kind verzichtete und es lebend der anderen überlassen wollte, erkannte Salomon als die rechte Mutter, die andere aber, die in die Teilung einwilligte, für die Mutter des toten Kindes, die der anderen ihr lebendes Kind nicht gönnen wollte. Die Verzichtende erhielt ihr Kind zurück.

Salomons Weisheit soll größer gewesen sein als die Weisheit aller Söhne des Ostens und als alle Weisheit Ägyptens. Er war weiser als alle Menschen, so wird behauptet, und damit war er sicher auch erheblich weiser als sein Gott, der große Nicht-Psychologe. Da Salomon mit seiner Weisheit nun keineswegs geizte, verfaßte er dreitausend Sprüche und tausend und fünf Lieder, hielt also vieles davon für die Nachwelt fest.

Immerhin erwies sich aber zunächst auch Gott als weise, indem er dem Volk einen so weisen König bescherte; denn nun kehrte endlich der so lange ersehnte Friede im Lande ein. Und das kam auch dem Allerhöchsten unmittelbar zustatten; denn nun ließ Salomon Zedern und Zypressen auf dem Libanon fällen, um dem Herrn einen prächtigen Tempel zu errichten. Beim Tem-

pelbau bediente sich Salomon seines Bundesgenossen Hiram. Dieser König war schon mit David befreundet gewesen.
Der Tempelbau wurde in Angriff genommen im Jahre 480 nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten, im vierten Jahre der Regierung Salomons am Neumondtag des Zio, des zweiten Monats. Daß man es für bedeutsam hielt, den Tag der Mondphase festzuhalten, läßt die Vermutung zu, daß Salomon über astrologische Kenntnisse verfügt haben könnte, die er während seiner Regierungszeit auch in anderer Weise dem Volke zugute kommen ließ. Die Prosperität seiner Regierungszeit kann darauf ebenso als Hinweis dienen. Der Tempel jedenfalls war sechzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch. Die genaue Beschreibung des stattlichen Tempelbaus wollen wir nicht wiederholen; sie ist im Buch der Könige nachzulesen.
In die Bauarbeiten hinein erdröhnte nun plötzlich wieder das drohend-gebietende Polterwort des geehrten Herrn: "Wenn du in meinen Satzungen wandelst, meinen Weisungen nachkommst, alle meine Gebote hältst und deinen Wandel nach ihnen richtest, so will ich an dir meine Verheißung erfüllen, die ich deinem Vater David gegeben habe: Ich werde inmitten der Israeliten wohnen und niemals mein Volk Israel verlassen." – Wie wenig der hohe Herr dies Versprechen später gehalten hat, ist aus dem erschütternden Schicksal des jüdischen Volkes hinreichend bekannt.
So vollendete Salomon den Tempel, in den die Bundeslade überführt wurde. Sie wurde im Allerheiligsten aufbewahrt, das im absoluten Dunkel lag. Der Herr hatte nämlich eigens wissen lassen, er wolle im Dunkel wohnen. Der gesamte Bau soll sieben Jahre in Anspruch genommen haben.
Es folgte die Tempelweihe, zu der Salomon zum Lob und Preis des treuen und gütigen Gottes ein Tempelweihgebet sprach, das von Komplimenten an Seine Majestät übervoll ist. An den Lobpreis Gottes schließt Salomon sieben Bitten: erstens um Schutz für die Unschuld und Bestrafung der Schuld, zweitens um den sicheren Besitz des Verheißungslandes, drittens um Regen und Fruchtbarkeit, viertens um Hilfe in Plagen und Drangsalen, fünftens um Gottes Güte für alle Menschen, sechstens um den Sieg für Gottes Bundesvolk und siebtens um Gottes Erbarmen

für die Zeit der Verbannung. In der letzten Bitte führt der kluge Salomon dem kurzsichtigen Wolkenpolterer vor Augen, daß es keinen Menschen gebe, der nicht sündige, daß aber Seine Hoheit in solchen Fällen doch geruhen möge, die Schuld zu vergeben, wenn sie vom einsichtigen Sünder eingestanden, bekannt und bereut werde.
Im weiteren Festverlauf fehlte selbstverständlich das Schlachtopfer für den Herrn nicht, es bestand diesmal – man stelle sich das vor – in zweiundzwanzigtausend Rindern und hundertzwanzigtausend Schafen. Ein göttlicher Wahnwitz ohnegleichen. Seltsamer Gott, der du aus einem solchen Massengemetzel der angeblich von dir geschaffenen Tiere deinen Genuß ziehst! Der Gott der Vernichtung giert beständig nach neuen Opfern!
Nachdem das Blut verflossen und der Bratenduft verflogen war, erschien Gott dem Salomon zum zweiten Mal und teilte ihm mit, er habe sein Gebet und sein Flehen erhört, den Tempel geweiht und wolle nun, wenn Salomon brav und folgsam bleibe, den Thron dieses Königtums auf immerdar befestigen und dafür Sorge tragen, daß es nie an einem Manne auf dem Throne Israels fehlen werde. Der Verheißung folgten aber sogleich schlimme Drohungen: Für den Fall der Untreue des Bundesvolkes, der Abwendung von Geboten und Satzungen, der Anbetung anderer Götter werde der Herr die Israeliten aus dem Lande, das er ihnen gegeben habe, ausrotten und den Tempel vor seinem Angesichte verwerfen. Dieser Tempel solle dann zu einem Trümmerhaufen werden und alle, die vorübergehen, werden sich entsetzen und zischen. Und wenn dann jemand frage, warum der Herr so Entsetzliches getan habe, so werde geantwortet werden, weil sie ihn verlassen und sich fremden Göttern zugewandt hätten; darum habe der Herr all dieses Unglück über sie verhängt. Aus diesen doch eigentlich überflüssigen Drohungen spürt man deutlich heraus, daß der Allmächtige es schon gar nicht mehr abwarten kann, einen Vorwand zu haben, den prächtigen salomonischen Tempel, der ihm in aufrichtiger Verehrung vom weisen König erbaut worden war, in Stücke zu schlagen und zu zerschmettern. Der manische Choleriker über den Wolken brennt offensichtlich schon vor Ungeduld, sein

permanentes Werk der Zerstörung mit guten Gründen fortsetzen zu können.
Salomon steckte die tobenden Flüche seines höchsten Herrn freundlich in die Tasche und wandte sich neuen Aufgaben zu, zum Beispiel dem Bau weiterer Paläste mit Versammlungshallen, städtischer Befestigungsanlagen und der Errichtung geräumiger Vorratsstädte, um etwaigen Mißernten vorbeugen zu können. Er schien eingesehen zu haben, daß es zu riskant war, sich vertrauensvoll auf die Hilfe und den Schutz des unberechenbaren Herrn dort droben zu verlassen. Bei allen Bauarbeiten bediente sich Salomon übrigens der Fronarbeit der nicht ausgerotteten Reste der kanaanitischen Bevölkerung. Dann gründete er großzügige Handelsunternehmungen, schloß mit dem König Hiram von Tyrus Verträge auf gegenseitige Sachlieferungen und machte ihm eine Geldanleihe. Er baute eine Flotte, die das Rote Meer beherrschte, und das Goldland Ophir in Arabien und sogar die Küste von Tharsis in Spanien ansteuerte. Als erster israelitischer König besaß Salomon ferner Pferde, Wagen und Reiter, so daß der bisherige kümmerliche Ochsen- und Eselsbetrieb durch modernere und schnellere Verkehrsmittel abgelöst werden konnte.
Zum ersten Mal sehen wir, wie sich unter den fördernden Voraussetzungen eines dauerhaften Friedens eine hohe Kultur und Zivilisation entwickelt und dürfen vermuten, daß der alte mißgünstige Jahwe der Entwicklung eines solch sündhaften Wohlstandes mit verbissenen Lippen und schelen Augen ungnädig zugesehen haben wird; denn nichts wurde jetzt mehr zerstört und durcheinandergeworfen, sondern es entstand ein geniales und grandioses Aufbauwerk, das auch außerhalb des eigenen Landes Beachtung und Anerkennung fand.
Auch die Königin von Saba, eines großen Landstrichs in Südarabien, vernahm von Salomons Ruhm und bemühte sich persönlich herüber, um den weisen König mit Rätseln auf die Probe zu stellen. Mit großem Gefolge erschien sie in Jerusalem, und ihre Kamele trugen Spezereien, Gold und Edelsteine in großer Menge herbei. Salomon wußte all ihre Fragen, die sie sich zurechtgelegt hatte, klug zu beantworten, und es gab nichts, was ihm verborgen geblieben wäre; er erwies sich nicht nur als ein

äußerst weiser, sondern auch als ein hochgebildeter Mann. Sie saß an seiner reichgedeckten Tafel und konnte sich von seiner hohen Lebenskultur überzeugen. Da bekannte sie, daß sie der Kunde, die darüber zu ihr gelangt war, nicht hatte glauben wollen und hergekommen war, um sich – in weiblicher Neugier! – selbst zu überzeugen. Nun gestand sie ein, daß ihr nicht einmal die Hälfte der Pracht und Herrlichkeit und Weisheit berichtet worden war, die sie nun vorgefunden habe, und sie ging soweit, sogar den letzten der Diener Salomons zu beneiden, der täglich des Königs Weisheit vernehmen dürfe. Es wird gewiß eine Höflichkeitsfloskel gewesen sein, wenn sie daraufhin auch seinen Gott pries, dessen Liebe zu seinem Volk sie aus der Berufung eines solchen Königs ableitete. Dann beschenkte sie ihn mit großen Reichtümern der eben aufgezählten Art. Salomon ließ aus dem mitgebrachten Sandelholz aus Saba Sitze für den Tempel des Herrn und für den königlichen Palast fertigen, aber auch Zithern und Harfen für die Sänger bei Hofe. Salomon seinerseits schenkte der Königin alles, woran sie Gefallen fand, und was sie sich erbat und noch viel mehr dazu. Wahrlich ein einmaliges historisches Ereignis in der sonst so grauenvollen Geschichte des jüdischen Volkes. Nach Bekundung der Schrift übertraf Salomon damals alle Könige der Erde an Reichtum und Weisheit, und alle Welt begehrte ihn zu sehen, um seine Weisheit zu hören, die ihm angeblich Gott eingegeben hatte.

An dieser letzten Behauptung wagen wir erhebliche Zweifel anzumelden; denn ein auch nur annäherndes Maß an Weisheit haben wir bislang bei Jahwe niemals erlebt. Hätte er wirklich über eine der salomonischen Weisheit adäquate Generosität verfügt, so wäre die Geschichte der von ihm kreierten Menschheit und insbesondere die seines auserwählten Volkes gänzlich anders verlaufen. Wahrscheinlich saß er schon damals, während ihm seine wohldressierten Engelchöre die in Ewigkeit langweilenden Hosiannagesänge in die Ohren bliesen, bebend vor Ungeduld und verhaltender Wut auf seinem himmlischen Thronsessel und wartete heimlich auf den passenden Augenblick, die Blüte der Kultur und feinen Lebensart seines Günstlings in grausamen Rachegelüsten zerschmeißen zu können.

Die göttliche heilige Schrift vermerkt denn auch ausdrücklich, daß dem hohen Herrn die prächtige und luxuriöse Hofhaltung seines höchsten Dieners über die Hutschnur ging. Salomon war allerdings auch nicht zimperlich mit dem Erpressen von Abgaben und Tributleistungen; er verstand es, seine ungeheuren Reichtümer auf solche Weise noch weiter zu vergrößern. Vor allem stach dem asketisch-keuschen Gott eines in die neidischen Augen: die vielen Frauen, die der weise Salomon sich hielt. Er hatte vor allem eine Vorliebe für zahlreiche ausländische Frauen, die er sich neben der Tochter des Pharao leistete: Moabiterinnen, Ammoniterinnen, Edomiterinnen, Sidonierinnen und Hethiterinnen, alles heidnische Weiber, die eigentlich bei ihm nach Gottes Auffassung nichts zu suchen hatten und die Eifersucht des Allerhöchsten auf das heftigste erregen mußten. Salomon besaß allein siebenhundert fürstliche Frauen und dazu noch dreihundert Nebenfrauen. Wie der weise Mann das in Ehren bewältigt hat, wird der Welt ein Rätsel bleiben, solange sie besteht, auch wenn man dem lebensoffenen König ein gehöriges Maß an extranormalen Potenzen zugestehen möchte. Jedenfalls lenkten die Damen den König, als er älter wurde, von seinem einzigartigen Gott ab und empfahlen ihm, sein Herz ihren lebensfroheren Göttern zuzuwenden. So lief der alte weise Mann zum Beispiel angeblich hinter der Astarte her, der Göttin der Sidonier, ebenso hinter dem Götzen Milkom, der als Scheusal der Ammoniter bezeichnet wird, jedoch wohl kaum ein größeres Scheusal gewesen sein kann als der blutgierige Tyrann Jahwe. Betrachtet man die Angelegenheit aber genauer, so stellt man fest, daß Salomon keineswegs fremde Götter verehrte, wie ihm die Schrift vorwirft, sondern lediglich die Toleranz aufbrachte, seinen ausländischen Frauen ihren Gottesdienst zu ermöglichen und das zu achten, was ihrer Überzeugung heilig war. Er war der erste Herrscher, der in seinem Reich jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollte, wie es viel später ein anderer toleranter und weitsichtiger König zur Maxime seiner Herrschaft erhob, nämlich Friedrich II. von Preußen, den die Geschichte mit einigem Recht den Großen nennt.

Salomon also baute für Kamosch, den Gott der Moabiter, ein Höhenheiligtum auf dem Berge, der Jerusalem gegenüber liegt,

ebenso für Milkom. Dasselbe tat er für andere Götter mit Rücksicht auf seine ausländischen Frauen, damit sie ihren Göttern Rauchwerk und Schlachtopfer darbringen konnten. In Salomons Reich war für jede Überzeugung Platz, die Toleranz galt dem König mehr als religiöser Fanatismus und Unfrieden. Jahwe aber, der eifersüchtige, eifernde, kleinliche Gott mit seinen bekannten Minderwertigkeitskomplexen ergrimmte über Salomon und drohte ihm an, er werde ihm das Königtum ganz entreißen und es seinem Knecht geben. Allerdings solle damit noch gewartet werden mit Rücksicht auf den entschlafenen David, dem ja nun einmal so großsprecherische Verheißungen zuteil geworden waren, daß man sie schlecht sogleich wieder für null und nichtig erklären konnte. Erst Salomons Sohn solle daher die Sünden des Vaters büßen und entthront werden. Dem Salomon aber ließ der eifernde Gott nun Widersacher erstehen, und es war vorbei mit Frieden, Prosperität und kultureller Hochblüte. Die Theologen späterer Zeit hatten nichts Besseres zu tun, als Salomons Vielweiberei dafür verantwortlich zu machen. Jedenfalls hatte er nicht getan, was Gott wohlgefällig ist, mit andern Worten: er war nicht intolerant und fanatisch genug gewesen. Daraufhin wußte der vom Allerhöchsten ausgesandte Prophet Ahias einen Beamten Salomons, namens Jeroboam, gegen den König aufzuputschen und ihm zu versprechen, er werde zehn Stämme erhalten, Salomon aber solle nur noch über einen einzigen herrschen, und das auch nur mit Rücksicht auf David. Eine Verfügung, die wieder einmal Aufstand, Zwietracht, Kampf und Not über das Volk brachte! Jeroboam solle, so versprach Gott ihm durch den Mund des Propheten, über alles herrschen, wonach er Verlangen trage, und König über Israel sein. Wenn er dann in allem gehorche, was ihm Jahwe gebiete, auf seinen Wegen wandele und tue, was seiner Majestät wohlgefällig sei, werde er ein festes Haus erhalten und über Israel herrschen. Jeroboam war damals noch ein junger Mann, und es ist nicht zu verwundern, daß er sich gern vom Propheten die Flausen in den Kopf setzen ließ. Jedenfalls kündigte der Gott der Zwietracht und der Rache an, er werde die Nachkommen Davids zu diesem Zwecke züchtigen, wenn auch nicht für alle Zeiten. Vorläufig flüchtete der junge Aufrührer Jeroboam nach

Ägypten zu Sesak, dem dortigen König, und hielt sich bei ihm bis zum Tode Salomons versteckt. Dieser Sesak hatte den Schwiegervater Salomons vom Thron vertrieben und war somit ein Gegner Salomons geworden. Der Vorgang ist typisch für die Ränke der staatsgefährdenden Priesterschaft, für die noch immer der Zweck die Mittel geheiligt hat: man bediente sich des Heidenkönigs, um gegen den eigenen in Ungnade gefallenen König vorgehen zu können. Salomon durfte keine heidnischen Frauen haben, der künftige König jedoch sollte ein Freund des heidnischen Königs werden und sich seines Schutzes bedienen. Das war erlaubt und Gott wohlgefällig!
Salomon herrschte über Israel vierzig Jahre; es waren relativ glückliche Jahre für Israel. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Roboam König.

Spektakuläre Sonderveranstaltungen

Nun war nach Gottes Ratschluß die Glanzzeit des Bundesvolkes unter dem Königtum endgültig dahin. Jahwe und seine Priester wußten das zu zerstören, was der weise und gütige Salomon in vierzig Jahren aufgebaut hatte. Jetzt traten wieder die Propheten auf, die mit zersetzenden Reden und Drohungen die Hochblüte der salomonischen Kultur zugrunderichteten; sie verkündeten Gottes schreckliches Strafgericht für Untreue. Das Reich zerfiel bald in ein nördliches Reich Israel und ein südliches Reich Juda. Sobald Roboam in Sichem zum König erhoben worden war, riefen die Knechte Gottes den geflohenen Jeroboam aus Ägypten zurück, der das Volk gegen Roboam aufbrachte. Roboam hörte nicht auf die alten Männer, die seinem Vater Salomon gedient hatten, sondern ließ sich von seinen Altersgenossen dazu hinreißen, dem aufgebrachten Volk zu drohen: wenn sein Vater sie mit Peitschen gezüchtigt habe, so werde er sie mit Skorpionen zähmen, womit vermutlich eine Art Geißeln gemeint sein sollten, die mit Widerhaken versehen waren. Das Volk wandte sich daraufhin von Roboam ab und lief zu Jeroboam über. Ein gewisser Aduram, Oberaufseher über die Fronarbeiten, wurde zu

Tode gesteinigt, Roboam konnte nur mit knapper Not nach Jerusalem entfliehen. Nun rief man Jeroboam zum König über ganz Israel aus; und alles war nach Gottes Willen verlaufen.
Man sollte meinen, damit wäre die Heilsgeschichte wieder auf die richtigen Gleise gesetzt und eine glückliche Zukunft für Israel und Juda angebahnt gewesen. Wer das aber glauben wollte, der hätte immer noch nicht begriffen, daß der Gott der Juden ein Gott der Rache, der Zwietracht und der blutigen Auseinandersetzungen ist. Zumindest hätte man doch annehmen sollen, Jahwe habe nun den richtigen Mann gefunden, der in seinem Sinne das Land regieren werde. Weit gefehlt! Das nördliche größere Reich Israel wurde von Jeroboam regiert, das südliche kleinere vom König Roboam. In diesem Gebiet aber lag Jerusalem mit seinem Tempel und der darin aufbewahrten Bundeslade, so daß sich Jeroboam insofern in religiöser Abhängigkeit von seinem Rivalen Roboam sah. Um sich und sein Volk davon religiös unabhängig zu machen, ließ Jeroboam an der Süd- und Nordgrenze seines Reiches zwei Heiligtümer errichten, in denen allerdings, man höre und staune, der allmächtige Gott unter dem Bild eines Kalbes oder Stieres verehrt wurde. Das verstieß erstens gegen den gesetzlich verbotenen Bilderdienst und dürfte, sofern es nicht an sich schon Götzendienst war, den höchsten Herrn auf das tiefste gekränkt haben; denn wer läßt sich schon gern als gehörntes Vieh abbilden, besonders dann, wenn er von Haus aus ein Gott ist! Der auserwählte Jeroboam, auf den Gott und sein Prophet Ahias so große Stücke gehalten hatten, erwies sich also auch als ein mißratener Gottesknecht, und so ist die weitere sündenreiche Geschichte vorprogrammiert.
Abgesehen von den goldenen Kälbern, die Jeroboam in Bethel und in Dan aufstellte und als den Gott ausgab, der Israel aus Ägypten geführt habe, ließ er auch beliebige Leute statt der vorgeschriebenen Leviten zum Opferdienst zu und machte sie zu Priestern. Außerdem führte er ein neues Fest ein und bestieg selbst die Kalbsaltäre, um diesen eigenartigen Gottesbildern zu opfern. Unverständlicherweise hielt sich der Allerhöchste damals persönlich aus der Sache heraus, jedenfalls spuckte er nicht wieder Feuer und Schwefel, sondern schickte lediglich einen Gottesmann aus Juda, der allerdings statt seiner den Rachen

aufsperrte zu abermals gräßlichen Drohungen und Flüchen, des Inhalts, daß aus dem Hause Davids ein gewisser Josias entsprießen werde, der die Höhenpriester des Jeroboam hinschlachten und dieses Menschengebein auf dem Altar verbrennen werde. Man sieht, Jahwes blutige Hochkultur stand vor neuer Blüte! Der Gottesmann verkündete außerdem ein Wahrzeichen, das als Garantie für seine Prophezeiung gelten solle: der Altar werde bersten und die auf ihm liegende Fettasche verschütten. – Jeroboam streckte darob erzürnt den Arm vom Altar her aus und gab den Befehl, den Gottesmann zu ergreifen, aber, siehe, der ausgestreckte Arm erstarrte und konnte nicht wieder zurückgezogen werden. In diesem Augenblick barst auch der Altar, und die Fettasche wurde verstreut.
Man muß dem alten Jahwe zugestehen, daß er es in früher Zeit an Einfallsreichtum bezüglich seiner Programmvorführungen niemals fehlen ließ, während wir seither schon fast zweitausend Jahre in Kirchen, Domen und Kapellen immer nur das gleiche Programm vernehmen müssen. Damals gab es noch Abwechslung und spektakuläre Sondervorstellungen an den Altären!
Jeroboam fing nun an zu jammern, zu betteln und zu flehen, der Gottesmann möge seinen Gott wieder gnädig stimmen, was dieser denn auch tat, so daß sich der Starrkrampf löste und Jeroboam seinen Arm wieder in Gebrauch nehmen konnte. Dann wurde der Gotteszauberer königlich eingeladen, mit dem Herrscher zu speisen und von ihm ein Geschenk entgegenzunehmen; dieses Ansinnen wurde aber entschieden abgelehnt, und zwar unter Berufung auf den hohen Wolkengott, der solches strikt untersagt habe. Auf dem Rückweg ließ sich der Prophet jedoch leider von einem andern Propheten bereden, bei diesem einzukehren und zu essen, obwohl ihm eine solche Sünde grundsätzlich nicht gestattet war. Zur Strafe für diese unerlaubten leiblichen Gelüste und ihre Befriedigung wurde er daraufhin von einem Löwen zerrissen. Gott läßt nicht mit sich spaßen. Nach diesem Zwischenfall vergaß Jeroboam die reuige Bekehrung und fuhr mit seinem Kalbsgottesdienst unter Beihilfe der sogenannten Höhenpriester fort. Dafür beschloß Gott nun, wie nicht anders zu erwarten, die gänzliche Vernichtung des Hauses Jeroboam, das vom Erdboden vertilgt werden sollte. Was hatte der

liebe Gott nur für ein Pech mit seinen Adepten, er, der doch ehemals in der Lage war, dem Salomon so große Weisheit zu verleihen! Wenn er es früher konnte, warum tat er es denn jetzt nicht mehr?
Nun folgt abermals eine wunderliche Geschichte, die wir nicht überschlagen wollen. Jeroboams Sohn Abia erkrankte, und der König schickte die Mutter zum alten, inzwischen erblindeten Propheten Ahias, dem er– nächst Gott! – sein Königtum verdankte. Dort sollte die Frau, die sich – um Ahias zu täuschen – verkleiden mußte, in Erfahrung bringen, was aus dem kranken Sohn werde. Inzwischen hatte sich Jahwe, dem in seiner Allwissenheit dieser Mummenschanz nicht entgangen war, zum blinden Ahias geschlichen und ihm in die Ohren geblasen, welche hohe Madame sich ihm soeben nahte. Und dann soufflierte der Schicksalslenker seinem Propheten, welche Auskunft dieser der Dame erteilen solle.
Der Blinde redete die Frau Königin denn auch gleich mit ihrem Namen an und eröffnete ihr mit weitschweifiger Eloquenz unter allerlei Vorwürfen und Vorhaltungen gegen ihren Herrn Gemahl Jeroboam, der Herr werde von Jeroboams Geschlecht alles ausrotten, was männlich sei, Mündige und Unmündige. Der Herrgott werde das Haus Jeroboams wegfegen, wie man Unrat wegfegt, bis nichts mehr von ihm übrig sei. Wer von Jeroboams Geschlecht in der Stadt sterbe, den sollten die Hunde fressen, und wer auf dem Felde sterbe, den sollten die Vögel des Himmels fressen. "Ja, so spricht der Herr!" fügte der blinde Greis bekräftigend hinzu. Jawohl, das ist die Sprache des Gottes Israels, und das sind seine Großtaten. Wieder ein blutiges Fest!
Der Mutter wurde dann noch die Auskunft erteilt, daß ihr Kind sterben werde, sobald ihr Fuß die Stadt betrete. Allerdings wurde diesem Kind laut Prophezeiung wenigstens noch ein Grab gegönnt, weil sich an ihm etwas finde, was dem Gott Israels wohlgefalle. Im übrigen wird noch einmal die Drohung mit Ausrottung wortreich und in schrecklichen Farben wiederholt. Als die unglückliche Frau in ihrer Verzweiflung zurückkam und die Schwelle des Palastes betrat, war ihr Kind schon tot. Bald darauf entschlief auch Jeroboam, nachdem er zweiundzwanzig Jahre regiert hatte, zu seinen Vätern, und sein Sohn Nadab wur-

de König. Ganz so eilig hatte es Jahwe mit seinem Ausrottungsprogramm noch nicht. Vorfreude ist auch eine Freude!
Nun war da aber, nicht zu vergessen, noch der beim Herrn unbeliebte Sohn des Salomon, der über das südliche Reich Juda herrschte, und auf dessen Scheitel schon längst um der Sünden seines Vaters willen der göttliche Fluch lastete. Die göttliche Vernichtungsstrategie konnte somit an ihm und seinem Geschlecht nicht achtlos und schonend vorübergehen. Siebzehn Jahre hatte der allweise Gott den Roboam mittlerweile gewähren und regieren lassen und geduldig zugesehen, daß auch in Juda auf den Höhen unvorschriftsmäßige Heiligtümer, und zwar zu Ehren des Baal, errichtet worden waren, die den Zorn des einzig wahren Gottes immer mehr anschwellen ließen. Mittlerweile hatte der Allmächtige es zugelassen, daß der König Sesak von Ägypten gen Jerusalem zog und dort die Schätze des von Salomon erbauten Tempels raubte, freilich auch die des königlichen Palastes. Alles nahm er weg, der Schlimme, so daß Roboam als Ersatz für die von Salomon stammenden goldenen Tempelschilde eherne Schilde anfertigen ließ, was dem Herrn weniger zur Ehre und zum Ruhm gereichen konnte. Mit dem ehemals prächtigen Tempel wurde es nun ein Behelf. Außerdem herrschte zwischen Jeroboam und Roboam fortwährend Krieg im gelobten Land. Als schließlich Roboam ebenfalls eines natürlichen Todes gestorben war, bestieg sein Sohn Abiam den Thron. Aber der beging nun auch alle Sünden seines Vaters. Jedoch um Davids willen, der nun einmal der besondere Liebling und Hätschelhans Gottes gewesen war, wurde gegen Abiam einige Nachsicht geübt. Der Krieg mit dem nördlichen Reich Israel ging indes weiter. Für Kurzweil des Allmächtigen war immerzu gesorgt!
Schließlich folgte auf dem Throne Judas ein Nachkomme des Abiam namens Asa, der sich brav verhielt und das tat, was dem Herrn wohlgefällig war, wie sein Ahnherr David. Er trieb vor allem, was Gott ihm sehr hoch anrechnete, die Buhlerinnen aus dem Land, entfernte alle Götzenbilder, warf seine eigene verruchte Mutter Maacha vom Thron; denn sie hatte der Aschera ein Götzenbild errichtet; er hieb ihr Schandmal um und verbrannte es. Offenbar ein asketischer Fanatiker, ganz nach der

Mütze des lieben Gottes. Hier schien also alles zunächst wieder in Ordnung, wenn auch die schlimmen Höhenbilder leider Gottes stehenblieben.
Wie aber ging es in Israel, dem Nordreich, weiter? Nadab verhielt sich so gottlos und dem Herrn mißfällig wie sein Vater Jeroboam, so daß sich der Sohn des bewährten Ahias, ein gewisser Baasa, veranlaßt sah, eine Verschwörung gegen ihn anzuzetteln und ihn umzubringen. Statt seiner wurde nun Baasa König; und sobald er das war, rottete er weisungsgemäß das ganze Haus Jeroboams aus und ließ, so bezeugt die heiligste aller Schriften, keine Seele von Jeroboams Geschlecht am Leben, bis alles vertilgt war. So hatte es der Herr vorausgesagt und befohlen, und zwar wegen der Sünden des Jeroboam und wegen seines eigenen Zornes, wie uns versichert wird. Einer der üblichen blutigen Wutanfälle des allgütigen Schöpfers!
Nun erwies sich aber auch Baasa nicht als besser denn Jeroboams Nachkommen, so daß Gott auch ihm, und zwar durch den Propheten Jehu, ein Strafgericht ankündigte. Es entstehen, das kennen wir längst, immer neue Anlässe, die dem großen Menschenvertilger Gelegenheit geben, seine Auserkorenen zu dezimieren oder gänzlich auszurotten.
Jedenfalls wurde auch Baasas gesamtes Haus ausgerottet. Die göttliche Schädlingsbekämpfung wurde erfolgreich fortgesetzt. Die grausamen Einzelheiten, etwa Verbrennungen bei lebendigem Leibe, ersparen wir diesmal dem freundlichen Leser.
Nun wurde Amri König von Israel, baute Samaria zur Hauptstadt seines Landes aus, tat ebenfalls, was dem Herrn mißfiel, ja, trieb es noch ärger als alle seine Vorgänger. Er starb aber wunderbarerweise eines natürlichen Todes und wurde in Samaria bestattet. Gott verzichtete diesmal auf seine Zornausbrüche auf Grund seines unerforschlichen Ratschlusses.
Nunmehr tritt unter dem König Achab, einem Sohn des Amri, der Prophet Elias auf, dessen Namen wir alle kennen. Er gilt den Theologen, die es wissen müssen, als einer der größten und bedeutendsten Wegbereiter auf Gottes Heilswegen.
Hier sei eine kurze Zwischenbemerkung gestattet. In allem, was die Menschen – und Götter! – beteuern, sollte man ihnen mißtrauen. Wer etwa ständig vom Frieden redet, sucht damit in der

Regel von seinen Kriegs-, Eroberungs- und Vernichtungsabsichten abzulenken. Wer ständig die Vokabel Heil im Munde führt, von dem ist vermutlich nichts als Unheil zu erwarten. Der Heilsweg des Alten und Neuen Testaments mit der anschließenden Kirchengeschichte, die sich ebenfalls als Heilsgeschichte verstanden wissen will, hat die breiteste Blutspur der gesamten Weltgeschichte hinter sich hergezogen. Nicht anders war es in jener neueren Zeit, in der ein Mann, der sich zum Führer eines Volkes aufwarf, das Heil mit seinem Namen verband und als verpflichtenden Gruß einführte. Er hat nicht nur sein eigenes Volk, sondern einen ganzen Kontinent in namenloses Unheil gestürzt. Was die Propheten des alten Bundes von jeher an Heil verkündeten, war zumeist Unheil: Strafgerichte, Ausrottung ganzer Familien und Sippen, ganzer Völker, Not und Elend, Trauer und Verzweiflung. Und das alles um des in Aussicht gestellten Erlösers willen? Die Pervertierung der Begriffe und Werte ist von jeher das traurige Vorrecht der Theologen und ihrer Vorläufer, der Propheten, gewesen.

Prophetenkunststücke

Achab, um auf diesen zurückzukommen, trieb es abermals schlimmer als alle Könige vor ihm, er heiratete nicht nur Jezabel, die Tochter des Königs der Sidonier – eine Untat, wie sie dem alten Salomon übrigens noch siebenhundertfach gestattet war – er wandte sich auch dem Dienst des Baal zu, jenem Sturm-und Fruchtbarkeitsgott, der ursprünglich stiergestaltig, später aber aufrecht auf einem Stier stehend, dargestellt wurde. Er galt als Herr des Himmels oder eines Berges, als Großgott, der Leben und Fruchtbarkeit verlieh, und sein Name, der übrigens aus dem Hebräischen stammt, bedeutete nichts anderes als "Herr". Eine unmittelbare Konkurrenz also zum Herrn Jahwe, übrigens ein sehr viel freundlicherer, lebenszugewandterer Gott als der todbringende, menschenmordende, Askese fordernde Jahwe. Kein Wunder also, daß sich die Israeliten immer wieder dem Baal zuwandten und von seiner lebensspendenden Kraft Wachstum und Prosperität erwarteten statt von dem ständig

drohenden, Rechte und Lebensfreuden einschränkenden eifersüchtigen und mißgünstigen Herrgott, der die Frauen, die Liebe und die geschlechtliche Lust verteufelte und das Leben auf Erden durch sein törichtes Eingreifen immer wieder zur Hölle mache.
Lebensfreude und Lebensgenuß im Zeichen des gönnerhaften stiernackigen Baal sollten aber dem König Achab und seinem lockeren Völkchen bald vergällt werden; denn der allmächtige Sündenverfolger schickte einen gewissen Herrn namens Elias zum König und ließ ihm ausrichten, weder Tau noch Regen sollten in den nächsten Jahren fallen, es sei denn, daß er, Elias, es selber gebiete. Nach dieser Drohung begab sich Elias gen Osten und versteckte sich am Bache Korith, der östlich vom Jordan floß. Aus dem Bache sollte der Prophet trinken, und die Raben hatten von Gott den Auftrag erhalten, ihn mit Nahrung zu versorgen. Diese gehorsamen Vögel versorgten denn auch den heiligen Mann am Morgen und am Abend mit Brot und Fleisch, während das tägliche Getränk dem Bach entnommen wurde.
Nun versiegte allerdings nach einiger Zeit auch dieser Bach, da weder Tau noch Regen fielen im gottgesegneten gelobten Land, und so erhielt der Prophet von seinem Gott die Weisung, nach Sarephta zu gehen, einem Ort, der bei Sidon lag, um sich dort bei einer Witwe einzuquartieren und von ihr versorgen zu lassen.
Als ihm die Witwe holzauflesend über den Weg lief, forderte er sie auf, zunächst ihm einen Kuchen zu backen, danach dann erst in zweiter Linie für sich und ihren Sohn zu sorgen. Zugleich versprach er, ihr ein Töpflein-und Krüglein-füll-dich für die Dauer seines Aufenthalts, und tatsächlich ging von nun an das Mehl im Topf nicht zu Ende, und der Ölkrug wurde nicht leer, wie es der Herr dem Elias vorausgesagt hatte. Woher das nötige Wasser geflossen kam, ist nicht berichtet worden.
Trotz der gefüllten Näpfe und Töpfe und Krüge wurde der Sohn der freundlichen Gastgeberin krank und starb, was die Mutter dem Elias recht übel ankreidete; denn sie mußte wohl glauben, daß er ihr mit den obskuren Nahrungsvorräten das Unglück auf den Hals gebracht hatte. Der Prophet nahm aber

den toten Jungen auf den Schoß, dann auf den Arm, trug ihn ins Obergemach auf sein Bett, flehte zu Jahwe und erweckte ihn wieder zum Leben. Die Mutter, der er das Kind lebend zurückbrachte, pries ihn als Gottesmann und war nun bereit, jedes seiner Worte zu glauben.

Das ist der erste absonderliche Fall, daß Gott, der bisher in der Menschheitsgeschichte nur das grausige Handwerk des Tötens ausgeübt hatte, auch einmal umgekehrt verfuhr. Bisher wurden die Leute ins Leben gerufen, um von Gott oder durch ihn und mit ihm und in ihm auf mehr oder weniger blutige Art zum Tode befördert zu werden; diesmal wurde jemand in den Tod geschickt, um zu Gottes Verherrlichung anschließend wieder ins Leben zurückgeholt zu werden. Das ist zur Abwechslung mal etwas anderes. Hoffentlich war das arme Knäbchen nicht nur scheintot, aber das wollen wir zu Gottes Ehre nicht annehmen.

Drei Jahre führte Elias bei der braven Witwe das Leben einer Drohne, während die Hungersnot im Lande immer erdrückender wurde. Gott ließ sein auserwähltes Volk weidlich schmachten und dürsten. Schließlich erhielt Elias von höchster Instanz den Auftrag, wieder vor dem König Achab zu erscheinen, der, wie sich die freundliche Leserin und der freundliche Leser vorstellen können, wenig erfreut war, als er den Unglücksboten wieder zu Gesicht bekam. Elias hielt ihm vor, daß er selber durch seinen Baals-Dienst das Unheil heraufbeschworen habe. Nun wolle er, Elias, aber ein Wunder wirken. Dazu solle ganz Israel auf dem Berge Karmel zusammenkommen, auch die vierhundertundfünfzig Priester des Baal und die vierhundert Propheten der Aschera, der Muttergöttin des Meeres. Als alle diese versammelt waren, ließ Elias eine Art Bußpredigt mit den bei solchen Anlässen üblichen Volksbeschimpfungen vom Stapel, worauf die Menge betroffen und sicherlich auch verstockt schwieg. Nun verlangte Elias zwei Stiere, von denen sich die Baalspriester einen aussuchen konnten, den anderen nahm er. Die Tiere wurden nach Weisung des Propheten zerstückt und auf das Holz der Altäre gelegt, ohne daß man Feuer anlegen durfte. Jeder solle dann den Namen seines Gottes anrufen, und der Gott, der mit Feuer antwortete, solle als der wahre Gott an-

erkannt werden. Das Volk stimmte diesem vermeintlichen Gottesurteil zu.
Nachdem alles hergerichtet war, riefen die Baalspriester vom Morgen bis zum Mittag den Namen ihres verehrten Baal an, aber es regte sich nichts. Es nützte auch nichts, daß sie um den Altar herumtanzten; schließlich begann Elias sie zu verhöhnen: "Ruft recht laut! Er ist ja ein Gott. Vielleicht ist er beschäftigt oder beiseite gegangen oder verreist. Vielleicht schläft er auch und muß erst aufwachen. "Darauf schrien sie wie besessen, verletzten sich ihrer Sitte gemäß mit Schwertern und Lanzen, bis das Blut floß, gerieten schließlich in völlige Raserei, aber Baal erhörte sie nicht.
Als dieses Theater zu Ende war, forderte Elias das Volk auf, an seinen Altar heranzutreten, den er in aller Eile errichtet, und um den er einen Graben gezogen hatte. Dann ließ er vier Krüge, angeblich mit Wasser, über das Brandopfer und über das Holz gießen, und zwar dreimal. Auch der Graben wurde mit Wasser gefüllt. Woher nahm man es nach der dreijährigen Dürre?
Elias stellte sich dann vor den Altar und betete mit lauter Stimme zum Gott Abrahams, Isaaks und Israels; alsbald fiel das Feuer des Herrn herab und verzehrte das Brandopfer und das Holz, sogar die Steine und die Erde, und auch das Wasser im Graben wurde von den Flammen aufgeleckt. Waren des alten Moses geheimnisvolle Feuerwerkskünste auf den Propheten überkommen, hatte die Priester- und Prophetenschaft seit den Tagen der ägyptischen Befreiung durch den bei Hofe hochgebildeten Moses Kenntnisse von geheimen Feuerkünsten gehütet und überliefert, stammte das Wasser des Elias möglicherweise aus einer geheimen Erdölquelle? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, was nun folgte. Als das Volk dem Elias zujubelte, forderte er es auf, die Priester des Baal zu ergreifen und keinen von ihnen entrinnen zu lassen. Elias selber soll sie dann am Bach Kison sämtlich niedergemacht haben. Er vollzog damit an ihnen die im Gesetz auf Götzendienst stehende Todestrafe. Unsere Heilsgeschichte ist wieder auf einem Höhepunkt angelangt: Ermordung, Vernichtung menschlichen Lebens, göttliche Rache, Blutvergießen.
Nach dieser göttlich-prophetischen Großtat begann der Regen in des Elias Ohren zu rauschen, obwohl er noch über dem Mee-

re hing und nicht eher über das Land gezogen kam, bis der Diener des Propheten siebenmal Ausschau gehalten hatte. Dann wurde der Himmel schwarz von Gewitterwolken, und der Regen prasselte herab.
Die heidnische Gemahlin des Achab, Frau Jezabel, der böse Geist des Königs, wie spätere Theologen zu verkünden wußten, nahm diese ganze Geschichte sehr ungnädig auf und drohte dem Elias durch einen Boten, sie werde anderntags mit ihm so verfahren wie er mit ihren Priestern. Elias wurde bange, machte sich eiligst aus dem Staube und brachte sich in Sicherheit. So ganz fest scheint er sich doch nicht auf seinen Herrn und Gott verlassen zu haben! Der Feigling setzte sich in der Wüste unter einen Ginsterstrauch und hatte nur den einen Wunsch, dort seinen Geist aufzugeben. In dieser Hoffnung schlief er ein, wurde aber plötzlich von einem Engel des Herrn wachgestoßen, der ihn aufforderte, aufzustehn und zu essen. Elias erblickte einen gerösteten Brotfladen und einen Krug Wasser, aß und trank und schlief wieder ein. Der Engel weckte ihn abermals, forderte ihn wieder zur Mahlzeit auf und bewirkte dadurch, daß Elias sich erhob und, durch diese Speise gestärkt, vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Gottesberge Horeb wanderte, eine stramme Leistung, wie wir zugeben müssen.
Am Ziele angekommen, verkroch sich der Gottesmann in einer Höhle, bis ihn eines Tages Jahwe höchstpersönlich aufsuchte und die eigenartige Frage stellte: "Was tust du hier, Elias?" Der fromme Höhlenmensch bekannte sich als Eiferer des Herrn, schimpfte über die ungetreuen Israeliten und zeigte sich ängstlich, weil sie ihm nach dem Leben trachteten. Der Herr forderte dann den Furchtsamen auf, sich auf dem Berge vor ihn, den Herrn nämlich, hinzustellen. Da zog der Herr an ihm vorüber. Ein gewaltiger, heftiger Sturmwind, der die Berge zerriß und die Felsen spaltete, fuhr vor dem Herrn her, aber der Herr war nicht in diesem Sturm. Er hätte sich auch die göttlichen Knochen brechen können! Nach dem Sturm kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht in dem Erdbeben. Danach kam ein Feuer, aber der Herr war nicht in diesem Feuer. Wo war er denn? Er war in dem leisen, sanften Säuseln, das hinter dem Feuer herstrich, der göttliche Schalk. Elias, der sich inzwischen in seine Höhle ver-

krochen hatte, verhüllte sein Antlitz mit dem Mantel und kam dann wieder zum Vorschein. Und abermals erging an ihn die dumme Frage des Herrn: "Was tust du hier, Elias?" Dieser schwafelte wieder von seinem Eifer für den Herrn, dem er aber nicht nachgeben könne wegen der bösen Israeliten, die ihm an die Gurgel wollten. Nun erhielt der prophetische Angsthase von seinem hohen Vorgesetzten die Weisung, zur Steppe von Damaskus zurückzukehren und dort einen gewissen Hazael zum König von Aram zu salben. Wieder so ein salbungsvoller Auftrag, von dem man nicht weiß, ob er nicht abermals schiefgeht, wie bisher noch ausnahmslos und regelmäßig! Aber die Salberei sollte diesmal in größerem Stil vorgenommen werden: Jehu sollte zum König über Israel gesalbt werden und Elisäus zum Propheten an Stelle des Elias. Und nun fällt der Herr der Heerscharen wieder in seinen altbekannten Tonfall: "Wer dann dem Schwerte Hazaels entrinnt, den wird Jehu umbringen, und wer dem Schwerte Jehus entrinnt, den wird Elisäus töten." Die Herren werden also zu Massenmördern gesalbt. Der blutgierige Gott hat wieder für ein saftiges Vergnügen gesorgt. Aber in seiner Güte und Gnade und göttlichen Großmut fügt er besänftigend hinzu: "Doch will ich in Israel siebentausend übrig lassen: alle, die ihre Knie vor Baal nicht gebeugt haben, und alle, deren Mund ihn nicht geküßt hat." Nun freilich, es müssen doch Menschen übrig bleiben, auf daß sie sich vermehren und neue Schlachtopfer für spätere Strafgerichte produzieren können!
Die wunderliche Berufung des Elisäus, bei der das Fleisch der Rinder mit dem Rindergeschirr gekocht wurde, überschlagen wir. Gehen wir gleich zu den nächsten Bluttaten über. König Achab hatte von einem gewissen Naboth einen Weinberg kaufen wollen, den dieser ihm verweigerte, weil es sich um das väterliche Erbe handelte. Daraufhin riet Jezabel ihrem Gemahl, den Naboth durch falsche Zeugen zu beschuldigen und dann steinigen zu lassen. Der König befolgte den Rat und setzte sich in den Besitz des Weinberges. Diese Tat nahm aber Gott zum Anlaß noch scheußlicherer Taten: er schickte den Elias zu Achab und ließ ihm sagen, die Hunde sollten auch sein Blut lecken wie sie das des Naboth geleckt hätten. Ferner werde der Herr vom Hause Achab alles ausrotten, was männlich sei, Unmündige wie

Mündige in Israel. Im übrigen sollten die Hunde die Jezabel fressen auf der Flur von Jezrabel. Und dann die übliche Floskel: wer von Achabs Geschlecht in der Stadt sterbe, solle von den Hunden gefressen, wer aber draußen im Freien sterbe, von den Vögeln verzehrt werden. Achab zerriß nach dieser prophetischen Ankündigung seine Kleider, legte ein Bußgewand an, fastete und schlich bekümmert umher. Das machte Eindruck auf den Allerhöchsten, und in der ihm eigenen Logik teilte er dem Elias mit, er werde das verheißene Unglück nicht schon zu Lebzeiten des Achab hereinbrechen lassen, sondern erst unter seinem Sohne. Was aber hatte der damit zu tun?

Achab wurde drei Jahre später in einem Feldzug gegen die Syrer tödlich verwundet; die Hunde leckten nach göttlicher Anweisung sein Blut auf. Sein Sohn Ochozias trat nun die Regierung an und soll nicht besser gewesen sein als sein Vater. Er wandte sich in einer Krankheit an Beelzebub, den Götzen von Akkaron. Elias hatte nun nicht mehr lange zu leben. Eine seiner letzten Wundertaten bestand darin, daß er mit seinem Mantel das Wasser des Jordans teilte und dann das Flußbett trockenen Fußes durchschritt. Am jenseitigen Ufer erbat sich Elisäus, der ihn auf dieser Wanderung begleitet hatte, daß zwei Drittel des Geistes von Elias auf ihn übergehen möchten. Den beiden Herren war offenbar bekannt, was jetzt folgen sollte. Während sie noch sprachen, kam nämlich plötzlich ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, trennte beide voneinander, und Elias fuhr im Sturmwind himmelwärts, offenbar mit nur einem Drittel seines Geistes. Mit den anderen zwei Dritteln und seinen beiden Fäusten riß daraufhin Elisäus seine Kleider entzwei. Das ist eine Szene für fromme Gemüter. Wer etwas damit anzufangen weiß, der möge es tun. Elisäus bedeckte sich mit dem zurückgelassenen Mantel des Elias und durchschritt mit Hilfe dieses prophetischen Kleidungsstücks auf die vorhin beschriebene Weise den Jordan. Nun muß dieser Elisäus wohl eine etwas sonderbare Figur abgegeben haben; denn als er den Weg nach Bethel hinabstieg, kamen kleine übermütige und spottlustige Kinder aus der Stadt gelaufen und machten sich über den Mann lustig, indem sie ihm zuriefen: "Komm herauf, Glatzkopf, komm herauf, Glatzkopf!" Humor und Verständnis für übermütige Rangen

hatte aber der heilige Mann mitnichten, ebensowenig wie sein von Minderwertigkeitskomplexen geplagter göttlicher Herr und Meister. Der gekränkte Prophet wandte sich also um und verfluchte die Kinder im Namen des Herrn. Spornstreichs kamen denn auch auf allerhöchste Veranlassung zwei Bärinnen aus dem Walde und zerrissen vierundzwanzig Kinder. So zeigten sich Jahwes erhabene Erziehungsmaßnahmen dem auserlesenen Volk.

Diesem Wunder des Elisäus folgten weitere. So füllte er einer Frau, die in Schulden geraten war, zahlreiche Ölkrüge mit Öl, so daß sie vom Verkauf leben konnte. Sie war ja auch die Frau eines Prophetenjüngers. Zwei tote Knaben erweckte er zu neuem Leben. Ja, er heilte sogar einen syrischen Heerführer, einen Heiden, woraus die Theologen geschlossen haben, daß Gott sich auch der Heiden erbarme, die er bisher allerdings stets der Vernichtung preisgegeben hatte. Jahwe verherrlichte sich einmal so und einmal anders, ganz wie es ihm in den Sinn kam. Allerdings war es diesmal auf Empfehlung eines gefangengenommenen jungen Mädchens, einer Rechtgläubigen, geschehen. Für die vollführte Heilung wurden dem Elisäus Dankgeschenke angetragen, die er jedoch strikt zurückwies. Aber sein habgieriger Diener Giezi ließ sich heimlich dafür beschenken. Für diesen Eigennutz wurde er vom Propheten mit eben jenem Aussatz geschlagen, von dem der Heerführer durch siebenmaliges Baden im Jordan befreit worden war.

Es folgten weitere wunderliche Aufträge, die Elisäus im Namen des Herrn erfüllte. So wurde zum Beispiel ein gewisser Jehu von einem Prophetenjünger auftragsgemäß zum König über Israel gesalbt, indem jener diesem eine Ölflasche über den Kopf goß und ihn gleichzeitig beauftragte, das Haus Achab, also wieder ungezählte Menschen, auszurotten. Diesmal sollten sie von Hunden gefressen werden, ohne anschließendes Begräbnis. Den auserwählten Hunden ging es damals in Israel besser als dem auserwählten Volk!

Jehu, der Gottgesalbte, erlegte mit einem Pfeil den Joram, einen Sohn Achabs, durch gezielten Schuß zwischen die Schulterblätter, wobei der Pfeil diesem durch das Herz fuhr und er auf sei-

nem Wagen zusammenbrach. Auch Ochozias, der vorige König, wurde niedergeschossen.
Nun war endlich auch die Reihe an der heidnischen Königinmutter Jezabel. Sie wurde auf Befehl des gesalbten Jehu aus dem Fenster gestürzt, so daß ihr Blut an die Mauer spritzte und an die Pferde, die sie anschließend zerstampften. Als man sie später begraben wollte, fand man von ihr nur noch den Schädel, die Füße und die Hände. Ihr Fleisch hatten auf göttlichen Ratschluß die Hunde gefressen. Ihr Leichnam sollte nach eben diesem Ratschluß dem Dünger auf der Flur von Jezrahel gleichen. Nachdem diese Großtat vollbracht war, rottete Jehu die ganze Familie Achabs und Jorams und ihre Anhänger aus. Ebenso ließ er 42 nahe Verwandte des Königs Ochozias umbringen. Außerdem ließ er sämtliche Baalsverehrer töten und den Baalstempel in Samaria niederreißen. Damit war der lebenszugewandte Baalsdienst angeblich aus Israel ausgerottet.
Allerdings hatte Jehu auch eine Vorliebe für die goldenen Kälber, die in Bethel und Dan standen. Zwar hatte der Herr ihm verkünden lassen, daß seine Nachkommen mit Rücksicht auf die gottwohlgefällige Ausrottung der Familie des Achab bis ins vierte Glied auf dem Thron sitzen sollten, aber das tat Jahwe nun auch schon bald wieder leid im Hinblick auf die goldenen Kälber, die Jehu nicht nur unzerstört gelassen, sondern denen er sich auch noch sündhaft zugewandt hatte. Zunächst begnügte sich der ewige Unruhestifter aber damit, erhebliche Gebietsstücke von Israel loszutrennen; das gelobte Land wurde ein gespaltenes Land. Das Land floß allerdings schon lange nicht mehr von Milch und Honig, unter der Geißel des rachsüchtigen Gottes floß es von Blut und Tränen.
Als die Mutter des hingemetzelten Ochozias erfuhr, daß ihr Sohn tot sei, schickte sie sich an, die ganze königliche Familie umzubringen. Da verbarg sich Josaba, eine Schwester Ochozias, mit dessen Sohn, ihrem Neffen Joas und seiner Amme zunächst in einer Bettkammer, dann sechs Jahre lang im Tempel des Herrn, während Athalia über das Land herrschte und ihre Blutgelüste stillte. Später wurde dieser Joas zum König ausgerufen, und wieder zog das Volk aus, um den Baalstempel zu zerstören, dessen Altäre und Götzenbilder vollständig zertrümmert wur-

den, während man den Baalspriester Mathan tötete. Inzwischen war auch Athalia mit dem Schwerte getötet worden.
Joas war sieben Jahre alt, als er den Thron bestieg, und regierte vierzig Jahre in Jerusalem; denn er tat, was dem Herrn gefiel, vor allem steckte er erhebliche Finanzmittel in den Wiederaufbau und die Restauration des Tempels.
Eines Tages muß auch Joas den hohen Herrn dort droben leid geworden sein; denn nach dem Tod des Hohenpriesters Jojada fiel er mit einem Teil des Volkes wieder von dem Gott seiner Väter ab und wandte sich den fröhlichen Götzen zu, und als der Prophet Zacharias, ein Sohn des Jojada, dagegen protestierte, ließ ihn der König kurzerhand zwischen Tempel und Altar steinigen. Sterbend kündete Zacharias Gottes Strafgericht an, das wiederum Hazael, der König von Aran, zu vollziehen hatte. Joas wurde bei einer Palastrevolution ermordet. Der Sohn des Jehu behielt den Stierdienst bei und wurde dafür von Hazael hart bedrängt.
Elisäus, von dem wir lange nichts gehört haben, der jedoch nie aufgehört hatte, für Gottes Rechte und seinen heiligen Bund zu eifern, lag mittlerweile sterbenskrank, und kein feuriger Wagen wollte ihn in den Himmel holen. Er ließ aber noch vor seinem Tode den König einen Pfeil aus dem Fenster nach Osten schießen, ein Symbol für den bevorstehenden Sieg über die Aramäer. Noch andere Mätzchen ließ er ihn vollführen, ehe er starb. Nach seiner Bestattung warf man einen toten moabitischen Mann in sein Grab. Sobald aber der Tote mit den Gebeinen des Elisäus in Berührung kam, wurde er wieder lebendig und stellte sich auf seine Füße. Man sieht, auch nach seinem Tode hatte sich Elisäus den Sinn für das Absonderliche durchaus bewahrt.
Nun waren sie beide nicht mehr da, die großen Propheten, Elias entfleucht und Elisäus entschlafen, aber auch solange sie lebten, war es ihnen nicht gelungen, den religiösen und sittlichen Verfall – im Verständnis des Bundesgottes gesprochen – aufzuhalten. Aber die Folgezeit, die voll mit allen Greueln und Schändlichkeiten war, wieder im Sinne Jahwes gesprochen, gab dem Gott Israels reichlich Gelegenheit, abwechselnd seine erbarmende Langmut und sein unerbittliches Gericht vorzuführen. Im südlichen Reich Juda hielt Gott unverbrüchlich daran

fest, daß stets ein Nachkomme Davids den Königsthron innehatte. Dieses Geschlecht wurde also nicht ausgemerzt. Die Davidssöhne waren freilich auch nicht ganz nach Gottes Herzen, am schlimmsten trieb es Achaz, der, gottlos wie er war, sogar seinen eigenen Sohn dem Moloch opferte, einem semitischen Gott, der durch das Hinschlachten von Menschen, insbesondere alles Erstgeborenen, verehrt wurde. Man sieht, es gab neben Jahwe noch andere gefräßige Götter.
Im nördlichen Reich entfaltete sich mittlerweile unter Jeroboam II. ein Wohlstand ohnegleichen; aber die Folge dieser Wachstumsrate war eine größere sittliche Entartung. Worin bestand sie? Wir werden es noch hören. Jedenfalls nicht darin, daß das Haus Jehu auf Gottes Geheiß bis ins vierte Glied ausgerottet wurde und auch nicht in den blutigen Thronstreitigkeiten und Revolutionen, die das Reich erschütterten. Die Assyrer fielen ins Land ein und erpreßten ungeheure Tribute, schleppten auch einen Teil der Bevölkerung in die Verbannung. Das geschah selbstverständlich nur deshalb, weil die Israeliten sich gegen den Herrn, ihren Gott, versündigt hatten und fremde Götter verehrten, die immer eine magische Anziehungskraft ausübten und ein angenehmeres Leben gestatteten als das unbequeme Dasein unter dem Gesetz des gestrengen Jahwe. Die Leute ließen ihre Söhne und Töchter durch das Feuer gehen, trieben Wahrsagerei und Zauberei und reizten so den Zorn des eifernden Gottes zum äußersten, so daß er schließlich ganz Israel von seinem Angesichte verstieß. Nichts, so wird versichert, blieb übrig als der Stamm Juda. Der allwissende Gott hatte sich wieder geirrt oder – das wäre die Alternative – wieder sein vorsätzliches Schlachtfest arrangiert.
Isaias, der Prophet und eifrige Prediger, wirkte indessen im Lande Juda und hielt das Volk dort eingermaßen bei der Stange. Vor ihm hatte schon der König Ezechias durch seine Hetzkampagnen bewirkt, daß Malsteine, Götzenaltäre und sogar die eherne Schlange, die Moses angefertigt hatte, und die doch einst ein Abbild des lebendigen Gottes sein sollte, zertrümmert wurden. Auf ein besonders inständiges Gebet des Ezechias hin trat Isaias mit einem Spottlied auf die Assyrer auf, in dem er das weissagte, was nun kam. Der Engel des Herrn nämlich ging noch in der

gleichen Nacht um und streckte im Lager der Assysrer so ganz nebenbei 185 000 Mann nieder.
Am Morgen konnte man ebensoviele Leichen zählen, wie der heilige Bericht versichert. Der König der Assyrer wurde anschließend von seinen eigenen Söhnen mit dem Schwert erschlagen.
Wir haben übrigens manches Blutbad, von dem die göttliche Schrift zwischendurch berichtet, überschlagen, um den geneigten Leser nicht schließlich durch ein Übermaß von Berichten aus Gottes großer Menschenmetzgerei, dem Schlachthaus Israel und Juda, zu verstimmen. Es kamen aber auch ein paar heilsame und erfreuliche Ereignisse vor. So heilte zum Beispiel Isaias den todkranken König Ezechiel auf Gottes Befehl mit einem Feigenkuchen, den er ihm auf sein lebensgefährliches Geschwür pappte, so daß er wieder gesund wurde. Vielleicht sollte man dieses probate Rezept gelegentlich in einem vergleichbaren Fall versuchen, wenn andere Medikamente nicht anschlagen wollen. Übrigens hatte Ezechias die göttlichen Versprechungen des Isaias angezweifelt und verlangte ein Wahrzeichen, das dem Kleingläubigen auch bewilligt wurde. Isaias nämlich ließ den Schatten, der über die Stufen des Tempels bei weiterlaufender Sonne herabgefallen war, um zehn Stufen wieder herauflaufen. Das mache ihm mal einer nach!
Nun hatte Ezechias sich aber doch gegen den Herrn versündigt, indem er nämlich den König von Babylon, der ihn besucht und ihm gute Genesung gewünscht hatte, gastlich durch seinen Palast geführt und ihm stolz alle darin enthaltenen Schätze gezeigt, wie Schloßherrn gern zu tun pflegen. Was ist auch schon dabei? Ganz einfach: der babylonische König war schließlich ein schlimmer Heide, und so fühlte sich der Prophet durch Gott veranlaßt, dem Ezechias eine Drohung zu verkünden, des Inhalts nämlich, daß alle Schätze des Palastes nach Babylon fortgeschleppt werden würden, so daß nichts mehr übrigbliebe. Den leiblichen Söhnen des Königs aber versprach der Prophet eine Anstellung als Kammerdiener im Palast des babylonischen Königs. Ezechias antwortete dem Isaias in aller Gelassenheit, das sei auch so ganz recht. Er wird gedacht haben: Laß den Fanatiker reden, was tut das schon? Es geschah auch zunächst nichts,

bis Ezechias in Frieden entschlafen war. Aber der Rachegott bebte schon vor ungeduldiger Erwartung über seinen Wolkentürmen, um in absehbarer Zeit die nächste Katastrophe in Szene zu setzen.
Nachfolger des frommen Ezechias wurde sein gottloser Sohn Manasses, der gottloseste König, der jemals auf Davids Thron gesessen hat. Seinen Sohn ließ er durch das Feuer gehen, trieb Zauberei und Wahrsagerei, bestellte Totenbeschwörer und Zeichendeuter und was es sonst damals an esoterischem Krimskrams gab. Vielleicht war er auf seine Art ein weiser Mann und wußte mehr von den Zusammenhängen zwischen Himmel und Erde, als ihm von Jahwe, dem großen Dummhalter, gestattet war. Jedenfalls reizte er mit all diesen Dingen den Herrn zu gewaltigem Zorne, und so konnten die Folgen nicht ausbleiben. Man trieb es noch ärger als die Völker, die der Herr schon vor den Israeliten vertilgt hatte. So ließ der Gewaltige durch seinen Propheten Isaias verkünden, er werde Unglück über Jerusalem und Juda kommen lassen, so sehr, daß allen, die davon zu hören bekämen, beide Ohren gellen sollten. Gott werde Jerusalem ausscheuern wie man eine Schüssel ausscheuert und dann umstülpt. Sein großer Schüler, der Massenmörder Hitler, hat das sehr viel später so ausgedrückt: "Wir werden ihre Städte ausradieren!" Der Herr versicherte, er werde die Überreste seines Erbbesitzes, womit er sein auserwähltes Volk meinte, verstoßen und der Gewalt ihrer Feinde überlassen. Alle sollten den Feinden zu Raub und Beute werden, weil sie getan hätten, was ihm mißfalle.
Zunächst wurde der Sohn des Manasses zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung ermordet. Ihm folgte der gottesfürchtige Josias, der mit acht Jahren den Thron bestieg. Im 18. Jahr seiner Regierung fand man im Tempel bei Ausbesserungsarbeiten das Gesetzbuch des Moses, das dem König vorgelesen wurde, wobei er erkannte, daß man in der Vergangenheit gegen dieses Gesetz verstoßen hatte. Durch den Mund der Prophetin Hulda, ausnahmsweise einer Frau, erhielt man Aufschluß darüber, daß alles Unheil, das im aufgefundenen Gesetzbuch des Moses angedroht war, über Jerusalem kommen werde, jedoch noch nicht zur Zeit der jetzt regierenden Könige. Man verlas das Gesetz

öffentlich, zerstörte alle Heiligtümer der Götzen und feierte wieder das Paschafest, das seit der Zeit der Könige überhaupt nicht mehr gefeiert worden war.
Trotz des frommen Wandels des Königs Josias und der unerbittlichen Zerstörung aller heidnischen Stätten ließ der Herr von seinem glühenden Zorn nicht ab, in dem er gegen Juda entbrannt war. Er bebte wie ein Wahnsinniger vor Wut auf seinem himmlischen Thronsessel und konnte die Zeit nicht mehr abwarten, endlich wieder loszuschlagen gegen seine auserwählten Menschengeschöpfe. Er hatte sich nun einmal in den allmächtigen Kopf gesetzt: "Auch Juda will ich von meinem Angesicht verstoßen, wie ich Israel verstieß, und diese Stadt verwerfen, die ich erwählt hatte, Jerusalem und den Tempel, von dem ich gesagt habe, mein Name solle dort seine Wohnstatt haben." Richtig so, es können gar nicht genug der ehemals Erwählten zugrundegerichtet und vom Rachen des göttlichen Molochs vertilgt werden. Der hehre Menschenfresser hatte sich eine viel zu lange Fastenzeit auferlegt; es wurde höchste Zeit, die Zähne wieder nach Menschenfleisch und Menschenblut zu fletschen!
Zunächst wurde der fromme Josias beiseitegeschafft, er wurde tödlich verwundet, als er dem Pharao von Ägypten im Kampf entgegenzog. Sein Sohn Joachaz wurde nun zum König gesalbt. Aber der Pharao setzte ihn schon nach kurzer Zeit wieder ab. An seine Stelle trat sein älterer Bruder Joakim.
Nun ging es endlich über Jerusalem her; das Maß der Sünden war voll. Um seinen unheilvollen Heilsweg weiterzuführen, griff Jahwe abermals zur Zuchtrute, dem Volk durch ein furchtbares, aber freilich gerechtes Gericht das Bewußtsein zu vermitteln, daß er der Heilige ist, der heiligen Dienst verlangt, und gegen den man nicht ungestraft freveln darf. In dieser Zeit trat der Prophet Jeremias auf.
Es folgten wirre Kriegsereignisse; schließlich schickte der Herr und Gott der Juden die Chaldäer, Aramäer, die Moabiter und die Ammoniter gegen Juda, um es gemäß seiner Androhung zugrunde zu richten. Der Herr wollte dem längst zur Hölle gefahrenen Manasses immer noch nicht vergeben, daß dieser Jerusalem mit unschuldigem Blut angefüllt hatte. Was aber tat er daraufhin selber? Er ließ zunächst den König von Babylon die

Stadt Jerusalem belagern, den König Joakim , der dem Herrn mißfiel, gefangennehmen, alle Schätze des Tempels und des königlichen Palastes plündern, alle goldenen Gefäße zerschlagen, die noch Salomon zu seiner Ehre hatte anfertigen lassen, die ganze Bevölkerung Jerusalems gefangen fortführen, und nur das arme Volk blieb übrig. Ein ganzes Volk einschließlich der Frauen des Königs wurde nach Babylon abgeführt, eine gewaltige Deportation.
Ganz entvölkert war Jerusalem damit wohl noch nicht; es regierte dort nun der König Sedekias elf Jahre lang, aber Nabuchodonosor, der König von Babylon, belagerte die Stadt , so daß in Jerusalem eine schlimme Hungersnot ausbrach, die so drükkend wurde, daß die Bevölkerung schließlich nichts mehr zu essen hatte. Bei Nacht entwich daher ein Großteil der Belagerten durch eine Bresche in der Mauer. Aber die Fliehenden wurden samt ihrem König gefangen, man brachte sie zum König in Babylon, der die Söhne des Sedekias vor dessen Augen hinschlachtete; danach blendete er den Sedekias und legte ihn in Ketten. So wurde er nach Babylon gebracht. Dann wurde der Tempel des Herrn in Jerusalem vom Obersten der Leibwache des Babylon-Königs niedergebrannt, ebenso der königliche Palast und alle Häuser der Stadt. Auch die Stadtmauer wurde umgelegt, der Rest der Stadtbevölkerung schließlich auch noch in die Gefangenschaft abgeführt.
Damit hatte Gott, der Gerechte, das Schicksal des südlichen Reiches Juda gemäß seiner Voraussage und seinen Gelüsten erfüllt. Der König von Babylon ließ zum Überfluß noch eine Anzahl vornehmer Gefangener hinrichten. Wieviel Blut wurde auf Jahwes Veranlassung in dieser Zeit vergossen? Rache für die Blutvergießung durch Manasses? Dieser göttlichen Logik können Irdische nur folgen, wenn sie sich zur Zunft der Theologen schlagen.

Chronik

Gotteslob und Schädlingsbekämpfung

Wer sich für Ahnenforschung interessiert und für die Stammbäume, die Gott – in des Wortes doppelter Bedeutung – beschnitten fortsprießen ließ, der lese die beiden Bücher der Chronik, wo er der einen oder anderen bereits erwähnten Persönlichkeit wieder begegnen wird. Hier wiederholt sich auch manches vom bereits Berichteten, so daß wir diesen Teil der überlieferten Schrift kurzgefaßt abhandeln können. Auch die Greueltaten Gottes, die in den vorwiegend geschichtlich abgefaßten chronischen Berichten wiederkehren, bedürfen hier keiner Wiederholung.

Bemerkenswert ist der ungeheure Aufwand, der für den Gottesdienst und später insbesondere für den Bau des salomonischen Tempels getrieben wurde. Es hat wahrlich nicht an Ehren gefehlt, die dem Allerhöchsten erwiesen wurden, und die ihm zugewendeten Lobgesänge ließen es weder quantitativ noch qualitativ an irgend etwas fehlen. Die aus den himmlischen Wolken daraufhin erfolgte Antwort ließ weder an Verheißungen noch an Drohungen etwas zu wünschen übrig. Eine dieser großsprecherischen Verheißungen, die – wie wir inzwischen erfahren haben – wiederum nicht eingehalten wurden, lautete: "Nun habe ich dieses Haus erwählt und geheiligt, damit für immer dort mein Name sei." So belog Gott sein auserwähltes Volk! Allerdings müssen wir ihm insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er schon damals wenige Sätze später in seiner Verheißung gedroht hatte: "Dieses Haus aber, das ich meinem Namen geweiht habe, verwerfe ich vor meinem Angesichte und überlasse es dem Spott und Hohn bei allen Völkern", für den Fall nämlich, daß man andern Göttern dienen und vor ihnen niederfallen werde. Der Allwissende wußte also, daß dort im Tempel nicht für immer sein Name sein werde, daß er selber ihn wieder zerstören und die Israeliten aus seinem Lande vertreiben werde. Es sind göttliche Einfälle, denen wir kurzsichtige Menschen nur schwer zu folgen vermögen, jedenfalls ohne Hilfe von Theologen, die Got-

tes eigensinnige Motivationen im einzelnen zu kennen vorgeben und nachzuvollziehen imstande sind.
Ohne hier die geschichtlichen Zusammenhänge in ihrer Abfolge nachzuzeichnen, greifen wir im folgenden lediglich einige göttliche Zitate des großen Jahwe heraus, die freilich sein Charakterbild kaum noch zu ergänzen, jedoch in unserer Vorstellung zu festigen geeignet erscheinen. So tötete der König Joram mit Gottes Zulassung nach der Thronbesteigung mit dem Schwerte alle seine Brüder und erhielt die Verheißung: "Du selbst aber wirst mit schweren Krankheiten, mit einer Erkrankung deiner Eingeweide, geschlagen werden, bis nach zwei Jahren deine Eingeweide infolge der Krankheit heraustreten." Der Mann starb dann auch zu gegebener Zeit unter großen Schmerzen. Andere Gottesstrafen gegen ungehorsame Könige bestanden in Ermordung, Steinigung, Aussatz, Vertreibung und ähnlichen Rachetaten. Mit der Schädlingsbekämpfung seiner Geschöpfe blieb Jahwe unausgesetzt beschäftigt. Das Thema seiner Heilsgeschichte ist nicht das Leben, sondern die Vernichtung und Vertilgung.

Esdras

Die Einmann-Inszenierung

Den Israeliten war es trotz Gottes Zorn in ihrer babylonischen Gefangenschaft leidlich ergangen, zumindest nicht schlimmer als in jenen Zeiten, da sie sich noch im gelobten Lande mit Feinden und ihresgleichen herumschlagen und ständig Gottes zorndüstere Brauen über sich spüren mußten. Als nun eines Tages der Perserkönig Cyrus das babylonische Reich überrannte, schlug für die verbannten Israeliten der Tag ihrer Befreiung; sie durften in das gottverheißene Land ihrer Väter zurückkehren. Allerdings machte nur ein kleiner Teil des Volkes von dieser Vergünstigung Gebrauch; es waren diejenigen, die sich dem Götzendienst nicht ferner hingeben, sondern zur wahren Gottesanbetung zurückkehren wollten. Natürlich hatte niemand anders als Jahwe persönlich dem Perserkönig die Eingebung zuteil werden lassen, seine Getreuen in ihre Heimat zu entlassen. Sie durften sogar die Tempelgeräte mitnehmen und machten sich an den Wiederaufbau des zertrümmerten Tempels, zu dem man feierlich unter lautem Weinen und Freudengeheul den Grundstein legte.Nach Fertigstellung des Tempels, dessen Bau zwischendurch von den Samaritern und auch durch den persischen Statthalter gestört, dann aber durch den Perserkönig Darius gefördert worden war, wurden zur Einweihung hundert Stiere, zweihundert Widder, vierhundert Lämmer und als Sündopfer für ganz Israel zwölf Ziegenböcke, für jeden Stamm einer, hingeschlachtet, so daß Jahwe sich wieder einer reichlichen Mahlzeit erfreuen konnte. Seine freiwillige Fastenzeit hatte nun zunächst ihr Ende gefunden.

Schließlich kam auch aus Babylon – ausgestattet mit einem Sendschreiben des Perserkönigs – der Schriftgelehrte Esdras hergezogen, der sich im Gesetz des Moses genau auskannte, so daß der König ihm alles bewilligte, was er nur begehrte. Die Priesterherrschaft etablierte sich erneut. Wir folgen nun dem Bericht dieses gelehrten Gottesmannes. Gottes Hand hatte ihn auf seiner Wanderschaft nach Jerusalem behütet, und dafür opferte

der Ankömmling zum Dank sogleich zwölf Stiere, sechsundneunzig Widder, siebenundsiebzig Lämmer und zum Sündopfer zwölf Böcke, alles zusammen als Brandopfer.
Nach diesem feurigen Blutbad erschienen vor Esdras etliche Denunzianten, Vorsteher der Gemeinden, und gaben schauerliche Berichte, des Inhalts, daß sich die Priester und Leviten von der Landesbevölkerung trotz ihrer Greuel nicht ferngehalten, sondern vielmehr von ihren Töchtern Frauen für sich und ihre Söhne genommen hätten. Nun habe sich das heilige Geschlecht mit den Bewohnern des Landes vermischt. Die Fürsten und manche Vorsteher seien bei diesem Frevel die ersten gewesen. Als der gerechte Esdras solches vernahm, zerriß er Unterkleid und Obergewand, raufte sich die Haare des Hauptes und des Bartes und saß in diesem zerzausten Zustand tieferschüttert da. So blieb er betroffen sitzen bis zum Abendopfer. Beim Abendopfer aber erhob er sich tieftraurig, zerriß abermals das ohnehin zerfetzte Untergewand und das Oberkleid, fiel auf die Kniee nieder, breitete die Hände aus zum Herrn und betete, daß er sich schäme und sein Angesicht nicht zu erheben wage. Nicht etwa wegen seines desolaten abgerissenen Zustandes, sondern wegen der himmelhoch angewachsenen Schuld der Denunzierten. Dem dramatischen Anblick, den der Mann bot, entsprach die lange dramatische Gebetsrede, die er hielt. Sie richtete sich, wie die meisten verlogenen Gebete, weniger an Gott, als an die lauschenden Anwesenden, denen der Schriftgelehrte via Gebet zu verstehen gab, das Land, in das man zurückgekehrt sei, sei durch die Unreinheit der Völker der Länder befleckt infolge der Greuel, mit denen sie es in ihrer Unreinheit erfüllen von einem Ende bis zum anderen. Darum, so Esdras, sollten die Juden niemals ihre Töchter den Söhnen der Unreinen geben noch selber Töchter für die eigenen Söhne nehmen. Auf keinen Fall solle man sich mehr mit den Greuelvölkern verschwägern.
Die Einmann-Inszenierung verfehlte nicht ihre Wirkung: eine große Volksmenge brach in bittere Tränen aus. Da erhob sich Sechenias und machte dem Esdras den gottwohlgefälligen Vorschlag, man wolle sich Jahwe gegenüber feierlich verpflichten, alle fremdvölkischen Frauen samt ihren Kindern zu entlassen, falls Esdras dies für ratsam halte.

Esdras hielt das selbstverständlich für ratsam, ging ans Werk und ließ alle Betroffenen schwören, nach diesem Vorschlage zu verfahren; und der Eid wurde feierlich geleistet. Nun hatten sich alle aus der Gefangenschaft zurückgekehrten binnen drei Tagen in Jerusalem zu versammeln. Wer dem Befehl nicht folgte, sollte aus der Gemeinde ausgeschlossen werden; seine ganze Habe aber war dem Bann, also der Vernichtung, verfallen.
Unter dem Eindruck dieser existenzbedrohenden Erpressung versammelte sich das verängstigte Volk pünktlich in Jerusalem, freilich nur die Männer. Sie saßen vor Angst und Regennässe zitternd auf dem Tempelvorplatz und mußten folgende Rede des Schriftgelehrten Esdras anhören: "Ihr habt euch versündigt, indem ihr fremde Frauen zur Ehe genommen und dadurch Israels Schuld noch vermehrt habt. So legt denn vor dem Herrn, dem Gott eurer Väter, ein Schuldbekenntnis ab und tut nach seinem Willen! Trennt euch von den Völkern des Landes und von den fremden Frauen!" Dieser barbarische Befehl wurde angeblich von der ganzen Versammlung unter Hinweis auf die Regenzeit und die erschwerte praktische Durchführbarkeit der Kollektivscheidungen dahingehend beantwortet, daß man zwar grundsätzlich bereit sei, daß man aber erst zu einer noch festzusetzenden Zeit mit den Frauen kommen und sich dann durch die Richter von ihnen scheiden lassen wolle, damit die Zornglut Gottes in dieser Sache von allen abgewendet werde.
Man wollte die scheußliche Angelegenheit also dilatorisch behandelt wissen.
Nun teilten sich die Ansichten, und der Sache war vorab die erste Schärfe genommen. Man ging zunächst daran, Listen der Gesetzesübertreter aufzustellen. Nachdem alle Schuldigen erfaßt worden waren, schickten diese ihre Frauen und Kinder fort.
Mit der Feststellung dieses Tatbestandes endet das Buch Esdras. Wir aber können uns einer anschließenden Feststellung nicht enthalten: mit Humanität haben Religion, Gottesfurcht und Erfüllung religiöser Gesetze offensichtlich nicht das mindeste zu tun. Nichts Inhumaneres und Grauenvolleres läßt sich denken als die strikte Befolgung religiöser Verbote und Gebote, insbesondere die des jüdisch-christlichen Glaubens. Der vorgebliche Wille des eifernden Gottes zersetzt und zerstört menschliche

Bindungen und Verbindungen, trennt den Mann von der Frau, das Kind von den Eltern, zerreißt Liebesbindungen, zerschneidet menschliche Sympathien, zerstört jede Basis zwischenmenschlicher Verständigung und entzieht dem Frieden unter den Völkern jegliche Basis. Ein verabscheuungswürdigerer Greuel als die Religion in allen ihren Forderungen und menschenfeindlichen Praktiken ist nicht vorstellbar. Allerdings gilt das fast in gleichem Maße für jede totalitäre Ideologie.
Wenn Wilhelm Raabe meint, die Großmächte dieser Welt seien Reichtum, Liebe, Hunger, Sorge und Tod, so hat er offensichtlich eine Großmacht übersehen, die mehr als alle genannten göttlichen Ursprungs zu sein scheint: den Haß. Den Gott des Hasses und seine Erfüllungsgehilfen haben wir im bisherigen Verlauf der gottgelenkten Menschheitsgeschichte Seite für Seite gründlich kennengelernt. Oder lernten wir, sofern wir Gottes Existenz freundlich in Abrede stellen, in alldem nichts anderes kennen, als den Gestalter seiner eigenen Geschichte, den Schädling Mensch? Das zu entscheiden ist eine Frage des Glaubens oder – aus unvoreingenommener Sicht wahrgenommen – eine Frage ethischer Erkenntnis.

Nehemias

Mit eisernem Besen

Der persische König Artaxerxes beschäftigte bei Hofe einen israelitischen Mundschenk namens Nehemias. Dieser erfuhr von den widrigen Umständen und Bedrängnissen, denen seine ins gelobte Land heimgekehrten Glaubens- und Volksgenossen ausgesetzt waren. Er ließ sich daraufhin vom König mit den Vollmachten eines Statthalters versehen, reiste nach Jerusalem und beförderte dort den Wiederaufbau der Stadt. Er selber berichtet darüber in der Heiligen Schrift, wie er der Tat das Gebet vorausgehen ließ, ein Gebet an den großen, furchtbaren Gott des Himmels, dessen Knechte, nämlich die Juden, gewillt seien, seinen Namen zu fürchten. Der hohe Herr mußte also zunächst gnädig gestimmt und dem Werk des Wiederaufbaus huldvoll geneigt gemacht werden.

Als dann der Wiederaufbau begonnenen wurde, hatte sich Nehemias zunächst gegen den Spott, dann gegen den Zugriff mancher Feinde zu verteidigen, so der Horoniter, der Ammoniter und der Araber. Nach zweiundfünfzig Tagen war aber die Stadtmauer allen Anfechtungen zum Trotz wiedererstanden. Nun wurde das Gesetzbuch des Moses vom Schriftgelehrten Esdras dem Volke abschnittweise vorgelesen und auch erläutert, damit jeder es verstehen konnte. Es folgte ein großes Freudenfest, und zwar als Wiedereinführung des verlorengegangenen Laubhüttenfestes, und dieses Fest wurde sieben Tage lang gefeiert; am achten Tage hielt man die vorschriftsmäßige Festversammlung ab.

Wenige Tage später trennten sich dann die reinstämmigen Israeliten von allen Fremden, bekannten ihre Sünden und die Missetaten ihrer Väter und hörten wiederum den Gesetzestext, diesmal drei Stunden lang. Danach warfen sie sich vor dem Herrn nieder und sprachen ebenfalls drei Stunden lang ihr Bußbekenntnis mit nicht endenwollenden Verherrlichungen des Herrn und Preisgesängen auf seine Großtaten in vergangenen Zeiten. Dieses Massenmammutgebet endete mit dem feier-

lichen Versprechen, in Zukunft werde man nach dem Gesetze Gottes wandeln und alle Gebote, Verordnungen und Satzungen des Herrn beachten und einhalten. Das Versprechen wurde sogar schriftlich niedergelegt.
Es folgten weitere Feste, so zur Einweihung der Stadtmauer, wobei große Sängerchöre auftraten und feierliche Umzüge mit Priestern und Leviten stattfanden. Natürlich durften auch massenhafte Schlachtopfer nicht fehlen, und die ganze Stadt war voller Jubel. Kurzum, es war eine ideale Zeit. Nur am Rande erfährt man, wie sehr sie von rassistischem und religiösem Fanatismus erfüllt war, wenn Nehemias sich rühmt, wie er jene Juden gescholten, verflucht, geschlagen und ihnen die Haare ausgerauft habe, die aschdodische, ammonitische und moabitische Frauen hereingeführt hatten, von deren Kindern die Hälfte aschdodisch sprach, aber nicht mehr der jüdischen Sprache mächtig war. So reinigte Nehemias , wie er es nannte, das Volk von allem Fremden und verfuhr dabei mit eisernem Besen. Dann schlug er frömmelnd die Augen zum Himmel auf und betete: "Gedenke meiner deshalb, mein Gott, zum Besten!"
Man sieht, wie man sich bei Gott am sichersten beliebt machen kann: durch die intolerante Ausrottung aller Andersgläubigen und Andersdenkenden. Diese gottwohlgefällige gottesfürchtige Praxis ist in hohem Kurs geblieben bis auf den heutigen Tag.

Tobias

Schwalbendreck und Fischgalle

In den Jahren 727 bis 722 v. Chr. unternahm der Assyrerkönig Salmanassar einen erfolgreichen Kriegszug gegen Israel, in dessen Verlauf ein Mann vom Stamme Nephthali, namens Tobias, in die Gefangenschaft weggeführt wurde. In dieser Zeit soll er sich gegen seine Mitgefangenen besonders kameradschaftlich verhalten haben. Ihm wird außerdem nachgerühmt, daß er zu Zeiten des Königs Jeroboam, als alle anderen zu den goldenen Kälbern pilgerten, allein diesen Zusammenkünften ferngeblieben, dafür aber nach Jerusalem zum Tempel des Herrn gepilgert sein und dort getreulich alle seine Erstlinge und den Zehnten abgeliefert haben soll. Er nahm sich aus seinem Stamm eine Frau namens Anna, zeugte mit ihr einen Sohn, dem er seinen Namen gab, und den er von frühester Kindheit an lehrte, Gott zu fürchten und jede Sünde zu meiden. Mit Frau und Sohn war er dann als Gefangener nach Ninive abgeführt worden, wo er mit seinen Stammesgenossen zusammentraf. Während aber alle von den Speisen der Heiden aßen, enthielt er sich dieses Angebots und verunreinigte seine Seele nicht durch heidnische Nahrungsmittel. Deshalb ließ Gott ihn Gnade finden beim König Salmanassar, der ihm die Erlaubnis gab, nach Belieben umherzureisen und frei zu handeln. Was den König an Tobias so sehr beeindruckt haben mag, ist nicht ersichtlich; es bleibt das Geheimnis Gottes. Jedenfalls nutzte Tobias seine Freiheit, die ihm Salmanassar zugestanden hatte, alle Mitgefangenen aufzusuchen und ihnen heilsame Ermahnungen zu geben. Für seine Nahrungsverweigerung war er übrigens vom König mit zehn Talenten Silber belohnt worden. Der Hungerstreik hatte sich gelohnt. Nach dem Tode des Salmanassar folgte dessen Sohn Sennacherib auf den Thron, dem die Söhne Israels verhaßt waren. Warum wohl? Tobias bewährte sich in der Notlage seiner gefangenen Stammesgenossen durch Speisung der Hungrigen, Bekleidung der Nackten und das Begraben der Verstorbenen und Ermordeten. Inzwischen hatte Gott ein Strafgericht über Senn-

acherib verhängt, so daß dieser fliehen mußte, was ihn aber nicht hinderte, den Befehl zu erteilen, Tobias solle getötet und sein gesamtes Vermögen beschlagnahmt werden. Dieser aber konnte rechtzeitig fliehen, und 45 Tage später wurde der König von seinem eigenen Sohn ermordet, so daß Tobias in sein Haus zurückkehren und sich sein gesamtes Vermögen zurückgeben lassen konnte.

Aber Gott ließ sich mit diesem frommen Mann etwas Besonderes einfallen. Als er nämlich eines Tages müde vom Begraben nach Hause gekommen war und sich erschöpft an eine Wand zum Einschlafen niedergelegt hatte, fiel aus einem Schwalbennest warmer Kot auf seine Augen, so daß er blind wurde. Diese Prüfung ließ der Herr über ihn kommen, damit der fromme Mann nun auch durch seine besondere Geduld der Nachwelt ein Beispiel gebe wie einst der fromme Job. Nur, was hatte das Beispiel des geduldig leidenden Job wem eigentlich genützt, und wem sollte nun die Erblindung des Tobias nützlich werden? Gott trieb wieder einmal seinen Spaß und seine Willkür mit einem Gottergebenen. Dieser, an Gehorsam und Gottesfurcht gewöhnt, murrte denn auch nicht im mindesten, sondern bedankte sich bei Gott für alles, was ihm verblieben war. Freilich erhob sich nun – ähnlich wie einst beim frommen Job – das Gespött der Verwandten und Bekannten über den in Gottes Augen untadeligen Lebenswandel des Getroffenen und über seine eifrigen Almosen und Bestattungen. Tobias verwies den Spöttern ihre gottlosen Reden, pries und dankte Gott, bezichtigte sich und sein Volk der Sünde, fand es im übrigen aber doch besser, zu sterben als in dem hilflosen Zustand weiterzuleben.

Um die gleiche Zeit, da seine Gebete zum Himmel stiegen, flehte in der fernen Stadt Ekbatana die Tochter Raguels, Sarah, zu Gott um Hilfe in schwerem Leid, das der Allmächtige hatte über sie kommen lassen. Alle sieben Männer nämlich, die ihr angetraut worden waren, hatten durch die Einwirkung eines bösen Geistes, des Dämons Asmodäus, nach kurzer Zeit sterben müssen, und zwar bevor sie die eheliche Gemeinschaft mit ihr hatten eingehen können. Damit war sie selber in den Verdacht geraten, die Männer umgebracht zu haben. Auch Sarah blieb

trotzdem gottergeben, bat aber den Allerhöchsten – wie Tobias – um ihren baldigen Tod.
Man höre und staune, die Bitte beider Leidgeprüften fand gleichzeitig Erhörung, und Gott sandte den Engel Raphael zu ihnen hinab.
Mittlerweile ermahnte Tobias, der an seinen nahen Tod glaubte, seinen Sohn, jederzeit Almosen zu geben, dann werde sich auch von ihm das Angesicht des Herrn niemals abwenden. Das Almosen errette von Sünden aller Art und lasse die Seele nicht in Finsternis hinabsteigen. Große Sicherheit vor dem großen Gott gebe das Almosen allen, die es spendeten. Das waren nun wahrlich kühne, eigentlich schon durch vorausgegangene Tatsachen widerlegte Behauptungen des blinden Mannes, der im Anschluß an diese Empfehlungen seinem Sohn einschärfte, sich vor aller Unkeuschheit zu hüten, ebenfalls vor dem Stolze, mit dem alles Übel seinen Anfang nehme. Und – soviel wir wissen – sprach er dann zum ersten Mal die ethische Maxime aus: "Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!"
Dann schickte der alte Tobias den jungen Tobias auf den Weg, einen Schuldschein gegen Geld einzulösen. Unterwegs traf der junge Mann einen stattlichen Jüngling, der aufgeschürzt und reisefertig dastand. Der gab sich als einen der Söhne Israels aus, in Wahrheit aber handelte es sich, wie versichert wird, um den Engel Raphael. Er hatte aber die Gestalt eines gewissen Azarias angenommen und ließ sich in dieser Larve vor den alten Tobias führen, der ihn denn auch für Azarias hielt, nachdem Raphael es ihm versichert hatte. Ungeachtet dieser völlig unnötigen Schwindeleien schärfte Raphael dem alten Tobias ein, Vertrauen zu haben, Gott werde nicht zögern, ihn zu heilen.
Raphael machte sich nun mit dem jungen Tobias auf die Reise, und auch der Hund des Tobias begleitete sie. Als der junge Tobias sich am Abend seine Füße im Tigris zu waschen anschickte, kam plötzlich ein großer Fisch, der ihn verschlingen wollte. Der Engel empfahl dem verängstigten jungen Mann, den Fisch bei den Kiemen zu packen und aufs Trockene zu ziehen. Das Kunststück gelang. Nun ging es weiter wie im Märchen: Tobias mußte den Fisch auf Geheiß des Engels ausweiden, Herz, Galle und Leber zu sich stecken und das Fleisch des Fisches braten.

Die Eingeweide sollten als Heilmittel auf die weitere Wanderung mitgenommen werden. Das Fleisch wurde eingesalzen und ebenfalls mitgenommen. Auf Befragen erfuhr Tobias später von seinem vermeintlichen Begleiter Azarias, ein Stückchen vom Herzen, auf Kohle gelegt, vertreibe mit seinem Rauch alle Arten böser Geister von Mann und Frau. Die Galle indes benutze man, um Augen zu bestreichen, in denen weiße Flecken seien, und sie würden dadurch geheilt.
Wie die Geschichte weitergeht, kann sich der freundliche Leser denken. Man wanderte nach Ekbatana, kehrte auf Anraten des Engels im Hause des Raguel ein, der übrigens ein Bruder des alten Tobias war, und der getarnte Engel gab dem jungen Tobias den Rat, dort um die Hand der Tochter Sarah anzuhalten, an der schon sieben Männer gescheitert waren. Aber die waren auch unglücklicherweise nicht mit Fischherzen versehen. Als nach mancherlei Bedenken die unselige Sarah dem jungen Tobias angetraut war, nahm dieser nach Beendigung des Brautmahles Herz und Leber des Fisches aus seinem Reisesack, legte sie auf Räucherkohle und ließ sie schmoren. Der Rauch belästigte den lauernden Dämon so sehr, daß er indigniert durch die Luft bis nach Ägypten entfloh. Raphael aber verfolgte, fesselte und erdrosselte ihn auf der Stelle, als er ihn dort eingeholt hatte.
Derweil betete der junge Tobias zum großen Gott und gab die keusche Versicherung ab, daß er seine "Schwester", die Cousine Sarah, nicht aus reiner Begierde nehme, sondern aus lauterer Gesinnung. Man sprach "Amen, Amen!", und dann schliefen sie die Nacht zusammen, wie gesagt, ohne Begierde, aber in lauterer Gesinnung. Umsonst ließ Raguel noch in der Nacht ein Grab, das achte, schaufeln. Der böse Dämon war bekanntlich mit Raphael nach Ägypten entfleucht und dort erdrosselt worden, und so behielt der begierdefreie Tobias sein von lauterer Gesinnung erfülltes gottgefälliges Leben.
Die Geldangelegenheiten wurden nun auch reibungslos abgewickelt, und ziemlich verspätet trat Tobias die Rückreise mit Ehefrau, Engel und Hund an, während der alte Tobias und seine Frau längst in größte Unruhe geraten waren. Mutter Anna saß Tag für Tag am Wege auf einer Anhöhe und konnte die

Rückkehr des Sohnes nicht abwarten. Schließlich war es so weit. Tobias war mit dem Engel vorausgeeilt, während Frau Sarah und ihr Gesinde langsamer ihres Weges zogen und erst später eintreffen sollten. Der Hund aber war vorausgesprungen und verkündete der Mutter Anna schwanzwedelnd die nahe Ankunft des Sohnes. Auf Anraten des Engels nahm der heimgekehrte Tobias von der Galle des Fisches und bestrich damit die Augen seines Vaters. Nach etwa einer halben Stunde begann sich die weiße Augenhaut zu lösen wie das Häutchen eines Eies. Der Sohn faßte sie und zog sie von den Augen, und sogleich konnte der alte fromme Mann wieder sehen. Gott wurde über die Maßen gepriesen, und das Happy End war vollends erfüllt, als nach sieben Tagen auch Sarah mit ihrem ganzen Gesinde wohlbehalten eintraf. Dazu kam eine Menge Vieh, Kamele, das viele Geld der Frau und das beigetriebene Geld des Sohnes.

Der alte Tobias wollte nun den Begleiter Azarias reichlich entlohnen; man bot ihm die Hälfte von allem, was an Schätzen mitgebracht worden war. Dieser aber belehrte die großzügigen Leute, Gebet, Fasten und Almosen seien besser als das Anhäufen von Schätzen. Dann rückte er mit der Wahrheit heraus: er sei der Engel Raphael, einer von den sieben, die vor dem Herrn stünden. Diese überraschende Mitteilung verursachte den frommen Leuten einen kräftigen Schreck; sie fielen zitternd auf ihr Angesicht zur Erde nieder. Raphael belehrte sie nun über seine englische Physiologie: er habe nur scheinbar mit ihnen gegessen und getrunken, jedoch genieße er eine unsichtbare Speise und einen Trank, den die Menschen nicht sehen könnten. Danach verabschiedete er sich, nicht ohne die frommen Leute zu ermahnen, Gott zu preisen und alle seine Wohltaten zu verkünden. Dann entschwand er ihren Blicken, sie aber lagen noch drei volle Stunden auf ihrem Angesicht und priesen Gott. Der Lobgesang des alten Tobias, den er später laut und vernehmlich angestimmt und abgesungen hat, ist uns überliefert. Darin heißt es: "Du schwingst die Geißel und wirkst wieder Heilung, keiner kann deiner Hand entfliehen ..."

Das ist die Geschichte des Mannes, der auf verwunderliche Weise durch Schwalbendreck das Augenlicht verlor und es auf wunderbare Art durch Fischgalle zurückerlangte; die Geschich-

te der sieben Männer, die ein Dämon umbrachte, damit der achte ihn mit Fischdunst vertreiben und ein Engel ihn erwürgen konnte. Gottes Wege sind einfallsreich wunderlich, und immer verlangt er dafür den Applaus der ihm kritiklos gehorsamen Gläubigen.
Wieviele Menschen mußten sterben, ermordet und begraben werden, damit dieses Kapitel Heilsgeschichte geschrieben werden konnte? Wir wissen es nicht. Der göttliche Moloch benötigte sie zu seiner abscheulichen Verherrlichung.

JUDITH

DIE HEILIGE SÜNDERIN

Der assyrische König Assurbanipal, der rund 600 Jahre vor Christus regierte und sich aus Verehrung für den heidnischen Gott Nabu den Namen Nabuchodonosor zugelegt hatte, war in seinen Kriegszügen bis an die Grenze Ägyptens vorgedrungen, hatte Syrien und Palästina erobert und im Jahre 586 vor Christus Jerusalem zerstört. Er machte Babylon zur prächtigsten Großstadt seiner Zeit und baute sie durch einen doppelten Mauerring zu einer starken Festung aus. Babylonien schützte er gen Norden durch die medische Mauer. Ihm wird von den Theologen nachgesagt, er habe in seinem hochfahrenden Sinn die ganze damalige Welt seiner Herrschaft unterwerfen wollen, um dann von allen Völkern als alleiniger Gott verehrt zu werden. Seine Kriegszüge seien ein einziges grausames Morden und Plündern gewesen, unterschieden sich aber insofern in nichts von dem gottbefohlenen kriegerischen Vorgehen der Juden, wie wir es zur Genüge kennengelernt haben. Ein erfolgreicher Feldherr des assyrischen Königs nannte sich Holofernes. Als dieser mit seinem Heer gegen die israelitische Stadt Bethulia anrückte, verbreiteten sich beim Gottesvolk Angst und Schrecken. Auf Anraten des Priesters Eliakim besetzte man die Engpässe in den Bergen vor der Stadt, im übrigen aber rief man inständig zum Herrn und verdemütigte sich vor ihm durch Fasten und Beten. Die Priester legten Bußgewänder an, selbst die Kinder mußten sich vor dem Tempel des Herrn betend und flehend niederwerfen, und der Altar wurde mit einem Trauertuch bedeckt.
Der Widerstand der Israeliten brachte aber den Heerführer Holofernes erst recht in Wut; er zog bei den Moabitern und Ammonitern Erkundigungen über jenes Volk ein, das sich erdreistete, ihm hartnäckig zu trotzen. Achior, der Anführer aller Ammoniter, erstattete dem Holofernes daraufhin einen höchst merkwürdigen Bericht, wonach Gott es sei, der das Volk der Israeliten schütze und stärke, so daß niemand ihm widerstehen könne. Jedenfalls habe sich das immer dann gezeigt, wenn die

Juden nicht gegen diesen Gott sündigten. Solange das nicht geschehe, sei das Glück auf ihrer Seite. Es werde also gut sein, vorab auszuforschen, ob die Israeliten mit ihrem Gott im Reinen seien oder im Hader. Nur im letzten Fall werde ihr Gott sie verlassen und ihren Feinden preisgeben.
Diese eigenartige Auskunft erzürnte den Holofernes und seine Heerführer nur noch mehr, und sie machten Miene, den Achior in ihrer Wut zu töten. Dann aber wurde entschieden, daß Achior den Israeliten zugesellt und hernach mit ihnen zusammen vernichtet werden solle, wenn ganz Israel den Untergang finde. Man fesselte ihn, band ihn mit Händen und Füßen an einen Baum und lieferte ihn so in Bethulia den Israeliten aus. Diese führten ihn in die Stadt, ließen sich die ganze Geschichte berichten und nahmen ihre Zuflucht zu weiteren inbrünstigen Gebeten, nachdem ihnen Achior Mut zugesprochen hatte. Als dann Holofernes mit seinem Heer gegen Bethulia vorrückte, warfen sich die Israeliten zur Erde nieder, streuten Asche auf ihr Haupt und beteten zu Gott um Erbarmen. Dann griffen sie zu den Waffen und zogen in den Kampf. Holofernes aber ließ die zur Stadt führende Wasserleitung sperren und die Quellen abschneiden. Nach zwanzig Tagen waren die Zisternen und Wasserbehälter bei allen Einwohnern Bethulias leer. Das Wasser mußte rationiert werden. Als das Volk dann dem Verdursten und Verhungern nahe war, verlangte es die Kapitulation der Stadt. Männer und Frauen lagen ohnmächtig und entkräftet auf den Straßen.
In diesem Elend und dieser Verzweiflung erhob sich Ozias, einer der Ältesten, und forderte die Leute auf, noch fünf Tage auszuharren; vielleicht lasse Gott bis dahin von seinem Zorne ab und wirke zur Verherrlichung seines Namens ein Wunder. Nicht zur Errettung und Befreiung der Menschen, nein, zur Verherrlichung seines Namens! Die Durchhalteparolen des Ozias hatte die Witwe Judith vernommen, deren Mann vor dreieinhalb Jahren verstorben war. Sie führte ein zurückgezogenes Leben mit ihren Mägden, trug ein Bußgewand und fastete alle Tage außer am Sabbat, bei Neumond und an Festtagen. Judith war von ungewöhnlicher Schönheit und durch ihren Mann sehr reich, sie besaß zahlreiches Gesinde und große Viehherden. Dazu genoß

sie als gottesfürchtige Frau bestes Ansehen und stand in tadellosem Ruf. Niemand sprach abfällig über sie, und das will schon etwas heißen.
So konnte Judith es sich auch leisten, den Ozias öffentlich der Gottesherausforderung zu bezichtigen; denn dieser habe dem Allerhöchsten unziemlicherweise ein Fünftagesultimatum gestellt. Eine solche Sprache aber, so erklärte die schöne Dame, könne nicht Gottes Erbarmen anregen, sondern nur seinen Zorn entflammen und seinen Grimm entfachen. Man dürfe dem Herrn keine Fristen setzen und ihm nicht nach eigenem Gutdünken einen Tag bestimmen. Darum müsse der Herr nun erst einmal um Verzeihung gebeten werden. Und die fromme Frau erging sich nun in einer langen Predigt über Gottes Langmut und Barmherzigkeit, über die erforderliche Verdemütigung und den abzubittenden Übermut des Ozias. Ihre Predigt gipfelte in der zuversichtlichen Prophezeihung, Gott werde alle Völker, die sich gegen Israel erhöben, demütigen und sie der Schmach verfallen lassen.
Ozias und die Ältesten gaben der schönen reichen Frau recht, und man kehrte allgemein zum geduldigen demütigen Gebet zurück, ohne an den Herrn Jahwe noch irgendeine Forderung zu stellen. Allerdings führte die fromme Judith einen besonderen Plan im Schilde, den sie jetzt zwar andeutete, aber keineswegs verriet. Sie verlangte lediglich, daß man sie mit ihrer Magd bei Nacht zum Stadttor hinauslasse und ihrem Vorhaben nicht weiter nachforsche.
Judith kehrte dann zunächst in ihre Betkammer zurück, legte wieder ihr Bußgewand an, streute Asche auf ihr Haupt und flehte zum Herrn um standhaften Sinn und Kraft für ihr Vorhaben. Danach legte sie Bußgewand und Witwenkleider ab, wusch sich, salbte sich mit feinster Myrrhe, ordnete kunstvoll und verführerisch ihr Haar, setzte ihren Kopfbund auf, zog ihre Feierkleider an, befestigte hübsche Sandalen an ihren Füßen, legte auch Armbänder, Spangen, Ohrgehänge und Ringe, kurz, ihren ganzen Schmuck, an und wurde nun vom Herrn und Schöpfer mit noch glänzenderer Schönheit angetan, als ihr ohnehin schon eigen war; denn all den Putz hatte sie sich ja nicht aus böser Lust geleistet, wie die Heilige Schrift versichert, son-

dern in frommer Gesinnung! Darum allein erhöhte der Herr ihre Schönheit noch so sehr, daß sie in aller Augen unvergleichlich anmutig erschien. Die fromme Gesinnung dieser von böser Lust entfernten Frau - der freundliche Leser wird es längst wissen oder erraten haben - bestand nämlich darin, daß sie einen hübschen kleinen Meuchelmord plante, also ein im Gegensatz zu niederen fleischlichen Gelüsten gottwohlgefälliges blutig-frommes Werk!

Ihrer Magd bürdete die hohe Frau einen Schlauch mit Wein, ein Gefäß mit Öl, geröstetes Mehl, Feigenkuchen, Brot und Käse auf und machte sich mit ihrem zweibeinigen Packesel auf den Weg. Als sie durch das Stadttor schritt, staunten Ozias und die Ältesten über alle Maßen wegen der außergewöhnlichen Schönheit der Dame, stellten aber keinerlei lästige Fragen, sondern sprachen nur fromme Segenswünsche aus. Betend schritt die fromme Frau fürbaß.

Erst bei Tagesanbruch stieß sie auf assyrische Vorposten, die sie anhielten. Sie aber gab sich für eine Verräterin und Spionin aus, die dem Heerführer Holofernes Kunde bringen wolle, wie er die Israeliten am einfachsten überwältigen könne. Die Posten ließen sich becircen, ja zeigten sich erfreut, führten Judith zum Zelt des Holofernes und meldeten sie an. Sie wurde dort mit Gepränge empfangen; denn ihr Erscheinen hatte bereits im Lager großes Aufsehen erregt. Durch listig-verschlagene Reden und die Verheißung des Sieges über die Israeliten wußte die schöne Judith sehr schnell das Vertrauen und die Gunst des Holofernes zu gewinnen; zumal der Verstand der Menschen, wenn die Erotik ihre Hand im Spiele hat, sehr bald nicht mehr im Kopf, sondern nur noch in den Hormonen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegt. Die Theologen rechtfertigen die infamen Lügen und Vortäuschungen, die Judith dem Holofernes aufband, damit, daß sie sichtlich in gutem Glauben und lauterer Absicht gehandelt habe, zudem sei es in alter Zeit eine gebräuchliche Kriegslist gewesen, den Feind durch Worte und Handlungen zu täuschen. In alter Zeit?

Heute sind wir sicher moralisch über solche Verwerflichkeiten erhaben! Im übrigen sei, so die Theologen, Judith für uns nicht deshalb vorbildlich, weil sie die Lüge als Kriegslist benutzt, son-

dern weil sie ihren Glauben verteidigt und ihr Volk und Vaterland heroisch geliebt habe. Die alte Schizophrenie der Theologen und insbesondere der Jesuiten: der Zweck heiligt die Mittel. Gott wird schon wissen, warum und wozu! Überlassen wir es getrost ihm und seinen Moraltheologen!
Judith wußte sich mit ihrem Lügengewebe bei Holofernes einzuschleichen und erhielt auch verschiedene Freiheiten zugestanden, etwa die, daß sie des nachts ins Freie treten dürfe, um zu ihrem Gott um den Sieg der Assysrer über die Israeliten zu beten. Die Riten, die sie zu Gottes Ehre vollzog, überschlagen wir. Am vierten Tag gab Holofernes ein großes Gastmahl, an dem auch Judith teilnehmen mußte. Sie spielte dabei alle ihre Verführungskünste aus und gab sogar den Wunsch zu erkennen, den inzwischen erwachten Begierden und Wünschen des Holofernes nachzukommen. Sie legte sich vor ihm nieder und brachte den rauhen Kriegsmann so sehr in Glut, daß er an diesem Abend mehr trank als je in seinem Leben zuvor; und seine Diener nahmen ebenfalls die Gelegenheit wahr, dem Wein hemmungslos zuzusprechen. Schließlich suchte jeder sein Zelt auf, Judith aber ging mit Holofernes in dessen Schlafgemach und wußte ihn sanft in den Schlummer zu säuseln. Er war bald vor allzu großer Trunkenheit fest eingeschlafen. Vor dem Zelt wachte die Magd und stand Schmiere. Nun betete Judith unter Tränen mit leisen Lippen zu Gott um Kraft und Gelingen für ihre fromme Tat, löste das zu Häupten des Bettes hängende Schwert, zog es aus der Scheide, faßte den Holofernes beim Schopfe und betete abermals um Kraft. Dann hieb sie dreimal in den Nacken des Schlafenden und schlug ihm den Kopf ab. Danach nahm sie das Fliegennetz von der Säule und wälzte den Rumpf des Erschlagenen auf den Boden hinaus, übergab das Haupt des Holofernes ihrer Magd und befahl, es in den Reisesack zu stecken. Beide Frauen gingen unbehelligt durch das Lager wie zum üblichen Nachtgebet, durchquerten das Tal und kamen an das Stadttor von Bethulia. Die Tore wurden geöffnet, groß und klein eilte herbei, Fackeln wurden entzündet, man versammelte sich und hörte den Bericht der frommen Judith, die unter gottgefälligen Reden und Lobpreisungen den Kopf des Holofernes aus dem Reisesack zog und den Leuten zeigte. Dann ver-

kündete die blutige Lady: "Der Herr ließ nicht zu, daß seine Magd verunreinigt wurde. Ohne Verunreinigung durch eine Sünde rief er mich zu euch zurück ... Danket ihm alle; denn er ist gut, und sein Erbarmen währet ewig." Die Verunreinigung hatte sie allerdings dem Holofernes noch am Vorabend versprochen und ihn damit in den Tod gelockt.Aber das ist in Gottes und seiner Theologen Augen moralisch absolut einwandfrei. Um es auch hier auf einen Nenner zu bringen: der unkeusche Koitus ist unrein und verwerflich, das Enthaupten lauter und gottgefällig.

Die geschilderte Szene setzte sich fort mit schier endlosen Lob- und Danksprüchen, die wir nicht wiederholen müssen. Sie sind von der bekannten biblischen Art. Achior, als er Augen- und Ohrenzeuge all dessen geworden war, schwur seinen heidnischen Gebräuchen ab und bekannte sich zum Glauben an Gott. Vielleicht fürchtete er auch nur um den eigenen schreckensbleichen Schädel!

Bei Tagesanbruch hängte man das Haupt des Holofernes an der Mauer auf. Dann griff alles zu den Waffen und stürmte mit großem Geschrei und Lärm hinaus auf das Lager der Assyrer zu. Die feindlichen Vorposten liefen zum Zelt des Holofernes, um ihn zu wecken und seine Befehle zu erwarten. Niemand wagte, an sein Schlafgemach zu klopfen; darum benahm man sich laut und lärmend, aber das machte auf den zum ewigen Schlaf gebetteten Holofernes nicht den geringsten Eindruck. Indessen glaubten die Assyrer, er liege mit Judith auf dem Liebeslager, entschlossen sich aber dann doch, ihn durch Händeklatschen aufmerksam zu machen. Doch nichts regte sich drinnen. Man hob schließlich den Vorhang und erblickte den in seinem Blut schwimmenden Leichnam des Feldherrn ohne Kopf. Der Entdecker dieser grauenhaften Tat schrie laut auf, weinte und zerriß seine Kleider. Dann trat er in das Zelt der Judith, ohne sie dort zu finden. Die Sache war klar und wurde den Soldaten verkündet: "Eine hebräische Frau hat dem Hause des Königs Nabuchodonosor Schande gebracht. Seht, Holofernes liegt am Boden, ohne Haupt!" Nun befiel die Assyrer unsägliche Angst und Furcht. Verwirrung und Lärm erhoben sich im Lager. Man suchte sein Heil in der Flucht. Die Israeliten nahmen die Verfol-

gung auf, töteten viele Assyrer und machten reiche Beute. Judith aber wurde vom Hohenpriester Joakim gepriesen als der Ruhm Jerusalems, die Freude Israels und der Stolz des Volkes. Sie habe männlich gehandelt und ein mutiges Herz gehabt, weil sie in Keuschheit geliebt habe und nach dem Tode ihres Mannes von keinem andern habe wissen wollen. Nach dieser Logik, die wir nicht in Frage stellen wollen, ist zu folgern: Vorsicht vor den Keuschen, in ihrem Schafspelz stecken reißende Wölfe, ihre Blutrünstigkeit ist unermeßlich, wenn es um die Verwirklichung ihrer religiös-fanatischen Ideen geht.

Judith stimmte nun den gebührenden Lobgesang an, und der Sieg wurde drei Monate lang gefeiert. In Erinnerung daran wurde ein eigenes Fest in den Jahreskalender eingefügt. Judith blieb für den Rest ihres Lebens die keusche Witwe und wies alle Männer, die sich um sie bewarben, zurück. Sie lebte im Hause ihres verstorbenen Mannes und soll 105 Jahre alt geworden sein, berühmt im ganzen Lande. Ihre Sklavin ließ sie frei, verteilte ihr Vermögen an ihre Verwandten, und Israel wurde während ihres Lebens von keinen Feinden mehr bedroht oder erschreckt.

Das Buch Judith und die in ihm überlieferten Berichte sind übrigens historisch umstritten. Doch soll uns diese Schulweisheit nicht kümmern angesichts der beglaubigten göttlichen Offenbarung. Ob historisch oder nicht, die keusche Judith liefert ein farbiges Mosaiksteinchen zum erhabenen Bilde des jüdisch-christlichen Gottes und der von ihm abgeleiteten oder auf ihn projizierten jüdisch-christlichen Moral.

ESTHER

DIE SCHÖNHEITSKÖNIGIN

Es war in den Tagen der Herrschaft des persischen Königs Xerxes, den die Bibel Ahasverus, Assuerus oder Aschaschwerosch nennt, im 5. Jahrhundert vor Christus. Im dritten Jahr seiner Regierungszeit veranstaltete der König ein großes Fest auf der Burg Susa, im heutigen Schusch. Das üppige Gastmahl mit prächtigen Tafelgeschirren und lukullischen Köstlichkeiten zog sich mehrere Tage hin. Geladen waren die Fürsten und Heerführer des Reiches und deren Diener. Auch die Königin Vasthi veranstaltete zu gleicher Zeit ein Gastmahl für die Frauen des Königspalastes. Als der König am siebten Tage der Schwelgerei durch den genossenen Wein in bester Laune war, wandelte ihn die Lust an, den Gästen sein schönes Weib vor Augen zu führen, und er befahl den Eunuchen, die Königin mit ihrer Königskrone herbeizubringen, um ihre Schönheit den Fürsten und hohen Gästen zu zeigen.

Da geschah etwas für die damalige Zeit völlig Unerwartetes: Vasthi weigerte sich und dachte nicht daran, sich als Schaustück vor den hohen Herrschaften ausstellen zu lassen. Darob ergrimmte der König, und seine gute Laune verflog im Augenblick. Er wandte sich an die Weisen seines Reiches und bat um ihren Rat, was angesichts der Weigerung zu tun sei. Da riet ihm Memuchan, einer der zahlreichen Fürsten der Perser, ein Exempel zu statuieren; denn Frau Vasthi habe sich nicht nur gegen ihren Herrn und König vergangen, sondern auch gegen alle Fürsten und Völker des Königreiches. Die Unbotmäßigkeit der Königin werde sich nämlich schnell herumsprechen, und alsbald würden alle Fürstinnen der Perser und Meder gegen die Fürsten des Königs, ihre Eheherren, widerspenstig werden. Das werde viel Ärger und Verdruß im Staate geben. Der König solle daher augenblicklich ein Dekret im ganzen Reiche erlassen, das unaufhebbar sei und besage, die Königin Vasthi dürfe nie mehr vor dem Antlitz des Königs erscheinen, ihre Königswürde aber werde einer anderen gegeben werden, die würdiger sei als die

Widerspenstige. Wenn dann die Frauen im Reiche diese Verordnung erführen, würden sie alle ihren Eheherren die gebührende Ehre erweisen und den eheherrlichen Anweisungen gehorsam Folge leisten. Dieser Rat leuchtete dem König ein, und das Edikt erging.
Nun erhielt der König einen weiteren Ratschlag, der ihm mindestens ebenso ausgezeichnet gefiel: im ganzen Reich solle man für den König die schönsten jungfräulichen Mädchen suchen. Mit diesem Auftrag wurden in allen Provinzen des Reiches die Beamten betraut. Alsdann waren die Schönsten der Schönen in das Frauengemach der Burg Susa unter der Obhut des Eunuchen Hege einzusperren und einer zwölfmonatigen Schönheitspflege zu unterziehen, wobei sie sechs Monate mit Myrrhenöl und sechs Monate mit Balsam und weiblichen Schönheitsmitteln einzureiben waren. Dann wurden sie dem König einzeln vorgeführt, und zwar so, daß das jeweilige Mädchen am Abend zu ihm hineinging und am Morgen in das zweite Frauenhaus zurückkehrte, nämlich unter die Obhut des königlichen Eunuchen Schaasgas, des Aufsehers über die Nebenfrauen. Zum König kam es nach der Defloration nicht mehr, es sei denn, daß dieser an ihm Gefallen fand und es namentlich gerufen werde.
Nun lebte in der Residenz Susa ein Jude namens Mardochäus, der dem Stamme Benjamin angehörte. Er war früher als Gefangener dorthin gebracht worden. Seine Cousine Esther, die Vater und Mutter verloren hatte, war ihm als Pflegetochter unterstellt; ihr verstorbener Vater war der Oheim des Mardochäus gewesen. Esther war schön von Gestalt und von lieblicher Erscheinung. So wurde auch sie auf königlichen Befehl in die Residenz Susa gebracht und der genannten Schönheitspflege im Frauenhaus unterworfen.
Als nun die Reihe an Esther kam, den König für eine Nacht probeweise zu beglücken, stellte sich heraus, daß der König sie allen bisherigen Mädchen vorzog. Sie erwarb so sehr seine Gunst und Zuneigung, daß er sich entschloß, ihr die Königskrone auf das Haupt zu setzen und sie statt der verstoßenen Vasthi zu seiner Gemahlin und Königin zu erheben. Es folgte ein großes Festmahl, auf dem Assuerus seine junge Frau den Fürsten und Beamten vorstellte, und er war nun wieder so gu-

ter Laune, daß er den Provinzen Steuererlaß gewährte und mit großer Freigiebigkeit Geschenke austeilte.
Das ist bis jetzt eine recht lebensfrohe und friedliche Geschichte. Der freundliche Leser wird aber aus alter Erfahrung vermuten dürfen, daß bald wieder Köpfe rollen werden, sobald eine Tochter des auserlesenen Gottesvolkes die Bühne betritt. Und diese Vermutung greift nicht fehl.
Pflegevater Mardochäus hatte es sich von Anfang an zur Gewohnheit gemacht, um den Palast, in dem Esther gefangensaß und erkoren wurde, herumzuspionieren. Dabei hatte er mitbekommen, wie sich zwei königliche Kämmerer, die als Türhüter angestellt waren, über den König erzürnten und ihm in ihrer Wut nach dem Leben trachteten. Ob die Sache wirklich so ernst gemeint war, oder ob die beiden nur mal, wie es oft zu gehen pflegt, ihrem Ärger mit ein paar kräftigen Flüchen Luft machen mußten, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls hatte Mardochäus nichts Eiligeres zu tun, als den Vorfall seiner Pflegetochter, der Königin Esther, zu hinterbringen und diese zu beauftragen, den König zu verständigen. Der nahm die Sache keineswegs auf die leichte Schulter, untersuchte die Angelegenheit genau und ließ die beiden Torhüter am Galgen aufhängen. Das Ereignis wurde in der Chronik festgehalten, und zwar als Pluspunkt für Mardochäus und die neue Königin.
Aber es sollte bald neue Schwierigkeiten geben. In jenen Tagen erhob der König Assuerus einen gewissen Aman zur höchsten Würde nach ihm und gab ihm damit einen Rang über alle Fürsten seines Reiches. Alle Beamten bei Hofe hatten auf Anordnung des Königs ihre Knie vor Aman zu beugen und sich vor ihm niederzuwerfen. Mardochäus aber, der ebenfalls im Palast ein und aus ging, weigerte sich, diese Ehrenbezeugung zu erweisen und blieb darin hartnäckig, obwohl er Tag für Tag von den Dienern des Königs ermahnt wurde. Schließlich wurde der Sachverhalt dem Aman gemeldet, um festzustellen, ob es seine Richtigkeit habe mit der Ausrede des Mardochäus, er sei Jude und falle daher nicht unter die Anordnung.
Aman geriet in Wut, als er von der Widerspenstigkeit des Juden erfuhr, hielt es aber nicht für ausreichend, ihn kurzerhand zu beseitigen, sondern richtete seinen Sinn darauf, alle Juden im gan-

zen Reich als Volksgenossen des Mardochäus auszurotten. Jahwe, der in dieser Geschichte bisher nicht in Erscheinung getreten ist, wird sein Behagen gehabt haben ob dieser radikalen Absicht.
Mit Genehmigung des Königs bestimmte nun Aman durch das Los den Tag, an dem man gegen die Juden gewaltsam vorgehen wolle. Er erwirkte zugleich vom König einen Erlaß, der die gänzliche Ausrottung der Mitglieder des Bundesvolkes im ganzen Reiche befahl. Der umfangreiche königliche Erlaß wird im Buche Esther wörtlich wiedergegeben. Darin weist der König zunächst auf die lautere Absicht hin, sein Reich milde und sanftmütig zu regieren, das Leben der Untertanen in allem ruhig zu gestalten und den von den Menschen ersehnten Frieden wiederherzustellen. Darum habe er Aman, der sich durch besondere Besonnenheit und Weisheit auszeichne, zu seinem Statthalter ernannt. Dieser aber habe ihm mitgeteilt, daß ein gewisses feindlich gesinntes Volk unter alle Stämme des Erdkreises gemischt sei, das durch seine Gesetze zu jedem Volk im Gegensatz stehe und die Weisungen der Könige fortgesetzt nicht berücksichtige, so daß auch eine noch so tadellos geführte Reichsregierung nicht bestehen könne. Einzig und allein dieses Volk befinde sich immerdar in feindseliger Haltung gegen jedermann, der nicht zu ihm gehöre, beobachte eine fremdartige gesetzliche Lebensweise und begehe aus Abneigung gegen andere Völker die schlimmsten Schandtaten, so daß kein Reich, in dem dieses Volk die Ordnung unterwühle, Beständigkeit erlangen könne.
Daher werde nunmehr angeordnet, daß alle bezeichneten Juden samt Frauen und Kindern am vierzehnten Tage des zwölften Monats vollständig, ohne Erbarmen und ohne Schonung durch das Schwert auszurotten seien. Nur so werde für die Zukunft die Gewähr geboten, daß die Staatsgeschäfte ständig wohlgeordnet und unerschüttert blieben.
Die Abschrift des Erlasses solle in jeder Provinz als Gesetz verkündet und allen Völkern bekanntgegeben werden. Entsprechend wurde verfahren. Der König und Aman setzten sich daraufhin zu einem Trinkgelage nieder, und in Susa gab es allerlei Unruhe und Aufsehen.

Sobald Mardochäus Kenntnis davon erhalten hatte, was sein störrisches Verhalten bewirkt hatte, zerriß er sein Gewand, hüllte zum Zeichen der Trauer sich in Sack und Asche, ging durch die Stadt und erhob bittere Wehklage. So erschien er auch am Tor des Palastes, durch das aber niemand in Trauerkleidung eintreten durfte. In allen Provinzen erhoben die Juden großes Gezeter, fasteten, weinten, wehklagten und hüllten sich gleichfalls in Sack und Asche. Mardochäus indes ließ sich am Tor des Palastes nicht abweisen, sondern ließ Esther bitten, beim König für ihn und seine Volksgenossen Fürsprache einzulegen. Dies aber war selbst für Esther ein gefährliches Unterfangen; denn niemand, nicht einmal sie selber, durfte unberufen vor dem König erscheinen, und zwar unter Androhung der Todesstrafe. Trotzdem erklärte sich Esther aus Liebe zu ihrem Volk zu dem Wagnis bereit, bereitete sich aber für ihren kühnen Auftritt drei Tage lang durch Gebet und Fasten vor.

Dreißig Tage war sie schon nicht mehr zum König gerufen worden, der sich inzwischen mit den übrigen eingesperrten Jungfrauen oder Nebenfrauen vergnügt haben wird. Trotz ihres kühnen Entschlusses ließ Mardochäus der Königin alle möglichen göttlichen Drohungen für den Fall zuteil werden, daß sie schweigen und nichts unternehmen werde. Die dreitägigen Gebete, die Mardochäus und Esther an den Gott der Juden richteten, überschlagen wir.

Am dritten Tag legte Esther ihre königlichen Gewänder an und begab sich vorschriftswidrig zum König in den inneren Hof des Palastes. Der König saß auf seinem Thron. Als er die schöne Königin erblickte, wurde er zornig und sah sie grimmig an, so daß sie vor Schreck erbleichte und in Ohnmacht fiel. Da wandelte Gott - und kein anderer! - den Sinn des Königs und neigte ihn zur Milde. Er sprang vom Thron auf und schloß Esther in seine Arme, begütigte sie und forderte sie auf, zu sprechen, indem er sein goldenes Zepter auf ihren Hals legte, der Sitte gemäß ein Zeichen, daß ihre Anwesenheit ihm nun genehm war. Sie berührte demütig die Spitze des Zepters, und er fragte nach ihrem Begehr, wobei er das Versprechen tat: "Wäre es die Hälfte meines Reiches, deine Bitte sei dir gewährt." Ein königliches Wort!

Esther lud ihn, falls es ihm gefalle, mit Aman zum Mahle ein, das sie für ihn bereitet habe, und Assuerus ließ sogleich den Aman herbeirufen, um zu Tische zu eilen. Dort fragte er unter gleicher Versprechung wieder nach ihrem Begehr, aber sie wagte ihren Wunsch nicht zu äußern, sondern lud die beiden Mächtigen zu einem weiteren Gelage ein, für das sie dann ihre Bitte in Aussicht stellte. Als dann aber Aman vom Essen heimkehrte und ihm Mardochäus begegnete, der ihm wiederum den Gruß verweigerte, befahl er, einen hohen Galgen für den Widerspenstigen zu errichten.

In der folgenden Nacht konnte der König nicht schlafen und ließ sich deshalb aus einem Buch mit geschichtlichen Denkwürdigkeiten vorlesen. Da erfuhr Assuerus erneut von dem Vorfall, wie Mardochäus damals den Anschlag der beiden Kämmerer hinterbracht hatte, die angeblich den König hatten umbringen wollen. Der großherzige Assuerus fragte daraufhin, welche Ehre und Auszeichnung Mardochäus dafür erhalten habe. "Er hat nichts erhalten", gab man ihm zur Antwort.

Da regte sich etwas im Vorhof. Es war Aman, der dem König vorschlagen wollte, den Mardochäus am Galgen aufzuknüpfen. Assuerus ließ ihn hereinrufen und stellte ihm die verfängliche Frage: "Was kann man dem Manne tun, den der König besonders ehren möchte?" Aman, der diese Frage auf sich höchstpersönlich bezog, beeilte sich zu antworten: "Wenn der König jemand ehren will, so bringe man ein königliches Gewand herbei, das der König schon getragen, und ein Roß, auf dem der König schon gesessen hat und auf dessen Kopf eine Königskrone angebracht ist. Man übergebe dann das Gewand samt dem Roß einem der vornehmsten Fürsten des Königs und ziehe es dem Manne an, den der König ehren will, und lasse ihn auf dem Roß über den Stadtplatz reiten und vor ihm her ausrufen: So tut man dem Manne, den der König ehren will." Darauf erhielt Aman den ihn überraschenden Befehl: "Tue so mit dem Juden Mardochäus, der am Tore des königlichen Palastes weilt. Unterlaß nichts von alldem, was du vorgeschlagen hast!"

Und also geschah es. Beim nächsten Gastmahl, das Esther für den König und Aman bereitet hatte, wagte sie ihre Bitte vorzutragen. Sie bat, ihr und ihrem Volke das Leben zu schenken, re-

dete dunkle Reden von einem Feind des Königs und erklärte auf konkretes Befragen: "Der Feind und Widersacher ist der schlimme Aman da!" Aman erbleichte vor Schrecken, der König erhob sich zornig vom Weingelage und ging in den Garten des Palastes. Aman blieb zurück und bat die Königin Esther um sein Leben; denn er vermutete, daß der König Schlimmes mit ihm vorhatte. Als Asssuerus zurückkam, lag Aman flehend vor dem Polster, auf dem Esther lag. Nun entbrannte des Königs Eifersucht, und er rief empört: "Will er gar der Königin in meinem eigenen Hause Gewalt antun?" Kaum war das Wort gesprochen, da verhüllten eilfertige Eunuchen das Gesicht des Aman und teilten dem König mit: "Beim Hause Amans steht ein Galgen, fünfzig Ellen hoch. Aman hat ihn für Mardochäus errichten lassen, der doch zum Besten des Königs geredet hat." Der König befahl augenblicklich: "Hängt ihn daran auf!" Erst als Aman dort baumelte, legte sich der Zorn des Königs.

Nun war es Esther ein leichtes, hingeworfen zu Füßen des Königs und unter Tränen flehend, um Gnade für ihre Landsleute zu bitten und das Edikt als Folge eines ruchlosen Anschlages des Aman auszulegen. Wieder streckte der König seiner schönen Frau das goldene Zepter entgegen, und sie bat um Zurücknahme des Gesetzes, wonach alle Juden auszurotten seien. Der König aber konnte den Mordbefehl nicht widerrufen, da nach persischem Gesetz ein königlicher Erlaß nicht aufgehoben werden durfte, nicht einmal vom König selbst. Aber durch einen neuen Befehl gestattete der König – gewiß auf Eingebung Jahwes! –, daß die Juden den gegen sie befohlenen Angriff am angeordneten Tag mit Gewalt abwehren durften. Den Juden kamen daher die hohen Ehren, die Mardochäus empfangen hatte, sehr zustatten; denn viele Fürsten der Provinzen schlugen sich vorsichtshalber auf ihre Seite, so daß es den Juden nicht mehr schwerfiel, ihre Feinde mit Schwert, Tod und Vernichtung zu schlagen. Es entstand ein schlimmes Blutbad im Lande. Fünfhundert Perser fielen allein in der Burg Susa. Als der König dann seine Esther fragte, welchen Wunsch sie nun noch habe, bat sie, es möge den Juden auch noch am folgenden Tag gestattet sein, nach Art des heutigen Tages zu verfahren. Die zehn Söhne Amans aber solle man am Pfahl aufhängen. Der König

befahl, daß dieser Wunsch ausgeführt werde. Am folgenden Tage wurden in Susa noch weitere dreihundert Perser von den Juden getötet. Im übrigen Reich ermordeten die Juden nach dem Bericht der Schrift fünfundsiebzigtausend Menschen. Dann veranstalteten sie ein großes Festmahl der Freude.
Seither feiern die Juden das Fest der Lose. Mardochäus aber wurde vom König zur früheren Stellung des Aman erhoben und stand bei seinen Glaubensgenossen fortan in höchstem Ansehen.
Ehre sei Gott in der Höhe, der es wieder einmal in seinem unerforschlichen Ratschluß weise eingerichtet hatte, daß Tausende auf dem Heilsweg seines auserwählten Volkes in blutigen Kämpfen das Leben lassen mußten. Von der Keuschheit der auserwählten Esther ist des Rühmens allerdings nicht. Warum sie sich dazu hergeben durfte, dem heidnischen Assuerus zunächst zur Defloration und dann als Gemahlin zu dienen, bleibt unerforschlich und unerfindlich.

Makkabäer I.

Die Toten zählen nach Tausenden

Unter der Herrschaft der Perserkönige hatten die ins gelobte Land heimgekehrten Israeliten unbehelligt nach ihren religiösen Gesetzen leben können. Auch unter Alexander dem Großen, der von 336 bis 323 v. Chr. regierte, hatte sich daran kaum etwas geändert. Auch als danach die Ägypter die Oberherrschaft über Palästina gewannen, folgte eine Zeit der Ruhe und der ungestörten kulturellen und wirtschaftlichen Weiterentwicklung. Erst unter der dann folgenden Herrschaft der syrischen Könige kam es zu schwerwiegenden Konflikten, als diese die heidnisch-griechische Kultur und Religion im Bundesvolk einführen wollten. Das Priestergeschlecht der Makkabäer stellte sich diesen Bestrebungen nach Gottes Vorsehung entgegen, und zwar mit Erfolg. Makkabäer war der Beiname des hervorragendsten Kämpfers dieses Geschlechts und bedeutet soviel wie "Hämmerer".

Das erste Buch der Makkabäer erzählt das vierzigjährige Ringen und Kämpfen, das Gott im verheißenen Lande zuließ; es umfaßt den Zeitraum von 175 bis 135 v. Chr. –

Nachdem Alexanders des Großen Reich zerfallen war, kam der Syrerkönig Antiochus Epiphanes zur Herrschaft über das jüdische Land; er versuchte mit allen Mitteln die Verschmelzung der jüdischen Offenbarungsreligion mit der heidnischen Religion griechischer Ausprägung durchzusetzen. Die übernationaldenkenden und auf Völkerverständigung bedachten Juden, die damals auf eine Verbrüderung mit den umliegenden Völkern hinwirkten, bezeichnet die Schrift als "ruchlose Menschen"! Ihre kulturelle und religiöse Versöhnungsbereitschaft, die dem Völkerfrieden und dem Wohlergehen des Landes dienen sollte, gaben sie dem syrischen König zu erkennen, erbauten in Jerusalem eine Schule für Ringer nach dem Brauche der Heiden und lösten sich – sei es aus politischer Klugheit sei es aus Indifferenz gegenüber dem eifersüchtigen Jahwe – vom heiligen Bunde ab. Da der übrige Teil des jüdischen Volkes seiner Religion treu

blieb, entschloß sich der Syrerkönig, den Tempel in Jerusalem zweimal zu berauben und die Stadt zu plündern, wobei es zu fürchterlichen Metzeleien kam. Frauen und Kinder der Hingemordeten wurden in die Gefangenschaft verschleppt, alle Herden in Besitz genommen. Gottes Zulassung!
Das überwundene Volk gab dem Zwang nach, opferte den sogenannten Götzen und entweihte den Sabbat. Auf Befehl des Königs waren die Brand-, Schlacht- und Trankopfer für Jahwe abzuschaffen, statt dessen aber sollten Schweine und sonstige unreine Tiere auf neuerrichteten Altären und in Hainen vor Götzenbildern geopfert werden. Die Söhne der Juden sollten fortan unbeschnitten bleiben. Kurz, das Gesetz des Moses und die Satzungen Jahwes sollten außer Kraft gesetzt und abgeschafft werden. Auf Zuwiderhandlungen stand die Todesstrafe. Religiöser Fanatismus also gegen religiösen Fanatismus. Der Kampf der Götzendiener gegen die Gottesdiener. Das verheißene Land stand wieder einmal in Flammen, und es floß reichlich Blut. Der Allmächtige hatte es so beschlossen. Warum? Es bleibt sein Geheimnis.
Schließlich mußten alle Gesetzesbücher verbrannt werden. Auf Befehl des Königs wurden alle Frauen getötet, die ihre Kinder hatten beschneiden lassen, wobei man ihnen die Kinder an den Hals hängte. Viele Israeliten blieben standhaft und weigerten sich jetzt erst recht, Unreines zu genießen und dem Gesetz untreu zu werden. Sie nahmen den sicheren Tod in Kauf. "Furchtbar lag das Zorngericht auf Israel", berichtet die Schrift. Gottes Willkür tobte sich nach Belieben aus.
Damals tauchte ein jüdischer Priester namens Mathathias auf, der fünf Söhne hatte, darunter Judas, genannt der Makkabäer. Diese traten den Abgesandten des Königs mutig entgegen und lehnten deren Ansinnen rundweg ab. Aber in diesem Augenblick kam ein Jude herzu, um nach Befehl des Königs auf einem Altar zu opfern. Mathathias stürzte sich zornentbrannt auf diesen Religionsfrevler und erschlug ihn im Namen des gerechten Gottes am Altare. Zugleich tötete er kurzerhand auch den königlichen Beamten, der zum Opfern nötigen sollte, und zerstörte dann den heidnischen Altar. Mit dem Ausruf: "Mir nach, wer für das Gesetz eifert und zum Bunde steht!" floh er samt seinen

Söhnen in die Berge. Ihr Hab und Gut ließen sie in der Stadt zurück.
Nachdem sich um die Eiferer viele Juden gesammelt hatten, durchzogen sie gemeinsam das Land, um Gesetz und Religionsausübung gewaltsam wiederherzustellen. Das ging nicht ohne Blutvergießen ab. Vor seinem Tod setzte Mathathias seinen Sohn Judas Makkabäus zum Heerführer der glaubenstreuen Juden ein. Diesem gelang es, die wiederholt gegen ihn ausgesandten syrischen Feldherrn zu besiegen. So fielen in der Schlacht bei Emmaus ungefähr dreitausend Mann. Ein Jahr später kämpfte Judas mit zehntausend Mann gegen sechzigtausend auserlesene Kämpfer und fünftausend Reiter der Syrer und erschlug nach einem vorausgegangenen kräftigen Gebet zum Herrn fünftausend; die übrigen ergriffen die Flucht. Von den Verlusten auf jüdischer Seite wird nichts berichtet.
Nach erneuter Weihe des Tempels zog Judas Makkabäus gegen die umliegenden heidnischen Völker zu Felde und blieb mit Hilfe Jahwes überall siegreich. Die grausamen Einzelheiten dieser Kriegszüge überschlagen wir. Die Toten zählten wieder einmal nach Tausenden. Gottes Vorsehung erwies sich als wunderbar im Sinne seiner blutrünstigen Heilsgeschichte. Während all dieser unaufhörlichen Kämpfe starb im Jahre 164 v. Chr. Antiochus Epiphanes, und sein Sohn Antiochus Eupator folgte ihm auf den Thron. Die Kämpfe und Schlachten gingen unentwegt weiter, die Zahl der Toten ist unübersehbar. In einem Gebet bezeugt Judas selbst: "Die Gesandten des Assyrerkönigs stießen einst Lästerungen aus. Aber dein Engel ging aus und schlug von ihnen hundertfünfundachtzigtausend Mann." In einer weiteren Schlacht bei Gazara fielen alle Heeresangehörigen des begabten feindlichen Feldherrn Nikanor durch das Schwert; kein einziger von ihnen blieb übrig. Dem Nikanor wurde das Haupt und zusätzlich die rechte Hand abgeschlagen, die er freventlich ausgestreckt hatte. Man hängte sie in Jerusalem auf. In einem Gegenschlag kamen wieder viele Juden ums Leben. In weiteren schweren Kämpfen fiel schließlich auch Judas, der Makkabäer, und wurde gebührend betrauert. Nun kamen alle "Übeltäter" aus ihren Schlupfwinkeln, es gab eine große Hungersnot zur Strafe; Bacchides, ein syrischer Feldherr, wählte gottlose Männer

aus und stellte sie zu Gebietern über das ganze Land. Alles Kämpfen war bis dahin umsonst gewesen! Großer Gott! Die Anhänger des Judas wurden bestraft und verhöhnt. Aber die Getreuen wählten den Jonathas zu seinem Nachfolger, und der schlug am Jordan den Feind. Endlich verließen die Syrer das Land, nachdem der ihnen ergebene jüdische Hohepriester bei einem Frevel am Tempel plötzlich gestorben war. Zwei Jahre später gab es erneute Kämpfe auf Anstiftung abtrünnigerJuden; sie gingen für Jonathas siegreich aus. Als endlich Frieden eingetreten war, räumte Jonathas mit den Gottlosen im Lande gründlich auf. Später wurde er Hoherpriester, geriet aber dann doch durch die List eines syrischen Feldherrn in Gefangenschaft und wurde getötet. Gottes Zulassung!

Alle Heidenvölker ringsum nahmen sich nun vor, die Israeliten zu bekämpfen und auszurotten und damit das Andenken an sie unter den Menschen zu tilgen.

Simon, der Bruder des Jonathas, wurde der Führer und Fürst der Juden und forderte vom Syrerkönig die völlige Freiheit seiner Glaubensgenossen, bekam sogar die Burg von Jerusalem, bisher Besitz der Syrer, in seine Hand und konnte eine für das Bundesvolk glückliche Zeit äußerer und innerer Erstarkung anbahnen. Eine Dankesurkunde, wortreich die Taten des Simon rühmend, wurde an Säulen auf dem Sionsberg aufgehängt. Darin pries man auch, daß die Juden von den mächtigen Römern als Freunde, Verbündete und Brüder bezeichnet worden seien. Simon nahm das Anerbieten an, Hoherpriester, Feldherr, Fürst der Juden und Vorsteher über alles zu sein. In seiner Hand vereinigte sich alle weltliche und geistliche Macht. Aber im hohen Alter wurde er, da Gott im gelobten Land nun einmal keinen Frieden zuläßt, von seinem eigenen Schwiegersohn aus Machtgier ermordet, und zwar bei der Gelegenheit, als er mit seinen Söhnen anläßlich eines Trinkgelages betrunken war.

Das alles ist ein sehr geraffter und gekürzter Überblick über vierzig grauenvolle Jahre auf dem Weg der Heilsgeschichte. Das von Blut und Tränen, von Schutt und Trümmern erfüllte Land der Verheißung nennen die Theologen unbeirrt die "Heimstatt der Offenbarung" und die blutige Geschichte des Bundesvolkes den "Weg des Heiles".

Makkabäer II.

Abstinenzler braten in der Pfanne

Das zweite Buch der Makkabäer, das allerlei Einzelberichte enthält, schließt nicht etwa chronologisch an das erste an, sondern greift auf eine frühere Zeit zurück, in der Seleukus als König herrschte. Dieser schickte auf Betreiben eines Juden namens Simon seinen Schatzmeister Heliodor nach Jerusalem, um den Tempel zu berauben. Als er sich mit seiner Leibwache in der Schatzkammer des Tempels befand, ließ der Herr der Geister und der Gebieter jeder Kraft eine so wunderbare Erscheinung eintreten, daß alle, die vermessentlich hineingegangen waren, von Gottes Macht betroffen wurden und vor Schrecken außer sich gerieten. Es erschien ihnen nämlich ein prächtig geschirrtes Roß mit einem furchtbaren Reiter. Dieses stürzte auf Heliodor los und schlug mit den Vorderhufen auf ihn ein, während der Reiter in goldener Rüstung erglänzte. Ihm kamen noch zwei Jünglinge von großer Stärke und besonderer Schönheit, in prächtige Gewänder gekleidet, zu Hilfe, geißelten den Heliodor unablässig und versetzten ihm viele Hiebe, bis er zu Boden fiel und ihn dichte Finsternis umgab. Er wurde auf einer Bahre hinausgetragen, behielt aber sein Leben. Dankbar brachte er Gott ein Opfer dar, nahm Abschied und kehrte brav zu seinem König zurück, wo der die Wundertaten des allerhöchsten Gottes, die er mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leibe gespürt hatte, bezeugte. Von weiteren Tempelplünderungen wurde daraufhin Abstand genommen.

Später erschlich sich ein gewisser Jason durch finanzielle Versprechungen das Hohepriesteramt und führte gesetzwidrige Bräuche ein, so eine Ringschule und eine Übungsschule für die Jugend nach griechischem Muster. Er verleitete die vornehmsten Jünglinge, den griechischen Hut zu tragen und gestattete den Priestern, auf dem Ringplatz den gesetzwidrigen Kampfspielen mit Scheibenwerfen beizuwohnen, während der Altardienst vernachlässigt wurde. Sport statt Gebet war die Parole. So veranstaltete man in Tyrus in Gegenwart des Königs die fünfjährigen

Kampfspiele, wohin auch der angeblich verrückte Jason Gesandte aus Jerusalem schickte, die dazu noch Geldgeschenke für ein Herkulesopfer bei sich führten. Das Geld wurde dann aber für die Ausschmückung von Schiffen verwendet.
Drei Jahre später wußte sich Menelaus durch Bestechungsgelder an die Stelle des Jason zu setzen, wurde dann aber schließlich auf Veranlassung des rechtmäßigen Hohenpriesters Osias meuchlings ermordet. Jason brach danach in die Stadt ein und richtete ein großes Blutbad an. Die abscheulichen Einzelheiten und ihre Zusammenhänge aus dem Leben des Jason seien hier überschlagen. Sie führten dazu, daß der König Antiochus aus Ägypten aufbrach und - wie es heißt - mit tierischer Wut im Herzen schonungslos in Jerusalem alle, die seinen Soldaten in die Hände fielen, niederhauen und die auf die Dächer Geflüchteten umbringen ließ. Alt und jung wurde niedergemetzelt, man veranstaltete ein Morden von Männern, Frauen und Kindern, ein Abschlachten von Jungfrauen und Säuglingen. In drei Tagen kamen achtzigtausend Menschen um, vierzigtausend wurden als Sklaven verkauft. Der Tempel Gottes wurde geplündert. Begründung: wegen der Sünden der Bewohner Jerusalems gab diesmal der Herr selber den Tempel zur Plünderung frei; er geruhte zu zürnen. Ohne diese Sünden wären die Eindringlinge, wie damals Heliodor, sofort gegeißelt worden. Allein der Herr, so weiß die Schrift zu berichten, erwählte nicht das Volk um der Stätte willen, sondern die Stätte um des Volkes willen. Darum hatte die Stätte teil an der Heimsuchung des Volkes. Aber nach der Aussöhnung, wenn der Zorn des Allmächtigen verraucht sein würde, sollte der Tempel in der alten Herrlichkeit wiederhergestellt werden. Jetzt wissen wir auch, warum in Kriegen Kirchen, Dome und Klöster in Schutt und Asche sinken konnten. Der Herr sucht sein Volk heim.
Nur, warum ließ Gott auch die treugebliebenen Juden so hart bedrücken, warum ließ er zu, daß der angesehene und ihm getreue Schriftgelehrte Eleazar gezwungen wurde , den Mund aufzusperren, um Schweinefleisch zu essen. Dieser vermeintlichen Schande zog der alte Mann den Tod vor, indem er das verruchte Schweinefleisch ausspie und freiwillig zur Marterbank schritt. Dort wurde er totgeschlagen, nicht ohne vorher bekannt zu ha-

ben, daß er alle grausamen Qualen aus Gottesfurcht auf sich nehme. Die Furcht vor dem gewaltigen Gott war größer als die Furcht vor den Peinigern.
Andere, die ebenfalls den verbotenen Genuß von Schweinefleisch ablehnten, wurden mit Geißeln und Riemen geschlagen, man schnitt ihnen die Zunge aus dem Mund, zog ihnen die Haut vom Kopf, schlug ihnen Hände und Füße ab, warf ihre noch lebenden Körper ins Feuer oder briet sie in der Pfanne. Während dieser Qualen bekannten die Gemarterten noch, gegen ihren Gott gesündigt zu haben; darum ergehe es ihnen so schauerlich. Sieben Söhne sah eine jüdische Mutter auf diese grausame Weise ihrem Gott zuliebe sterben und ermunterte sie in ihrem Fanatismus noch, das alles hinzunehmen, durchzuhalten und nicht vom Wege des Gesetzes, d.h. von den mosaischen Speisevorschriften, abzuweichen. Alle waren der festen Überzeugung, daß sie um ihrer Sünden willen litten, daß Gott zürne und sie züchtige und strafe, und zwar mit verdienter Strafe. Durch ihr Leiden hofften sie den Zorn des Allmächtigen schließlich zu besänftigen.
Nachdem der allgütige Gott diese Martyrien über seine getreuen Juden verhängt hatte, nahm er für eben diese Schandtaten Rache an den Vollstreckern, insbesondere an dem König Antiochus, der mit einer unheilbaren, unerhörten Plage geschlagen wurde. Gott verursachte ihm unerträgliche Schmerzen und grausame Qualen in den Eingeweiden, ließ ihn vom dahinsausenden Wagen stürzen, daß er alle seine Glieder verrenkte. Dann kamen die Würmer aus seinem Leibe, das Fleisch fiel von ihm stückweise ab, und sein ganzes Heer wurde durch den Fäulnisgeruch belästigt. Der erfindungsreiche Gott hatte sich da wieder etwas besonders Hübsches ausgedacht; jedenfalls erreichte er, daß der Unglückliche zu ihm zu beten und ihn anzuflehen begann. Das war aber zu spät. Dennoch gelobte der Sterbende den Juden Wiedergutmachung und rechtliche Gleichstellung mit allen Bürgern Athens.
Andere schauderhafte Einzelheiten aus dem zweiten Buch der Makkabäer seien hier übergangen, so die Geschichte des frommen Juden Razias, der sich bei blutströmenden Wunden eigenhändig die Eingeweide herausriß und sie unter das Volk warf,

die Hinrichtung von Schwerverbrechern in einem mit glühender Asche gefüllten Turm, in dem auch Menelaus sein grausiges Ende fand. Die Grausamkeiten der göttlichen Heilsgeschichte sind unbegrenzt und stellen sich in immer neuen unvorstellbar scheußlichen Variationen dar. So lenkt Gott die Geschicke des von ihm auserwählten Volkes und aller von ihm verstoßenen Völker.

Jesaja

Flüche und Verwünschungen

Vermutlich wurde er um 765 v. Chr. in Jerusalem geboren, der König unter den Propheten: Isaias oder Jesaja; und wahrscheinlich war er von vornehmer, wenn nicht gar königlicher Herkunft. Als der König Osias starb, wurde Isaias zum Propheten berufen und wirkte unter den Königen Joatham, Achaz und Ezechias. Gemäß einer alten Überlieferung soll er schließlich unter dem König Manasses den Martertod durch Zersägen erlitten haben. Der Dank Gottes an seinen treuen Knecht!

Jesaja erlebte als gottesfürchtiger Mann die sittliche Entartung seines Volkes auf dem göttlichen Heilsweg und mußte erfahren, wie die Juden beim Götzendienst ihrem Herrn und Gott untreu wurden. Jesaja hörte nicht auf, Gott zu preisen und den Juden zu drohen oder ihnen für den Fall ihres Wohlverhaltens Gottes zärtlichste Liebe in Aussicht zu stellen. Er kündigte den Messias als einen Gottesknecht an, der alle Sünde und Unheiligkeit des Volkes auf sich nehme und büße und auf diese Weise das neue Heil bringe; denn von dem alten Heil war schon lange nicht mehr viel zu halten.

Folgen wir nun den Texten des wortgewaltigen Propheten in ausgewählten Beispielen.

Der Ochs kennt seinen Besitzer, sagt der Prophet, und der Esel die Krippe seines Herrn, nur Israel hat kein Erkennen, kein Einsehen. –Woran mochte das gelegen haben? Nun, sie waren ein sündiges Geschlecht, ein schuldbeladenes Volk, eine Brut von Frevlern, entartete Kinder. Worauf sollte man sie noch schlagen, diese verrückten Menschen? Nur Beulen, Striemen und frische Wunden konnte der Prophet an ihnen erblicken. Ihre Sünden waren rot wie Scharlach, und wenn sie sie nicht ablegen wollten, sollte sie das Schwert fressen. Darum: verkriech dich in Felsenhöhlen, birg dich im Staub vor dem Schreckensanblick des Herrn; denn erniedrigt wird die Hoffart der Männer, gebeugt wird der Hochmut der Menschen, wenn der Herr aufsteht, die Erde zu schrecken. Einschüchterungen über Einschüch-

terungen. Da ist die Rede von dem Schreckensanblick des Herrn, der aber wenig Eindruck auf die Leute gemacht haben muß, insbesondere auf die Frauen, obwohl, wie Isaias weiß, der Herr sie als hoffärtig verdammte; denn sie gehen einher mit gerecktem Hals und werfen lüsterne Blicke, sie trippeln tänzelnd dahin mit klirrenden Spangen am Fuß. Schlimm, schlimm! Drum wird der Allmächtige, der keinen Blick für die Schönheit der Frauen hat und ihnen alles mißgönnt und versagt, was gefällt, ihren Scheitel kahl machen! Natürliche Anmut ist ihm ein Greuel. Er wird ihren Schmuck abreißen, die Fußspangen, die Stirnbänder und Halbmonde, die Ohrgehänge, die Armketten und Schleier, den Kopfputz, die Schrittkettchen und Prachtgürtel, die Riechfläschchen und Amulette, die Fingerringe und Nasenringe, die Feierkleider und Mäntel, die Umschlagtücher und Täschchen, die Spiegel, die feinen Hemdchen, die Stirnbinden und noch einmal die Schleier. Und was folgt diesem göttlichen Striptease, wenn den armen eitlen Frauen, von Gott geplündert, nichts mehr am schönen Leibe bleibt? Der Prophet weiß es genau: Dann gibt es statt Balsamduft Modergestank, statt des Gürtels den Strick, statt des Haargekräusels den Kahlkopf, statt der Festtagskleider das Bußgewand, statt Schönheit ein Brandmal. Ja, ja, so ist das nach Gottes heiligem Geschmack, und so haben es ja auch mehrere hundert Jahre später die Väter der heiligen Inquisition und ihre Häscher und Henkersknechte gehalten und den verruchten Frauen, diesen Hexen, gezeigt, wie Gott sie haben will! Alle Schönheit, alle Harmonie, alle Anmut dieser Welt war dem Herrn Jahwe schon immer ein Greuel. Man muß sie entstellen, verschandeln, vernichten, dann erst ist alles gottwohlgefällig.

Isaias wettert dann gegen die Kapitalisten seiner Zeit, die Haus an Haus reihten, Feld an Feld fügten, die sich zu Grundherren machten. Er schüttet über sie seine Flüche: Wahrlich, viele Häuser sollen veröden. So groß und so schön sie sind: menschenleer sollen sie werden!

Dann geht es über die Trinker her: Weh, die ihr früh morgens der Trunksucht frönt und bis spät in die Nacht hinein sitzt und von Wein glüht! Wegen dieser und anderer Untugenden soll das Volk in Gefangenschaft wandern, vom Hunger aufgerieben wer-

den, vor Durst verschmachten. Das Totenreich sperrt deshalb seinen gierigen Rachen weit auf und reißt gar gewaltig den Schlund auf. So wird der Mensch gebeugt, der Mann erniedrigt. Isaias droht: Weh, die ihr Böses gut und Gutes böse nennt, die ihr Bitteres zu Süßem macht und Süßes zu Bitterem. Die Theologen sehen in dieser Drohung einen Tadel der völligen Verwirrung der sittlichen Grundbegriffe. Nur, woher soll ein Volk sittliche Grundbegriffe haben, dessen Gott ständig die schauderhaftesten Sittenwidrigkeiten in seine Heilsgeschichte einflicht, für die er selber höchstpersönlich verantwortlich zeichnet. Isaias hatte auch Gesichte und Erscheinungen, von denen er freimütig berichtet. So sah er den Allmächtigen auf seinem hohen Thron sitzen, und vor ihm standen Seraphe, von denen jeder sechs Flügel hatte; mit zweien bedeckten sie ihr Antlitz, mit zweien ihre Füße und mit zweien hielten sie sich schwebend. Nun wissen wir, wie es im Himmel zugeht.

Auch Gottes Stimme hat Isaias gehört und dabei die folgende merkwürdige Anweisung erhalten: "Geh, sag diesem Volk: Hört nur, hört, doch versteht nicht! Verstocke das Herz dieses Volkes! Mache taub seine Ohren! Mache blind seine Augen! Damit es nicht sehe mit seinen Augen, nicht höre mit seinen Ohren, sein Herz nicht Erkenntnis gewinne, sich nicht bekehre und Heilung finde!" – Des Volkes "Sünden" sind also von Gott gewollt, damit er auch entsprechende Strafen verhängen konnte, wie wir sie kennengelernt haben: Herausreißen der Zunge, Abreißen der Kopfhaut, Abschlagen von Händen und Füßen, Braten des lebendigen Leibes im Feuer und in Pfannen. Der böswillige Sadismus dieses erhabenen Gottes wird hier unzweideutig von seinem größten Propheten bezeugt.

Isaias fragte den hohen Herrn, wie lange das Volk verstockt und unverständig, taub und blind bleiben solle, und der Gott Israels antwortete: "Bis die Städte verwüstet, bar der Bewohner, ohne Menschen die Häuser, zur Öde geworden das Land, bis der Herr in die Ferne vertrieben die Menschen und groß geworden im Land die Verödung. Ja, lebt noch ein Zehntel darin, so soll auch das der Vernichtung verfallen!" Und so weiter. Kein halbwegs vernünftiger Mensch kann das hören und lesen und noch von einem gütigen, weisen, gerechten Gott sprechen. Dieser

Gott ist ein unbeschreibliches Ungeheuer, schlimmer als der abscheulichste aller denkbar abscheulichen Teufel.
Wenn schon die Gegenwart so unerträglich trostlos ist, so muß man doch wenigstens Hoffnung für die Zukunft entfachen. So richtet der Prophet seinen Blick in kommende Zeiten und verkündet orakelhaft: "Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und ihn Emmanuel nennen." Natürlich die Jungfrau; denn wie könnte der Erlöser, der Messias, der Heiland aus einem sündigen Geschlechtsverkehr hervorgehen dürfen, den allerdings Gott, der Herr, gelegentlich seines genialen Schöpfungsaktes selber erfunden und institutionalisiert, dann aber permanent verteufelt hatte.
Dieser Emmanuel nun sollte sich laut Isaias von Dickmilch und Honig nähren, aber noch bevor er verstehe, das Böse zu verwerfen und das Gute zu erwählen, liege das Land verödet.
Der Verheißung wird also gleich wieder ein Fluch beigesellt, ohnedem geht es nicht ab bei Gott. Von ihm heißt es denn auch folgerichtig weiter: Er sei euch Furcht, und er sei euch Schrekken. Der Messias werde zum Stein des Anstoßes, zum Fels des Strauchelns für die beiden Häuser Israels, zur Schlinge und zum Fallstrick für die Bewohner Jerusalems. Ohne Verkündigung von Übel, Unglück, Leid und Not geht es bei Gott niemals ab! So verkündet Isaias, daß viele zerschmettert, verstrickt und gefangen werden sollen, wenn der Emmanuel kommt. Er hatte nur zu sehr recht!
Zwar heißt es dann weiter, der von Blut getränkte Mantel solle verbrannt und ein Raub der Flammen werden, der Friede nimmer ein Ende nehmen, Recht und Gerechtigkeit würden gestützt werden; aber man wird fragen dürfen, warum erst dann? Und im übrigen hat sich diese schöne Prophezeiung niemals erfüllt. Das grausame Blutvergießen ging weiter. Es nahm mit Jesu Kreuzigung einen neuen Anfang und zieht sich seither durch alle christlichen Jahrhunderte hindurch mit einer breiten, unaufhörlichen Spur, ein Blutstrom ohnegleichen. Nach der Verheißung des Messias ergeht sich Jesaja in düsteren Prophezeiungen über die nähere Zukunft des jüdischen Volkes:
Im göttlichen Ratschluß verfügt ist die Vernichtung. Gerechtigkeit führt sie herbei; denn festbeschlossene Vernichtung wird

der allmächtige Herr der Heerscharen vollziehen auf der ganzen Erde. Schon schlägt er die Äste herunter mit Schreckensgewalt. Die Theologen haben diese Prophezeiungen so gedeutet, daß Gott den Untergang des größeren Teiles des Volkes Israel beschlossen habe und seiner Strafgerechtigkeit freien Lauf lasse. Er strafe aber nicht nur Israel, sondern jede gottwidrige Macht auf der ganzen Welt.

Im Blick auf das künftige messianische Reich weiß Jesaja eine heile Welt ohnegleichen in Aussicht zu stellen, schöne Wunschträume, die selbstverständlich nie Wirklichkeit wurden; denn wann hätte zum Beispiel je der Löwe Stroh gefressen wie das Rind, selbst wenn man diese friedliche Metapher nicht allzu wörtlich nehmen wollte.

Nach den süßen prophetischen Schalmeientönen geht es dann aber wieder im gewohnten Polterstil weiter: Der Tag des Herrn kommt ohne Erbarmen, voll Grimm und Zornglut wird die Erde zur Wüste gemacht und werden die Sünder auf ihr vertilgt: Seltener mach ich die Menschen als Gold, die Sterblichen rarer als Ophirgold. Ein wahrlich großartiger Schöpfergott, der die Völker im Grimme erschlug mit endlosen Schlägen und dem Menschen, seinem angeblich geliebten Geschöpf, durch den Propheten verkünden läßt: Auf Moder bist du gebettet, bedeckt mit Gewürm. Nichts als Schrecken und Abscheu!

Ob das Land der Philister, ob Moab, Syrien, Assyrien, Äthiopien, Ägypten, sie alle werden gemäß Jesaja dem Strafgericht Gottes verfallen, vor ihnen allen macht Gottes strafende Hand nicht halt. Die Massenvernichtung wird durch den Mund des Propheten vorprogrammiert, Gott selbst wird sie ausführen. Alle Schlacht- und Speiseopfer reichen nicht aus, den großen Moloch zu sättigen, er ergötzt sich zusätzlich – wie eh und je – an der Ausrottung ganzer Völker. So heißt es denn wörtlich beim Propheten: Siehe, der Herr entvölkert die Erde, verheert sie, entstellt ihr Antlitz, zersprengt ihre Bewohner. Und dann einige Textstellen weiter: Die Erde wird gänzlich entvölkert und völlig geplündert; denn der Herr hat diese Drohung gesprochen. Die Erde trauert und verwelkt, der Erdkreis verschmachtet, verwelkt. Himmel und Erde verschmachten. Haßerfüllt wiederholen sich die immer gleichen Vokabeln aus dem Ver-

nichtungsarsenal Gottes. Der die Welt erschuf, kennt keine größere Lust, als sie mitsamt ihren lebenden Bewohnern zu vernichten. Ein Massaker folgt auf das andere. Fluch zehrt an der Erde. Es büßen ihre Bewohner. Darum, so weiß Jesaja, verbrennen der Erde Bewohner, von den Sterblichen bleiben nur wenige übrig. Es trauert der Most, der Weinstock stirbt; es seufzen alle, die fröhlich waren.

Welche Zeit mag hier gemeint sein? Liegt sie etwa noch vor uns? In der Vergangenheit dürfte eine solche Katastrophe – aufs Ganze gesehen – nicht vorgekommen sein, sondern allenfalls partiell, wie wir aus der Geschichte wissen. Technische, industrielle und atomare Katastrophen mögen den beschriebenen Zustand eines Tages bewirken, womit dann Gottes – von Jesaja verkündetes – Ziel erreicht wäre. Es handelt sich eben nicht nur um kurzfristige, sondern vorwiegend um langfristige Maßnahmen zur Beseitigung des Schädlings Mensch, wie sie seit den Tagen der Schöpfung kontinuierlich vom Schöpfer verfolgt werden.

Hinter Schloß und Riegel müssen die Menschen dann lange Zeit büßen, so heißt es. Der Mond wird erröten und die Sonne sich schämen; denn antreten wird der Heerscharen Herr die Königsherrschaft auf dem Berg Sion und in Jerusalem, Diese Logik erscheint zwar schwer begreiflich, aber Gottes Gedanken sind nicht die Gedanken der Menschen. Auf den Gedanken aber, daß Gott es eigentlich ist, der sich schämen sollte, ist wohl bisher noch kein Mensch gekommen.

Wortreich verheißt dann der Prophet das Heil im neuen Gottesreich, wieder eine erhebende Zukunftsprojektion, von der allerdings ebensowenig zu halten ist wie von allen anderen Zukunftsverheißungen von Heil und Segen und Glück und Glorie und Seligkeit. Juden und Christen pilgern seit Jahrtausenden lebensfeindlich und unheilverbreitend durch das irdische Jammertal, beständig auf dem Wege nach dem verheißenen Heil, das wie eine ewig unerreichbare Fata Morgana vor ihnen herzieht. Nur eines dürfen und können sie nicht: den Augenblick genießen und sich im Heute und Hier lebensfroh und lebensbejahend wohlfühlen. Dabei beklagt Jesaja wie später Markus, daß die Menschen Gott nur äußerlich und gewohnheitsmäßig ver-

ehren. Wie aber sollten sie auch nicht? Wie könnte man einen derartigen Tyrannen und Massenvernichter auch aus Überzeugung und vollem Herzen verehren? Der völker- und menschenverachtende Gott läßt durch seinen Propheten sagen: Seht, Völker sind wie ein Tropfen am Eimer, wie ein Stäubchen an der Waage gelten sie. Der Einzelne gilt schon erst recht überhaupt nichts.

Auf den künftigen Messias bezogen weiß der Prophet vorauszusagen, daß dieser nicht schreien und lärmen noch seine Stimme auf Straßen hören lassen werde. Wie wir wissen, hat der zum Messias erklärte Jesus sich an diese Voraussage nicht besonders strikt gehalten. Er sprach auf Straßen und Plätzen öffentlich zum Volk. Übrigens wagten kommentierende Theologen später die Behauptung, als Bundesmittler und Licht der Heiden bringe der Messias den Heiden die richtige Gotteserkenntnis und Befreiung von der Sünde. Man erinnere sich in diesem Zusammenhang an die Ausrottung unserer germanischen Vorfahren, ganzer Indianerstämme und an den Verkauf ungezählter Negervölker in die Sklaverei; an die Unterjochung all derer, die sich dem aufgedrungenen Heil nicht beugen wollten. Aber unbeirrt von all diesen historischen Fakten behaupten auch die Theologen unseres Jahrhunderts noch, die Heiden würden gläubig dem wahren Gott anhangen, wenn sie sähen, wie er sich als Retter seines Volkes und Licht der Heiden erweise. Die Verlogenheit solcher Behauptungen ist unermeßlich.

Jesaja hat über den künftigen Messias viele Voraussagen getan, die die Christen sämtlich auf Jesus von Nazareth beziehen. Der Herr lege, so der Prophet, die Sündenschuld aller Menschen auf ihn, er werde mißhandelt, gebe sich aber willig darein, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das vor seinen Scherern verstummt. Schließlich weise man ihm bei Frevlern sein Grab an. Die Notwendigkeit alles dessen ist nur aus göttlicher Logik einzusehen, der zufolge ein Unrecht nicht durch Wiedergutmachung, sondern nur durch Strafe, durch Qualen und Leiden, aufgewogen werden kann, gleichgültig, ob diese der Schuldige selbst oder ein anderer für ihn auf sich nimmt. Qual und Strafe müssen nach göttlicher Weltordnung sein, und davon wird auch der Messias, später als Gottes Sohn

bezeichnet, nicht ausgenommen, sondern vielmehr den Torturen auf besonders grausame Weise unterworfen. Hat sich deshalb und hat sich seitdem die Welt gebessert? Wurde das Antlitz der Erde, wie die Christen in ihren Gebeten behaupten, erneuert? Die Geschichte der Menschheit, insbesondere aber die Geschichte der Kirche und des Christentums überhaupt, belehrt uns eines Besseren.

Zurück zu Jesaja, der den Verheißungen alsbald wieder Flüche und Verwünschungen folgen läßt. Von den Gottlosen sagt er, sie seien wie das aufgewühlte Meer, das nicht Ruhe halten könne und dessen Wasser Schlamm und Kot aufwühle. Es gibt keinen Frieden für die Frevler, so läßt er Gott sprechen. Aber wann gab es je Frieden für die Gottesfürchtigen?

In theologischer Auslegung der Jesaja-Texte ist übrigens behauptet worden, die Sünden der Gotteskinder seien schuld daran, wenn das erwartete Strafgericht über ihre Feinde noch nicht hereinbreche. Wieder haben wir es mit einer unbegreiflichen pädagogischen Maßnahme des Rachegottes zu tun. Sind seine Getreuen lieb und brav, wird er ihre Feinde züchtigen, sind sie es nicht, wird er sie verschonen. So wird selbst durch Wohlverhalten Übel für andere ausgelöst. Aber der Rachetag werde kommen, so der Prophet, die Zeit also, in der die gottfeindlichen Mächte bestraft und vernichtet werden. Gott aber schaut gnädig auf den herab, der demütig vor ihm ist, im Geiste zerknirscht. Die geistige Zermalmung ist überhaupt Voraussetzung für ein gottgefälliges Dasein. Wehe dem aber, der es wagt, selbständig und gar von Gottes Gedanken abweichend zu denken. Demut, Reue und Gehorsam sind die geforderten Tugenden, Selbstachtung, Verantwortung und eigene Entscheidung werden verteufelt. Wer diese wagt, wird als Unbußfertiger verworfen. Laut Jesaja wird man hinausgehen, die Leiden der Männer zu schauen, die von Gott abfielen, ein Abscheu werden sie sein allem Fleisch. Die Bekehrten aber sind für Gott, den blutgierigen Fresser, ein reines Speiseopfer. Schließlich wird es – wie schon immer – nach Vollendung der messianischen Zeit nur noch zwei Klassen von Menschen geben: die Seligen, die im himmlischen Jerusalem immerfort vor Gottes Angesicht stehen und die Abtrünnigen, denen das Gottesreich verschlossen ist und die ewi-

ger Qual überliefert sind. So kommentieren katholische Theologen den Text des Jesaja.
Welch eine absurde Vorstellung übrigens, daß die höchste Seligkeit und das vollendete Glück darin bestehen sollen, immerfort mit Lobgesängen vor dem Antlitz des allmächtigen und allwillkürlichen Gottes zu stehen. Welch eine unendlich langweilige, quälend ermüdende Ewigkeit! Nicht einmal ein schönes, genußreiches Leben wenigstens nach dem Tode als Ausgleich für alle Erdenqual und allen Verzicht wird den Christen verheißen, wie es der mohammedanische Himmel kennt mit Geselligkeit, Frauen und Festgelagen. Nein, man wird als Christ allerhöchstens Chormitglied im eintönigen Lobgesang vor dem eitel aufgeblasenen Himmelsherrn, und nur die schlimmsten Einschüchterungen mit den Schrecknissen der ewigen Flammenhölle vermögen die Christen dazu zu bewegen, dem ewigen Singsang im Klingelbimmelhimmel zuliebe ein möglichst untadeliges Leben hier nieden auf Erden zu führen. Allenfalls aus purer Angst verhalten sie sich wohl und anständig, um die Eintrittskarte zum unaufhörlichen himmlischen Alleluja zu erlangen und damit dem ewigen Flammenpfuhl zu entgehen. Das ist die einzige Alternative, die Gott seinen ebenbildlichen Geschöpfen zu bieten hat.

JEREMIAS

GOTTGEFÄLLIGE HASSGESÄNGE

Nach dem Tode des Isaias vergingen etwa 60 Jahre, bis der junge Jeremias zum Propheten berufen wurde und das Werk seines Vorgängers mit den sprichwörtlich gewordenen Jeremiaden fortsetzen konnte. Jeremias soll um das Jahr 650 v. Chr. in der Nähe von Jerusalem als Sohn eines Priesters geboren worden sein. Im 13. Regierungsjahr des Königs Josias, angeblich 627 v. Chr., wurde er, fast noch ein Jüngling, zum Propheten erhoben und wirkte vorwiegend in Jerusalem zur Regierungszeit der Könige Josias, Joachaz, Joakim, Joachin und Sedekias. Wegen seiner scharf gewürzten Predigten war er in der letzten Zeit vor dem Fall Jerusalems schwersten Verfolgungen ausgesetzt. Als dann nach der Einnahme Jerusalems und der Deportation seiner Einwohner in die babylonische Gefangenschaft wenige mehr im Lande bleiben durften, war Jeremias unter diesen. Nach der Ermordung des babylonischen Statthalters Godolias zwangen ihn aber die Juden, mit ihnen nach Ägypten auszuwandern. Dort soll er zu Tode gesteinigt worden sein, teilte also das Los so vieler Lieblinge Gottes.

Jeremias betrachtete sich schon sehr früh als Anwalt Gottes und hielt sich für berufen, gegen den abscheulichen Götzendienst seiner Stammesgenossen wortreich zu Felde zu ziehen und ihnen für ihre Abwege Gottes schreckliche Strafe anzudrohen. Dabei bedauert er, daß er bei aller innigen und tiefen Liebe zu seinem Volk nur zürnen und drohen kann, und das besorgte er so gründlich, daß man ihn schließlich als Vaterlandsverräter töten wollte. Alle Gefahren und Bedrohungen nimmt aber der fanatische Mann ohne Zögern auf sich, macht sich das Leben unter seinen sündigen Zeitgenossen also nicht eben leicht. Wir wollen nur stellenweise in seine langen Reden einblenden, um ihn in seiner Eigenart kennenzulernen und recht zu verstehen. Der Leser hat jederzeit Gelegenheit, sich alle Jeremiaden im vollständigen Text ungekürzt zu Gemüte zu führen. Zitieren wir ihn also auszugsweise, wie vorher den Isaias.

Wie wir wissen, maßten sich die Propheten an, als Stimme Gottes, des höchsten Herrn der Welten, aufzutreten. Auch Jeremias behauptet von sich, der Herr habe zu ihm gesprochen und ihn aufgefordert, Gottes Worte in seinen Mund zu legen, habe ihm Vollmacht über Völker und Königreiche gegeben und ihn angewiesen, auszureißen, einzureißen, auszurotten und zu zerstören, aufzubauen und einzupflanzen. Mit andern Worten, der Prophet nimmt für sich, freilich unter Berufung auf Gott, jede Willkür in Anspruch.

Nun begnügte sich Jeremias allerdings nicht damit, nur gegen seine Zeitgenossen Klage zu führen, nein, weit gefehlt, er maßt sich auch noch an, gegen deren Kindeskinder zu wettern, also gegen die schon geborenen und noch nicht geborenen Enkel der Lebenden, gegen das ganze kommende und erst später heranwachsende Geschlecht, das vorab noch unschuldig – um mit Schiller zu sprechen – im Zeitenschoße ruht. Der Fanatismus des eifernden Mannes ist grenzenlos. Übrigens mischt sich der fromme Mann auch in politische Angelegenheiten und tadelt in seiner Torheit die Bündnisse, die sein Volk mit Ägypten und Assyrien geschlossen hatte, statt auf Gottes Schutz allein zu vertrauen. Warum dieser Tadel? Weil diese Bündnisse die Gefahr der Ansteckung durch das Heidentum nach sich zögen. Jede andere Religion gilt dem Propheten wie eine Seuche, jede Berührung mit Andersgläubigen wie eine gefährliche Ansteckungsgefahr.

Bitter und böse sei es, so verkündet Jeremias, Gott, den Herrn zu verlassen und ihn, den Propheten, nicht zu fürchten. Umsonst habe er die Kinder der Israeliten geschlagen, so läßt Jeremias den allmächtigen und allweisen Gott klagen und anklagen; denn Zucht nahmen sie keine an. Wieder sehen wir den frustrierten Gott, der sich geirrt und vergeblich bemüht hatte. Seine Psychologie hatte bei dem von ihm auserwählten Volk wieder einmal fehlgegriffen, seine Weisheit nicht hingereicht. Das Volk hatte sich die lästigen Propheten schließlich vom Halse geschafft als störende Mahner, die den öffentlichen Frieden gefährdeten und die Leute verhetzten. Natürlich wußte auch Jeremias in seine Klagen einige rosige Zukunftsvisionen einzustreuen und stellte die kühne Behauptung auf, in der messianischen Zeit

werde alles gottwidrige, sündhafte heidnische Wesen verschwinden und hinschmelzen wie Schnee vor der Sonne. Aber diese Wunschträume haben sich leider bis heute nicht erfüllt. Juden und Christen pilgern immer noch sündenbeladen und von Gottes Flüchen gepeitscht durch das irdische Jammertal. Zerstörung über Zerstörung, so lautet immer wieder die Kunde, die der Prophet auszustreuen weiß; verheert ist nach seinem Willen das ganze Land, im Nu sind Gottes Zelte zerstört; Jeremias sieht nur Wüste und Wirrnis, das Fruchtland liegt wüst und verheert.
In den Klageliedern wird das ganze Land, das unter den Zerstörungen des Krieges seufzt, personifiziert und klagt wie ein Mann über Unglück, Kriegselend und die Sündhaftigkeit der geschlagenen Bewohner. Und Gott führt über sein geliebtes Israel von fernher ein Volk, "es frißt dir Erde und Brot; es frißt dir Söhne und Töchter, es frißt dir Schafe und Rinder, es frißt dir Weinstock und Feigenbaum." Barmherziger Gott! Er vernichtet laut prophetischer Ankündigung das liebliche verwöhnte Jerusalem, zerstört seine Paläste. Denn so spricht, laut Jeremias, der Herr der Heerscharen: Fällt ihre Bäume; denn das ist die Stadt, die bestraft werden soll! Überall herrscht Bedrückung. Leid und Mißhandlung hat Gott ständig vor Augen. Er macht das Land zur Wüste ohne Bewohner. Andere Völker warten darauf, dieses Volk zu verschlingen in unbezähmbarer Wut und Beutegier.
Jeremias versichert seinen erstaunten Landsleuten, von der Zornglut des Herrn sei er übervoll, und Gottes Zorn müsse er ergießen über das Kind auf der Gasse, über die Schar aller Jünglinge, und wieder fällt er plötzlich in prophetische Visionen und sagt voraus, daß Männer und Frauen gefangen werden, der Greis samt dem Hochbetagten, ihre Häuser fallen an Fremde samt Äckern und Frauen, die ja bekanntlich zu den Gegenständen, zur Habe, zählten. In aller Öffentlichkeit kündet der von Gott beauftragte Störenfried Unheil über Unheil an und läßt den der Opfer überdrüssigen Gott sagen: Eure Brandopfer mag ich nicht mehr, eure Schlachtopfer gefallen mir nicht! Er hat sich damals wohl daran satt gefressen und übergessen. Darum legt er diesem Volk Hemmnisse in den Weg, über die es stürzen möge. Ein Nachbar möge mitsamt dem andern verderben. Nur wenn ihr nicht unschuldiges Blut an dieser Stätte vergießt und

nicht fremden Göttern nachlauft, sagt der Prophet, dann lasse ich euch an dieser Stätte wohnen. Unschuldiges Blut darf schließlich nur Gott vergießen! Morden darf nur Gott. Das kommende Unheil könne ohne sittliche Umkehr nicht gebannt werden, sagt der Prophet. Er schimpft in Gottes Namen auf die Bosheit seines Volkes Israel und läßt Gott wettern: Ich verstoße euch von mir, wie ich all eure Brüder, den ganzen Stamm Ephraim, verstoßen habe.

Man darf hier einmal zwischendrein fragen, was eigentlich die Juden von den übrigen Menschen erwarten, wenn schon ihr eigener Gott derartig mit ihnen zu verfahren beliebt, sie verachtet, verstößt, verwirft? Warum sollten es da die Christen besser machen? Gott selbst hat ja durch seine Propheten dafür die nötigen Freibriefe ausgestellt. Die alten Propheten schreien ja geradezu nach Vollstreckern ihrer Flüche und Verwünschungen. Wörtlich sagt zum Beispiel Jeremias: Ich werde sie unter Völker zerstreuen, die weder sie noch ihre Väter gekannt, und hinter ihnen das Schwert hersenden, bis ich sie aufgerieben. Und während Gott durch den Propheten sich der Weisheit dieser Verdikte rühmen läßt, versichert er – man glaubt fast sein hämisches Grinsen zu sehen –: An solchem hab ich Gefallen. Zur Bekräftigung fügt Jeremias hinzu: Spruch des Herrn.

Und der Herr spricht weiter durch seinen Propheten: Ich bringe über sie Unheil, aus dem sie keinen Ausweg mehr finden; denn ich erhöre nicht, wenn sie mich um Hilfe anrufen in ihrem Unglück. Alles Beten und Flennen ist also für die Katz, was man schließlich ohnehin weiß, ob man den zürnenden, rachsüchtigen Gott nun unterstellen und annehmen will oder nicht. Verständlicherweise faßte man in Jerusalem schließlich den Plan, den lästigen und aufsässigen, den anmaßenden Ruhestörer umzubringen, der daraufhin nichts Eiligeres zu tun hatte, als den Mordgesellen, der ihn anfassen würde, dadurch einzuschüchtern, daß er ihm Gottes Strafgericht androhte. Aber der Verwerfungsbeschluß Gottes ist auch ohnedem, wie Jeremias weiß, wegen der Verstockheit des Volkes unwiderruflich; daran läßt sich nicht rütteln.

Die Wutausbrüche Gottes, vom Propheten bezeugt, steigern sich: Verlassen hab ich mein Haus, verstoßen mein Eigentum.

Auf, sammelt euch, Tiere des Feldes zumal, kommet zum Fraß! – Die Verwüster sollen einbrechen, kein Geschöpf bleibt verschont ob der Zornglut des Herrn.
Der Eidetiker Jeremias verkündet die Gesichte, die er hat, eine Vision jagt die andere. Es erging ihm darin das Wort des Herrn, der den Hochmut seines Volkes dem Verderben preisgeben werde. Zwar wollte er das Volk ursprünglich eigentlich zu seiner Zierde verwenden, wie sich ein kostbarer Gürtel an die Lenden eines stolzen Mannes anschmiegt, und in grenzenlosem Selbstmitleid und Eigenbedauern stöhnt Gott, daß ihm "mein Ruhm, mein Preis, meine Zierde" nun verloren sei; denn: Sie aber hörten nicht. Wie bedauerlich doch, daß dieses von Gott erschaffene und von ihm begünstigte Volk den hohen Herrn so schmählich im Stich gelassen und ihn seines Ruhmes und Schmuckes beraubt hat. Der liebe Gott ist in der Tat von Herzen zu bedauern. Alles geht ihm aber auch schief, nichts will ihm gelingen mit den bösen Menschen.
Und schon wettert er wieder durch seinen Propheten: Ich will euch zerstreuen wie Spreu. Juda trauert, seine Städte verschmachten, Jerusalems Wehgeschrei steigt empor. Der Herr straft sie für ihre Sünden alle. Und dann wieder wörtlich: Bringen sie Brandopfer und Speiseopfer dar, so habe ich kein Gefallen daran. Vielmehr will ich sie ausrotten durch Schwert, Hunger und Pest! Ach, der gute Gott, wie ist er doch so beleidigt. Kann ihn denn gar nichts mehr rühren, den Allbarmherzigen? Nein, er flucht schon wieder weiter: Zum Tod, der dem Tod geweiht ist; zum Hunger, wer dem Hunger geweiht ist; zur Verbannung, wer der Verbannung geweiht ist.
Schließlich macht der edle Prophet auch vor sich selbst nicht mehr halt und klagt seine Mutter an, die ihn als einen Mann des Streites und des Haders geboren habe: "Es flucht mir alles." Aber doch wohl mit Recht! Er hat sich mittlerweile mit seinen göttlichen Haßgesängen den Haß aller zugezogen. Er fängt nun sogar an, an Gott irre zu werden; aber an dem muß ja schließlich jeder irre werden, der sich darauf einläßt, ihn ernst zu nehmen. Er bittet nun seinen strengen Gott: Räche mich an meinen Verfolgern! Du erfüllst mich mit Grimm. Und er wagt dem alten Jahwe zu sagen: Du bist wie ein trügerischer Bach mir ge-

worden, wie Wasser, auf die kein Verlaß ist. Gott also als Fata Morgana! Wenn das nur gut geht, wenn ihn dafür der Allerhöchste nur nicht zum Teufel schickt.
Die Herren Theologen haben dem Propheten diese kühnen Anklagen denn auch nicht verziehen und wissen in klüglichen Fußnoten zu sagen, der Prophet habe zwar ein Leidenslos ertragen müssen, weil er stets von drohendem Unheil habe reden und nur Unglück verkünden müssen, dennoch sei seine Anklage gegen Gott, wenn auch menschlich verständlich, so aber unentschuldbar. Wie könnte auch vor Gott menschlich Verständliches entschuldbar sein!
Indes hatte sich Jeremias doch in allem dem göttlichen Befehl unterworfen. Nicht genug damit, daß er seine von Rache, Haß und Drohungen erfüllten Predigten über seine Landsleute ausschüttete und sich damit in Gefahr brachte, er ordnete auch seine gesamte Lebensführung dem göttlichen Willen unter, lebte ehelos, um durch dieses Beispiel anzudeuten, daß es zwecklos sei, noch einen Hausstand zu gründen, da ja doch alle Familienmitglieder in kurzer Zeit dem Untergang geweiht seien. Auch durfte er sich nicht mehr an den üblichen Trauergebräuchen beteiligen, um den Leuten zukunftsweisend darzutun, daß es demnächst bei der großen Menge der Toten nicht mehr möglich sein werde, die hergebrachten Trauerzeremonien vorzunehmen, ja, nicht einmal ein Begräbnis werde mehr möglich sein. Schließlich mußte Jeremias auf Gottes Befehl auf alle Freude und jegliche Geselligkeit verzichten, und zwar als Zeichen dafür, daß vor der kommenden Not jede Freude im Lande verstummen werde. Ja, der unerbittliche Gott verlangt seinen getreuen Dienern wahrlich so manches ab, ehe er sie zu Tode steinigen und danach in die ewigen Allelujahallen eintreten läßt.
Kehren wir aber zu den Weissagungen und Drohungen zurück, die Gott durch seinen Propheten Jeremias dem Volke verkünden ließ. Da heißt es: "Bald drohe ich einem Volk oder einem Reich, daß ich es ausrotten will, vernichten, vertilgen." Diese immer wieder mit sadistischer Lust gehäuften Wiederholungen entlarven den Gott Israels permanent als ein schreckliches Ungeheuer. Dann wieder: "Doch bekehrt sich das Volk, so lasse ich mich das Unheil gereuen." Und anschließend: "Tut es aber, was böse

in meinen Augen, indem es auf meine Stimme nicht hört, dann lasse ich mich das Gute gereuen, das ich ihm zu erweisen dachte." Der gute Gott, den das Gute reut, wenn es ihm auskommt, den das Unheil reut, wenn es ihm in den Kram paßt. Er verfährt mit seinem armen Völkchen nach seiner göttlichen Willkür. Und schon geht es weiter in der Rede des Jeremias: "Siehe, Unheil bereite ich wider euch. Ich habe wider euch Unheil erdacht und einen Plan wider euch geschmiedet."

Bei diesen unaufhörlichen Flüchen wurde allerdings die persönliche Lage des Propheten immer gefährdeter. Priester, Volksführer und die Prophetenkonkurrenz haßten ihn. Aber wer soviel Haß sät, muß sich nicht wundern, wenn er Haß erntet. Als Jeremias in seiner tollen Art dann vor den Augen der Priester und Ältesten einen Krug zerschmetterte, um durch dessen Scherben das unaufhaltsame Unheil anzudeuten, das er im Namen Gottes verkündete, wurde er auf Geheiß des Tempelvorstehers gründlich durchgeprügelt und während der Nacht in den Block gespannt. Diese Strafe war zwar recht hart und schmerzhaft, zumal der Block Hals, Hände und Füße umschloß, so daß der Gefangene gekrümmt sitzen mußte und sich nicht bewegen konnte; aber nach allem, was sich der gottestolle Mann geleistet hatte, geschah ihm doch wohl ganz recht. Nur kann man mit solchen Methoden um alles in der Welt keinen Fanatiker von seinem einmal beschrittenen Wege abbringen.

Jeremias verklagte nun auch erst einmal seinen Gott, der ihm das alles eingebrockt hatte und warf ihm vor, ihn, den Propheten, betört zu haben, und er habe sich betören lassen. Alle Welt spotte seiner, er sei zum Gelächter geworden, das Wort des Herrn trage ihm täglich nur Schmähung und Spott ein. Offenbar also doch wohl nicht die richtigen Methoden, die der weise Gott hier durch seinen Propheten anwenden läßt. Jeremias will sich nun gegen sein Amt und seine Berufung auflehnen, bekennt aber, daß es dann wie loderndes Feuer in ihm brenne, und ob er sich gleich mühe, das auszuhalten, er könne es nicht. Er ist zu sehr in seinem Wahn befangen, der Fanatiker kann nicht von diesen Wahnvorstellungen ablassen; wie ein Besessener tobt er weiter. Er preist den Herrn als starken Helden, der alle andern zuschanden werden lasse zu ewiger, unvergeßlicher Schmach.

Hier galt wohl nicht das Motto, das Jesus von Nazareth später verkündete: "Liebet eure Feinde!", hier ging es nach der Parole: Hasset eure Freunde! "Laß deine Rache an ihnen mich schauen!" fordert Jeremias von seinem ohnehin schon rachsüchtigen Gott. Und dann fährt der fromme Mann fort: "Verflucht der Tag, an dem ich geboren, verflucht der Mann, der meinem Vater die fröhliche Kunde brachte: Ein Kind, ein Knäblein ist dir geboren! So geschehe dem Mann, wie den Städten, die der Herr zerstörte, erbarmungslos!" so schließt der fromme Mann seine frommen Flüche.

In Fußnoten beklagen fromme Theologen unserer Zeit die erschütternde Seelenqual des prophetischen Narren, die aus seinen Verwünschungen spreche. Er sei unter der Last der Verfolgungen zusammengebrochen, aber man dürfe seine verzweifelten Worte noch nicht mit den vervollkommneten Maßstäben des Neuen Testaments messen. Pfäffische Hochnäsigkeit erhebt sich über die seelischen Folterqualen eines offensichtlich geistesgestörten Wahnsinnigen.

Hören wir ihm aber noch weiter zu: Laut klage, laut heule in Basan. Der Wehruf wird erhoben, da alle Freunde zerschmettert sind. Andere wandern in die Verbannung.

Die Theologen wissen hier einzuflechten, daß Gott, wenn er die schlechten Hirten bestrafe und in die Verbannung schicken müsse, selbst wieder gutmachen werde, was sie am Volk gefehlt hätten. Aber, da gibt es nichts gutzumachen nach jenem Inferno der Vernichtung. Das in Aussicht gestellte geistig-sittliche Reich, in dem Weisheit, Recht und Gerechtigkeit herrschen sollen, ist erstens keine Wiedergutmachung für geschehene Vernichtungsqualen und zweitens als Verkündigung ein Hohn auf die Menschheit; denn wo wäre es je errichtet worden seit den Tagen des Jeremias?

Die sogenannten falschen Propheten, die die Schreckensbotschaften des Jeremias nicht mitmachten, täuschten aus seiner Sicht nur über alles drohende Unheil hinweg und bildeten damit eines der Haupthindernisse, warum Fürsten und Volk nicht Buße taten. So läßt Gott ihnen durch Jeremias drohen, er werde sie mit Giftwasser tränken. Es ist wohl eine projektive Selbstcharakteristik, wenn Jeremias von ihnen sagt, sie verkündeten

nur selbstersonnene Gesichte. Das gleiche gilt für den entlarvenden Ausruf des Jeremias: "Ja, wer stand denn im Rate des Herrn, daß er ihn sah? Daß er hörte sein Wort? Wer hat denn sein Wort erlauscht und vernommen?" Natürlich nur Jeremias, sonst niemand! Und weiter verkündet er von Gott: "Sein Zorn bricht los, ein Wirbelwind braust über der Gottlosen Haupt, der Zorn des Herrn wendet sich nicht."
Immer wieder redet Jeremias von den Propheten, die Erlogenes weissagen und Selbstersonnenes künden und scheint so davon ablenken zu wollen, daß genau solches von ihm zu sagen wäre. Er läßt den Herrn sprechen, daß dieser Felsen zertrümmere; was die andern sagen, ist Zungengeplapper und Erlogenes aus Träumen, ist Irreführen durch Lügen und Geflunker.
Dann aber läßt Jeremias in eigener Rede den wahren Blutgott zu Wort kommen, der da verkündet: "Ich lasse sie hereinbrechen über das Land, über seine Bewohner und all diese Völker im Umkreis. Ich verhänge den Bann über sie und mache sie zum Entsetzen, zum Spott und zu ewiger Verödung. Ich lasse bei ihnen aufhören den Ruf der Freude und den Ruf der Wonne, den Jubel des Bräutigams und den Jubel der Braut, das Gekreisch der Mühle und das Licht der Lampe. Und dieses ganze Land soll zur Wüste, zur Einöde werden." Danach will er dann an Babylon und an den Chaldäern, die alles dieses auf sein Geheiß vollbringen, ihre Schuld ahnden und ihr Land für immer zur Wüste machen. Nach ihrem Tun, das er ja selbst gewollt und veranlaßt hat, will er ihnen vergelten. Der Herr findet durch Jeremias Fluchworte für alle Völker der Erde.
Schließlich war man den ständig tobenden Mann leid, Priester und Propheten ergriffen ihn und drohten: "Du mußt sterben!", wobei man ihm seine Drohreden vorhielt. Man führte ihn vor Gericht und erklärte ihn des Todes schuldig. Jeremias aber wies in seiner Verteidigungsrede darauf hin, daß ihn der Herr gesandt und beauftragt habe. Man möge mit ihm nach Gutdünken verfahren, aber wenn man ihn töte, bringe man schuldloses Blut über sich und die ganze Stadt und ihre Bewohner. Das zog. Jeremias wurde aus blanker Angst freigesprochen.
Anders erging es allerdings dem Propheten Urias, der Ähnliches verkündet hatte wie Jeremias. Man holte ihn aus Ägypten, wo-

hin er geflohen war, ließ ihn mit dem Schwert töten und seinen Leichnam auf die Begräbnisstätte des gewöhnlichen Volkes werfen.
Die falschen Propheten übrigens waren gemäß theologischer Lehre daran zu erkennen, daß sie baldige Rettung in Aussicht stellten und somit töricht Erwartungen im Volke weckten.
Die Reden des Jeremias gingen noch endlos weiter, und es mögen daraus nur noch einige Zitate folgen, die erkennen lassen, daß sich nichts änderte: Alle Völker will ich vernichten. Ganz straflos lassen kann ich dich nicht. So schlug ich dich mit unerbittlicher Züchtigung. Drum werden gefressen alle deine Fresser. Heimsuchen werde ich all ihre Feinde. Dann, mal etwas anderes: Ich labe des Priesters Seele mit Fett! Dann wieder: Zorn und Grimm und großer Groll, damit sie mich allezeit fürchten. Dennoch will der Herr nie ablassen, ihnen Gutes zu tun. Worin soll es wohl bestehen? Dann wieder ist die Rede vom Unheil, einer Wüste ohne Menschen. Später soll es dann wieder nie fehlen an jemand, der Brandopfer darbringt, Speiseopfer verbrennt und Schlachtopfer zurichtet immerdar. Alles leere Versprechungen, wie wir wissen; und hier darf man hinzufügen: zum Glück! All das Unheil, das Gott ihnen anzutun gedenkt, der grimme Zorn, und andere furchtbare Drohungen setzen sich weiter fort: Gott will dieses Land verwüsten und Menschen und Vieh aus ihm vertilgen. Der Leichnam des Königs soll preisgegeben sein der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht. An seiner Nachkommenschaft und seinen Hofleuten will Gott seine Missetaten ahnden und alles Unheil bringen, das er angedroht hat.
Schon einmal hatte Jeremias gefangen im Wachhof des königlichen Palastes gesessen. Später ließ ihn der König auf Verlangen des Volkes in eine schlammige Zisterne werfen, um ihn dort Hungers sterben zu lassen. Ein Neger rettete ihn damals aus seiner verzweifelten Lage. Später wollte man ihn mit freiem Geleit ausweisen, um ihn los zu werden, aber Jeremias blieb in Jerusalem.
Sein Leidensweg setzte sich fort. Er wurde schließlich gezwungen, nach Ägypten auszuwandern, wo er weiter gegen die Abgötterei wetterte. Durch seine Landsleute soll er dann schließ-

lich zu Tode gesteinigt worden sein, was zwar nicht sicher verbürgt ist, aber auch nicht unwahrscheinlich klingt.
Nach all den rachsüchtigen Scheußlichkeiten, die wir aus dem Munde des Jeremias vernommen haben, wissen die Theologen zu verkünden, sein Reden und Tun sei nicht umsonst gewesen. Die großen Gedanken seiner Predigten, die der liebende Gott ihm, seinem Sachwalter, in den Mund gelegt hatte, seien nicht unfruchtbar geblieben. Abgesehen von der skurrilen Auffassung eines lieben Gottes ist das sicher wohl richtig. Die Religion des zürnenden Gottes hat durch alle Zeiten das zu bewirken gewußt, was Jeremias zu verkünden nie müde geworden ist. Diese Reden erweisen für den Theologen die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes; wenn das nicht so verlogen klänge, wäre es einfach ein Witz. Diese blutrünstigen Rachegesänge sind für die Exegeten große Gedanken, in hohe dichterische Sprache gekleidet, und sie erweisen den gütigen, liebenden Gott. Wer soll das nachvollziehen können?
Schließen wir ab mit ein paar Fluchfloskeln aus der Sammlung der Weissagungen des Jeremias: Zuschanden ist Bel, zerschmettert ist Marduk, seine Bilder zuschanden, seine Götzen zertrümmert. Wer immer sie fand, fraß sie auf.

KLAGELIEDER

TRÄNEN SOLLEN RINNEN

Eine alte Überlieferung meint, die Klagelieder entstammten der Feder des Propheten Jeremias; ein anderer Verfasser ist jedenfalls nicht bekannt. Die Vermutung wird sicher auch dadurch gestützt, daß sich in den einzelnen Liedern in quälender Eintönigkeit immer dieselben Gedanken wiederholen, ebenso die uns schon bekannten Bilder aller Greuel bei der Eroberung und Plünderung der Stadt Jerusalem. Der Verfasser klagt über die namenlose Schmach und das entsetzliche Unheil, das über das Volk hereingebrochen ist. Der Grund dafür wird ausschließlich im Götzendienst und in der Sittenlosigkeit der Bewohner gesucht. Aus diesem rechtfertigt sich für den Verfasser die göttliche Gerechtigkeit des Strafgerichts. Gott hat sein Volk wieder einmal verstoßen. Seine Fürsten haben andere vergewaltigt und bedrückt. Hier nun einige Zitate: Die Kinder Jerusalems wandern gefangen einher vor dem Dränger. Der Herr stieß sie hinab in Weh am Tage seiner Zornesglut. Er legte ein Netz ihren Füßen, warf sie hintüber. Ein Fest rief er wider die Stadt aus, ihre Krieger zu töten. Gott hat die Verteidiger der Stadt den eindringenden Feinden preisgegeben und diese dann ein blutiges Kelterfest in der Stadt feiern lassen. Draußen wütet das Schwert, drinnen das Sterben. Der Verfasser bittet den Herrn, an den Menschen zu tun, was er auch an ihm getan habe. Tränen sollen rinnen dem Bach gleich bei Tag und bei Nacht. Die Kinder sollen vor Hunger verschmachten an allen Straßenecken. Hunger und Krankheit wüten. Aber daß nicht alles vernichtet wird, preist der Verfasser als Huld des Herrn. Gut sei es für jeden, von jung an sein Joch zu tragen, seinen Mund zum Staub zu beugen und dem, der ihn schlage, die Wange zu bieten, um sich an Schmach satt zu essen. Nicht aus Lust beuge Gott die Menschen nieder und betrübe sie. Sondern? Was empfindet Gott sonst, wenn er denn einer Empfindung fähig ist?

Baruch

Verräterische Formulierungen

Der Prophet Baruch war ein Freund des Jeremias und sein langjähriger Gefährte; er wurde ebenfalls gezwungen, nach Ägypten auszuwandern, befand sich aber schon einige Jahre später in Babylon, wo er den verbannten Juden sein Buch vorlas, um zu Reue, Bußgesinnung und Gesetzestreue zu bewegen.
Von jeher wissen Propheten, Priester und Theologen durch öffentliche Gebete öffentliche Meinung zu machen. So kleidete auch Baruch seine Gedanken, die er seinen Landsleuten vermitteln wollte, in die Form von Gebeten. In solchen Gebeten finden sich immer wieder, bis auf den heutigen Tag, verräterische Formulierungen. Greifen wir aus den Gebeten und Reden des Baruch einige markante Stellen heraus. Eine schöne Verherrlichung seines Gottes sieht Baruch gebetsmurmelnderweise darin, daß die Augen, die verschmachten, und die Seele, die hungert, Gott verherrlichen. Würden denn Sie, verehrter Leser, sich gern durch solch ein Elend verherrlichen lassen? Darum aber kam das Unheil, so weiß der Prophet, weil die Leute nicht auf Gottes Stimme gehört haben. Weil Gott der Herr sei, darum habe er Furcht vor ihm in unser Herz gelegt. Jetzt lebe man, so trägt Baruch im Gebet Gott und dem Volke vor, zerstreut als Gegenstand der Schmähung und des Fluches und zur Sündenstrafe für alle Missetaten der Väter, die abgewichen seien vom Herrn. Wer weiterhin die Gottesgebote verlasse, der verfalle dem Tode.
Indem man den Menschen Furcht und Schrecken einjagt, lassen sie sich am einfachsten manipulieren. Das hat schon mancher von den Propheten des Alten Bundes gelernt.

Ezechiel

Wütende Schmähreden

Ezechiel, der, wie Jeremias, einem Priestergeschlecht entstammte, wurde nach der Überlieferung im Jahre 598 v. Chr. mit König Joachin in die babylonische Verbannung geführt und dort erst fünf Jahre später von Gott zu seinem Propheten berufen. Bis dahin hatte es gute Weile. Dann aber betätigte sich Ezechiel mindestens 22 Jahre als Prophet unter seinen Mitgefangenen. Schließlich soll er grausam ermordet worden sein, teilte also anscheinend das allgemeine Schicksal der Lieblinge Gottes.
Nun waren die in Babylon gefangengesetzten Juden nach Auffassung späterer Theologen so vermessen, ihr Geschick für unverdient und sich daran für unschuldig zu halten, was freilich nicht gerade nach Gottes Geschmack war, der doch sein Volk mit der Verbannung eigens hatte strafen wollen. Die Gefangenen waren auch so unverschämt, anzunehmen, Gott werde den Tempel und die Heilige Stadt nicht endgültig dem Feind überliefern. Gottvertrauen war damals bei Gott noch höchst unbeliebt. Folglich ließ er Jerusalem in die Hände der Feinde fallen; und nun begingen die bis dahin frommen Juden den Frevel, die Ohnmacht des Bundesgottes aus den schlimmen Ereignissen abzulesen, womit sie nicht ganz unrecht gehabt haben dürften. Da nun mußte ein Prophet her, um die Ehre des schwachen Gottes in den Augen des Volkes durch Droh- und Strafpredigten wiederherzustellen. So verhieß er denn auch Gottes heilige Vergeltung, und zwar dafür, daß das Volk Gottes Heiligkeit in den Schmutz gezogen habe. Nach pfäffischer Logik erwies Gott – in den Strafpredigten des Ezechiel – durch seine Strenge wieder in besonderer Weise seine Huld, indem er nämlich über die Heiden sein Gericht in Aussicht stellte, um sein Volk wieder in Gnaden aufzunehmen. Das Opfer wechselt also, nur die Rache Gottes, gegen wen auch immer, bleibt konstant. Obenan steht jedenfalls, wie die Theologen wissen, Gottes eigene heilige Ehre, sie besteht offensichtlich immer wieder einzig und allein in der Menschenvernichtung, die seit Beginn der Schöpfung nie aufge-

hört hat. Ezechiel aber stellte damals erneut das schon so lange erhoffte Gottesreich in Aussicht, das festgefügte Gestalt gewinnen und alles Bisherige übertreffen werde. Dabei berichtete er bis ins Detail über die Gesichte, die er gehabt haben wollte. Folgen wir nun in Auszügen seinen prophetischen Worten.
In einem von Norden her einbrechenden Sturmwind erkannte Ezechiel vier lebende Wesen, die Menschengestalt hatten; jedes von ihnen vier Gesichter und vier Flügel, gerade Beine und Kalbsfüße. Die genauere Ausmalung der Halluzinationen sei dem Leser hier erspart; sie lassen auf eine krankhafte Phantasie, wenn nicht auf Geistesgestörtheit schließen: von Rädern ist die Rede, von Felgen voller Augen, die von einem Geist angetrieben werden, der sich in den Rädern befand. Engel tragen eine Platte, die als Unterlage für den Thron Gottes dient. Rauschende und schlaff herabhängende Flügel werden gehört und gesehen. Gott in seinem Lichtglanz erscheint oben heller als unten. In menschlicher Gestalt bewirkt er Vernichtung durch Feuer, Sturm und Morden. Als Rächer und Richter hat er das Strafgericht über die Verbannten heraufgeführt und wird es an Jerusalem und den in Palästen Zurückgebliebenen vollenden. Gott redet den Ezechiel verächtlich als "Menschensohn" an, um die Armseligkeit der menschlichen Natur in Gegensatz zur unendlichen Kraft und Macht des redenden Gottes zu setzen, so erläutern die Theologen, obwohl doch auch Jesus sich so genannt haben soll.
Ezechiel behauptet, daß bei Gottes Anrede ein Geist in ihn gekommen sei und ihn auf die Füße gestellt habe, so daß er den habe hören können, der mit ihm eine Unterredung geführt habe. Man sieht, Ezechiel kehrt zu den bewährten Methoden des alten Moses zurück: er berichtet den Leuten von seinen Gesprächen mit Gott und weiß auf diese Weise seiner Verkündigung Autorität zu verleihen. In diesen Gesprächen ermutigt ihn Gott, unerschrocken im Sinne seiner Botschaft aufzutreten. Zwar mußte Ezechiel eine Buchrolle auffressen, in der Klagen, Seufzer und Wehrufe aufgezeichnet waren. Die von ihm verschlungenen schriftlichen Worte sollte der Prophet dann akustisch in Form einer Straf- und Bußpredigt wieder von sich geben. Er bezeugt, die Rolle sei in seinem Mund so süß wie Honig

gewesen. Die Theologen deuten diese merkwürdige Mahlzeit als freien Entschluß des Ezechiel, das Prophetenamt auf sich zu nehmen. Eher schon dürfte man geneigt sein, an der Zurechnungsfähigkeit des Mannes zu zweifeln. Immerhin war diese Idee neu, eine wiederum göttliche Idee.
Nach Gottes Aufforderung, der Prophet solle Gottes Worte mit seinen Ohren hören, hob ihn ein Geist empor. Er vernahm lautes, gewaltiges Tosen, Rauschen, Rasseln von Rädern. Diese Schilderung wird wiederholt; dann soll sich die Hand des Herrn schwer auf ihn gelegt haben, und danach weilte er sieben Tage lang betäubt in der Mitte seiner Landsleute. War Ezechiel vielleicht Epileptiker? Es klingt ganz danach.
Nach dem Erwachen jedenfalls hörte Ezechiel wiederum die Stimme seines Herrn, der den Propheten auffordert, alles weiterzugeben, was er aus Gottes Mund vernehme, so die Mitteilung an die Gottlosen, daß sie sterben müßten. Wenn der Prophet solche Informationen nicht weitergebe, so werde der Gottlose dennoch wegen seiner Missetat sterben, von der Hand des Propheten aber werde Gott sein Blut fordern. Bis zur Ermüdung werden diese Drohreden ständig wiederholt. So heißt es zum Beispiel, wenn ein Gerechter sich von seiner Gerechtigkeit abkehre und Böses tue, so werde Gott ihm einen Anstoß bereiten, daß er sterbe. Werde er dann vom Propheten verwarnt, so müsse er wegen seiner Missetat sterben, seiner gerechten Werke aber, die er getan habe, werde ferner nicht gedacht, aber sein Blut werde von der Hand des Propheten gefordert. Ein wahrlich einzigartiger Richter, der solche Urteile spricht!
Vor der Zerstörung Jerusalems, an die die Juden in ihrer gottvertrauenden Verblendung nicht glauben wollten, kündigte Ezechiel ein furchtbares Vergeltungsgericht Gottes über die Stadt an. Gottes unerbittlicher Zorn werde über sie hereinbrechen. Mit seinen Drohreden gegen Jerusalem änderte Ezechiel nun auch sein Gebaren. Durch Bereiten von knapper und – man höre und staune! – unreiner Speise sowie durch starres Liegen auf einer Seite sollte er die Belagerungsnot und die Dauer der Gefangenschaft sichtbar vor Augen führen. Zu derlei göttlich verordneten Verrücktheiten gehörte auch, daß Ezechiel sich angeblich auf Gottes Befehl mit einem Schwert Haupt- und

Barthaare abschneiden mußte, um sie dann teils in und teils um der auf einem Ziegel eingeritzten Stadt zu verbrennen und den Rest bis auf einige wenige Haare in den Wind zu streuen. Gott ließ sich absonderliche Mätzchen einfallen, um das auserwählte Volk von der Kompetenz seines Propheten zu überzeugen. Durch dessen Mund läßt der Allmächtige denn auch verkünden, sein Volk handele gottloser als die Heiden und habe sich gegen seine Verbote vergangen mehr als die Länder ringsumher. Wahrlich, eine offensichtlich göttliche Übertreibung.
Dann folgt die schreckliche Drohung Gottes aus Prophetenmund: "Ich will um deiner Greuel willen an dir tun, was ich noch nie getan habe, und was ich in gleicher Weise auch nie wieder tun werde. Darum sollen in deiner Mitte die Väter ihre Kinder und die Kinder ihre Väter aufzehren. Ich will das Gericht an dir vollstrecken und deinen letzten Rest in alle Winde zerstreuen. Ich werde die Leichname der Söhne Israels vor ihre Götzenbilder hinlegen und eure Gebeine rings um eure Altäre verstreuen. Überall wo ihr wohnt, sollen die Städte verwüstet und die Höhen zerstört werden. Eure Götzen wird man zertrümmern und vernichten, eure Sonnensäulen abbrechen und eure Machwerke vernichten. Erschlagene werden in eurer Mitte fallen, und ihr werdet erkennen, daß ich der Herr bin."
Jawohl, diesen Herrn kennen wir seit langem, der sich nicht vernachlässigen und ignorieren läßt, sondern jede kleinste Nichtbeachtung für strafenswerte Greuel erklärt und mit den unmenschlichsten göttlichen Greueln beantwortet und rächt.
Aber einige will er nach gewohnter Methode entrinnen lassen, damit denn das Morden in späterer Zukunft fortgesetzt werden könne. Vorher will er aber ihr Hirn und ihr Auge zerbrechen, was die Theologen so deuten, daß Gott ihnen die Gnade gebe, Gesinnung und Wandel zu ändern. Sie sollen dann vor sich selbst Abscheu empfinden um des Bösen willen, das sie bei all ihren Greueln verübt haben. Nur Gott, der greulichste aller Greueltäter, scheint vor sich selbst nie Abscheu empfunden zu haben.
Ezechiel wütet in Gottes Namen weiter gegen sein Volk: "Ich will ausbrechen lassen meinen Zorn wider dich. Erbarmungslos schaut mein Auge auf dich. Kein Mitleid werde ich üben. Bangigkeit kommt. Unheil auf Unheil wird kommen. Schreckens-

kunde auf Schreckenskunde trifft ein. Vor Schrecken werden dem Volk im Lande die Hände starr."
Während seiner wütenden Schmähreden wider seine Volksgenossen fühlt sich der Prophet im Geiste nach Jerusalem entrückt und sieht, wie dort das Strafgericht seinen Anfang nimmt: "Es naht das Strafgericht über die Stadt. Ein jeder trage sein Zerstörungsgerät in der Hand." Und nun bricht des Propheten wütende Kriegshetze los: "Schlagt drein! Euer Auge blicke nicht mitleidig! Übt kein Erbarmen! Greise, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Frauen metzelt nieder bis zur Vertilgung! Füllt die Vorhöfe mit Erschlagenen!" Und der Prophet fügt hinzu: Da rückten sie aus und richteten in der Stadt ein Blutbad an. – Auf Gottes Geheiß!
Während des Mordens, das der Prophet gesehen haben will, fiel er gemäß seiner Mitteilung auf sein Angesicht nieder und schrie zu Gott: "Ach, allmächtiger Herr, willst du den ganzen Rest Israels vertilgen, da du deinen Grimm so über Jerusalem ausschüttest?" Und Gott gibt ihm den Bescheid, das Land sei voll von Blutschuld und die Stadt voll von Gewalttat, da man annehme, er, der Herr, habe das Land verlassen und sehe alles das nicht.
Darum werde nun sein, Gottes, Auge nicht mitleidig blicken, er werde kein Erbarmen üben. Nun, eine Rechtfertigung für seine Greueltaten hatte Gott noch immer bereit, so wenig einleuchtend sie auch sein mochte.
Die ganze Zerstörung und Metzelei wurde übrigens, wie Ezechiel gesehen haben will, von sechs Männern vorgenommen, die vom oberen nördlichen Tor her in die Stadt eindrangen. Die Theologen wissen, daß es sich dabei wahrscheinlich um Engel gehandelt habe, die im Auftrage Gottes das Strafgericht vollzogen und auf diese Weise den babylonischen Feind versinnbildlichten. Es kommt aber auch nicht so sehr auf die Helfer und Helfershelfer an, deren sich Gott bedient, sondern auf den Effekt, den sie in seinem Auftrag machen, und der ist vernichtend.
In Ezechiels Gesichten werden nun von Engeln glühende Kohlen über die Stadt gestreut. Die Einzelheiten schenken wir uns bis auf das Rauschen der Cherubflügel, das bis in den äußeren Vorhof des Tempels hörbar war, gleich der Stimme des allmäch-

tigen Gottes, wenn er redet. Wer kennt diese Stimme? Wohl nur der Prophet und seinesgleichen.
Es steht fest, daß die prophetischen Voraussagen des Ezechiel über die Einäscherung der Stadt in dieser Weise nicht eintrafen, was die Theologen damit zu erklären wissen, daß er in Symbolen und Bildern geredet habe. Prophetische Freiheiten! Nur, wenn schon Voraussagen, dann hörten wir sie schon lieber präziser und wirklichkeitsnah.
Nun ist noch mehrfach die Rede von den greulichen Götzenscheusalen, denen sich das Volk zugewandt habe, wofür Gott ihnen ihren Wandel am eigenen Leibe vergelten werde. Nur hat man sich zu fragen, womit diese Götzenscheusale die Scheußlichkeiten des allmächtigen Gottes übertroffen haben könnten. Nach wiederum theologischer Auskunft haben sich die Prophezeiungen des Ezechiel jedenfalls erst vollkommen in der Kirche des neuen Bundes erfüllt: das Wandeln nach den Satzungen des Herrn und das sorgfältige Beobachten seiner Gebote. Damals jedenfalls predigte Ezechiel einem widerspenstigen Geschlecht, wie er immer wieder betont. Dabei verschmäht er nicht allerlei prophetische Allüren, so, wenn er sich etwa am Abend mit der Hand ein Loch durch die Wand bricht und sie im Dunkeln wieder herauszieht. Wieder ist die Rede von der Zerstreuung in alle Winde, vom Zücken des Schwertes, vom Versprengen in alle Länder, von Schwert, Hunger und Pest. Durch all diese Plagen solle Israel erkennen, daß Gott der Herr sei, das Volk wird auf diese Weise gepeinigt, damit es bei den Völkern, unter die es verstreut wird, alle Greuel erzählen kann und diese erkennen, daß Gott der Herr sei! Seine Erkennungszeichen sind, wie eh und je, Gewalt, Mord, Greuel. Ezechiel fand mit seinen Drohreden keinen Glauben; andere Propheten traten auf und verkündeten das Gegenteil. Gegen sie richtet Ezechiel nun besondere Drohreden. Dann sucht er dem Volk klarzumachen, welch liebende Sorge Gott diesem Volk trotz seiner niedrigen Herkunft habe zuteilwerden lassen, wirft ihm seine unnatürliche Schamlosigkeit und Treulosigkeit vor und spricht wieder von Strafgerichten, mit denen Gott das Volk jedoch nicht völlig verwerfen wolle. Sogar die Bäume des Feldes sollten erkennen, daß Gott der Herr sei.

Die in der Gefangenschaft sitzenden Juden schrieben indes ihr ganzes Unglück nicht etwa den eigenen Sünden zu, sondern den Freveltaten ihrer Vorfahren, wie es dem Volk ja auch immer wieder von Gott und seinen Propheten eingehämmert worden war. Und wieder verkündet Ezechiel das Wort des Herrn: Kindern würden die Zähne stumpf. Die Seele, die sündigt, solle sterben. Von gewalttätigen Söhnen ist die Rede, die Blut vergießen, die Frau des Nachbarn entehren, von anderen Untaten der Volksgenossen, die daraufhin unfehlbar sterben sollen. Das Vergehen mit der Frau des Nächsten taucht wiederholt auf in den Predigten, das Sterben wegen der Schuld und der Sünde. Jeder soll wegen seiner Vergehen sterben. Allgemeine Todesstrafe für jegliches menschliche Mißverhalten! Dennoch hat Gott, so versichert Ezechiel, kein Wohlgefallen am Tode dessen, der sterben soll. Niemand soll seine frühere Frömmigkeit vor dem Tode bewahren. Aber Gott hat das Volk, so weiß Ezechiel, doch immer wieder geschont, damit sein heiliger Name den Heiden nicht zum Gespött werde. Man bedenke diesen ethischen Gesichtspunkt! Jetzt aber werde Gott seinen Grimm nicht mehr dämmen, sondern in furchtbarer Heimsuchung mit dem Volk ins Gericht gehen.

Mit starker Hand, mit ausgestrecktem Arm und ausgegossenem Grimm werde sich Gott als König über sein Volk erweisen, das vor sich Abscheu empfinden werde wegen seiner Missetaten. Gott wird über das Volk ein Gericht gleich einem verzehrenden Waldbrand verhängen, er zieht schon sein Schwert aus der Scheide, damit er das Strafgericht am schamlosen Bundesvolk vollziehe.

Gott bedankte sich dann bei seinem eifrigen Propheten Ezechiel für all dessen Mühen, indem er ihm den plötzlichen Tod seiner Frau ankündigte. Der trauernde Mann mußte sogar auf Gottes Geheiß die gewöhnlichen Trauergebräuche unterlassen und all sein Leid und Weh stumm in sich verschließen. Natürlich sollte damit wieder symbolisch etwas ausgesagt werden, nämlich daß das Volk ein solches Entsetzen und Weh empfinden werde, daß es darüber alle Kundgebung von Trauer vergessen werde.

Nun folgen Straf- und Vernichtungsdrohungen über die benachbarten Völkerschaften. An den Moabitern werde Gott das

Strafgericht vollziehen, damit sie erkennen, daß er der Herr sei. Die Edomiter, die an Juden rachsüchtig gehandelt hätten, sollten damit gestraft werden, daß Vieh und Mensch aus Edom vertilgt würden, daß das Land zur Wüste gemacht werde. Im übrigen wolle Gott die Rache an Edom der Hand seines Volkes Israel überlassen. Dieses werde nach seinem Zorn und Grimm mit Edom verfahren, und die Edomiter würden Gottes Rache kennenlernen. Auch die Philister, weil sie rachsüchtig gehandelt hätten, sollten ihr Teil abbekommen. Aber auch die Kreter und die restlichen Völker an der Meeresküste sollten vertilgt werden. Gott will an ihnen durch Züchtigung im Zorneseifer grimmige Rache nehmen. "Dann werden sie erkennen, daß ich der Herr bin, wenn ich meine Rache an ihnen vollziehe!" läßt der Prophet seinen Gott sagen. Danach geht es über Tyrus her: "Ihre Schwerter sollen sie zücken wider deine durch Weisheit erworbene Schönheit und deinen Glanz entweihen. Hinabstoßen werden sie dich in die Grube, und sterben wirst du den grausamen Tod der Erschlagenen mitten im Meere."
Gegen Sidon will Gott vorgehen, wie der Prophet weiß, an ihm Gericht halten und sich so als heilig erweisen. "Ich will die Pest wider es senden und Blutvergießen in seine Straßen. Erschlagene sollen in seiner Mitte fallen durchs Schwert, das ringsum wider sie wütet." Selbstverständlich führt dann das Vergeltungsgericht, wie könnte es anders sein, zum Heil, aber erst muß das Gericht vollstreckt werden an allen, die Israel verachtet haben. Dann geht es auch Ägypten an den Kragen: "Durch der Krieger Schwert will ich niederstrecken dein großes Volk. Sie werden verheeren Ägyptens Pracht. Sein ganzer Volksschwarm fällt der Vernichtung anheim. Wenn ich Ägypten zur Wüste gemacht, wenn verödet das Land, seiner Fülle beraubt, wenn ich geschlagen all seine Bewohner, dann wird's ihnen klar, daß ich der Herr bin."
Das ist das verehrungswürdige alttestamentliche Gottesbild, unantastbar heilig geblieben bis auf diesen Tag, sogar inhaltlich geschützt durch § 166 des Strafgesetzbuches der Bundesrepublik Deutschland. Man darf es nicht beschimpfen, dieses barbarische Gottesverständnis, weil dadurch der öffentliche Friede gestört werden könnte.

Als Jerusalem schließlich in der Tat gefallen war, sahen viele die Drohungen des Propheten Ezechiel bestätigt. Er konnte nun ungehindert seine pathologisch-blutrünstigen Reden fortsetzen vom Land, über das Gott das Schwert kommen lasse, vom Blut, das über das Haupt des Volkes kommen werde, und wieder und wieder vom Schwert, das alles dahinrafft. Der beleidigte Gott ergeht sich durch den Mund seines Propheten in endlosen Haßtiraden und Drohgesängen. "Ihr eßt das Fleisch mit dem Blute, erhebt die Augen zu euren Götzen und vergießt Blut. Die in den Ruinen wohnen, werden durchs Schwert fallen, und wer draußen ist, wird den wilden Tieren zum Fraße gegeben werden, und wer sich in Schlupfwinkeln und Höhlen aufhält, soll an der Pest sterben. Das Land werde ich zur Wüste und Einöde machen, und seine stolze Pracht soll ein Ende haben. Israels Berge sollen wüst daliegen, und niemand mehr soll sie durchziehen. Dann werden sie erkennen, daß ich der Herr bin, wenn ich das Land zur Wüste und Einöde mache um all ihrer Greuel willen, die sie begangen haben."
Was hat er nur für Komplexe, der allmächtige Herr. Aber man weiß nun, woran man ihn erkennen kann: an seinen Vernichtungsgreueln, die er seit eh und je über die Menschen hinsendet. Nur das furchtbare Unglück wissen seine Propheten und Priester zu verkünden, niemals das fruchtbare Glück auf Erden.
So geht es endlos weiter mit Prophezeiungen und Drohungen und Scheußlichkeiten. Hier nur einige Zitate noch: "Wie unreiner Blutfluß war ihr Wandel vor mir. Da ließ ich meinen Zorn an ihnen aus wegen des Blutes, das sie im Lande vergossen, und wegen ihrer Götzen, mit denen sie es verunreinigten." Und dann wieder die göttliche Demaskierung: "Nicht euretwillen, Haus Israel, tue ich es, sondern um meines heiligen Namens willen, den ihr bei den Völkern entweiht habt, wohin ihr gekommen seid. Ich werde meinen großen Namen, der bei den Völkern entweiht wurde, den ihr bei ihnen entweiht habt, wieder heilig machen." Die wichtige Selbstverherrlichung Gottes also, der von Komplimenten und Ehrerweisungen nie genug bekommen kann.
Dann ist wieder von dem Tal die Rede, das voll von Totengebeinen war, alle ganz verdorrt. Und nun folgt eine pathologische

Rede an die verdorrten Gebeine, bis ein Rascheln entsteht, ein Getöse, sich die Gebeine wieder zusammenfügen. Ezechiel sah, wie Sehnen und Fleisch über sie wuchsen, sie sich mit Haut überzogen. Aber es war noch kein Geist in ihnen. Den Geist befahl nun Gott von den Winden herbei; die hauchten die Getöteten an, daß sie wieder lebendig wurden. Und es stand da ein gewaltig großes Heer. Und Gott sprach, er werde sein Volk aus den Gräbern herausführen und in das Land Israel zurückbringen und so weiter und so weiter. Von Götterscheusalen ist dann wieder die Rede, von der endgültigen Vernichtung aller gottwidrigen Mächte, dem Gottfeindlichen wird ein Haken in die Kinnlade gelegt.
Und wieder spricht der allmächtige Herr: "An jenem Tage wird mein Zorn in mir auflodern. In meinem Zorneseifer, im Feuer meines Grimmes sage ich es: Wahrlich an jenem Tage soll ein großes Erdbeben über das Land Israel kommen. Vor meinem Angesichte werden erbeben die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, die Tiere des Feldes und alles Gewürm, das sich auf Erden regt, und alle Menschen, die auf der Erde leben. Die Berge werden zerbersten, die Felswände einstürzen und alle Mauern zu Boden fallen. Ich werde gegen ihn auf all meinen Bergen das Schwert aufbieten. Jeder wird sein Schwert gegen den andern kehren. Ich werde ihn richten mit Pest und Blut, mit Regengüssen und Hagelsteinen. Feuer und Schwefel will ich auf ihn und seine Scharen regnen lassen, sowie auf die vielen Völker, die bei ihm sind. So werde ich mich groß und heilig erweisen und mich kundtun vor den Augen vieler Völker. Dann werden sie erkennen, daß ich der Herr bin."
Nicht durch Frieden, Harmonie, Eintracht, Liebe, Wohlergehen, nicht durch Freude und Zuwendung, nicht durch das geduldige Vermitteln von Einsichten, durch Überzeugen durch die Autorität einer ethisch überlegenen, die Menschen bereichernden Persönlichkeit, nicht durch kulturelle Blüte, durch Schönheit, Anmut, Güte weiß dieser Gott seine menschlichen Geschöpfe zu sich hin zu führen und ihnen ein erträgliches und willkommenes, ein lohnendes und sinnvolles Erdendasein zu verschaffen, nein, durch Flüche, Drohungen und die Entsendung aller nur denkbaren Scheußlichkeiten und Greuel, bei de-

nen selbst die vernunftlose Natur nicht ausgenommen wird und auch die Tiere zu Qual und Leid und Vernichtung verdammt werden, sucht dieser Gott sich zu verherrlichen und seine angebliche Heiligkeit zu dokumentieren.
Hören wir ihn weiter: "Wahrlich, ich werde gegen dich vorgehen", so spricht er zu seinen Gegnern, "den Raubvögeln, allem, was Flügel hat, und den Tieren des Feldes werde ich dich zum Fraße geben. Auf freiem Felde sollst du fallen; denn ich habe es gesagt. Ich werde Feuer an Magog legen und an die, welche sorglos an den Küsten wohnen." Ekelhaft und niedrig muß man das alles nennen, will man es mit ethischen Maßstäben messen. "Alle Völker werden mein Gericht sehen, das ich vollziehe, und meine Hand, die ich an sie lege", läßt Ezechiel seinen Gott sprechen.
Warum hat man all das je ernst genommen? Warum hat man den Fanatiker nicht zum Tore hinausgestoßen , als er seine Prophezeiungen wutschäumend verkündigte und seinen Gott wie einen Massenmörder auftreten ließ. Woher kommt dieser morgenländische Fanatismus, den das Abendland in christlicher Hingabe bis heute nachbetet? Welche Komplexe müßte ein Psychiater heute bei einem so gearteten Gott von gestern diagnostizieren?
Ezechiel endet mit bildreichen Gesichten, die uns ungereimt erscheinen, in der Form stellenweise poetisch, weil weniger bluttriefend und racheheischend, insofern auch angenehmer, als hier vom Einzug der Herrlichkeit Gottes in den neuen Tempel die Rede ist und von der lebenspendenden Quelle der Heilszeit. Da sprudelt lebendiges Wasser, im Orient Symbol des Lebens überhaupt, da wachsen Früchte, die zur Speise dienen und Blätter zur Arznei. Man wird, wenn man es liest, ein wenig ausgesöhnt mit dem offenbar unter den eigenen Zwangsvorstellungen leidenden Manne, ja, man könnte zweifeln, ob der wohltuend liebliche Schluß seiner Texte wirklich aus seiner Feder stammt. Nehmen wir es zu seinen Gunsten an, solange nicht das Gegenteil erwiesen ist.

Daniel

In der Löwengrube

Aus anderem Holz, als Ezechiel, war der Prophet Daniel geschnitzt. Schon während der Adoleszenz war er im Jahre 605 v. Chr. in die babylonische Gefangenschaft geführt worden und stieg dort wegen seiner Weisheit und seiner prophetischen Begabung am Königshof zu hohen Staatsämtern empor, stand dann unter verschiedenen Herrschern bis in die Regierungszeit des Perserkönigs Cyrus hinein in königlichen Diensten, etwa bis 535 v. Chr. Das eigentlich hätte dem Herrn Jahwe mißfallen müssen; denn er hielt auf unverbrüchliche Treue der Mitglieder seines auserlesenen Volkes. Die Israeliten indessen, über die Jahwe nichts als Unheil geschickt hatte, fielen nach und nach von ihm ab. Ihr Glaube geriet ins Wanken; denn sie verstanden ihr Unglück als Beweis für die Ohnmacht ihres Gottes. Der allerhöchste Pädagoge erwies sich auch hier wieder als schlechter Psychologe, wenn er meinte, seine Leute durch Unheil bei der Stange zu halten. Die Juden wandten sich mehr und mehr den Götzen der Heiden zu, weil sie deren Überlegenheit gegenüber ihrem eigenen Gott am unterschiedlichen Völkerschicksal ablesen zu können glaubten.

Kommen wir aber zu Daniel selber zurück. Er berichtet, statt zu predigen und zu schimpfen, aus dem eigenen Leben. Mit einigen anderen begabten Jünglingen wurde er dazu ausersehen, im Palast des Königs bei Tische zu bedienen. Man bildete ihn auch in der Schrift und Sprache der Chaldäer aus. Diesen jungen Leuten ging es gut; sie unterstanden dem königlichen Kämmerer.

Daniel war nun fest entschlossen, die Speisegesetze des Moses einzuhalten und alle Leckerbissen zu verschmähen, die nach Auffassung seines Volkes und seines Gottes unrein waren, um sich nicht selbst damit zu verunreinigen. Der Kämmerer, dem Daniel eine entsprechende Bitte vortrug, war tolerant genug, dem jungen Mann die freie Wahl oder Ablehnung der Speisen zu gestatten. Allerdings befürchtete er, deswegen vom König zur

Rechenschaft gezogen zu werden, falls die Knaben bei der unvorschriftsmäßigen Beköstigung abmagern und nicht mehr als Augenweide der königlichen Tafel erscheinen sollten. Daniel machte den Vorschlag, es zehn Tage zu versuchen; in dieser Zeit wollten er und seine Gefährten nur Gemüse essen und Wasser trinken. Der Kämmerer solle dann ihr Aussehen und das derjenigen Jünglinge, die wunschgemäß an der Tafel des Königs speisten, vergleichen. Dem Wunsch wurde entsprochen, und nach zehn Tagen vegetarischer Kost sahen die gesetzestreuen israelitischen Jünglinge besser und wohlgenährter aus als alle Knaben, die von den Genüssen der königlichen Tafel gegessen hatten. Von da an bekamen die jungen Leute nur noch Gemüse.
Bald danach wurde Daniel zum königlichen Dienst zugelassen, wobei sich bald herausstellte, daß er und seine Genossen bei allen Fragen, die der König stellte, den Zauberern und Wahrsagern im ganzen Königreich zehnmal überlegen waren.
Nun hatte der König Nabuchodonosor einen besonders schwierigen Traum, auf dessen Auslegung er bestand. Nach Art der damaligen Herren bedrohte er alle Weisen, die zur Auslegung dieses Traumes nicht imstande sein würden, mit dem Tode. Damit geriet auch Daniel samt seinen Gefährten in große Gefahr.
In einem nächtlichen Gesicht aber offenbarte Gott dem Daniel das Geheimnis des königlichen Traumes. Schon hatte der König Befehl gegeben, die Weisen von Babel zu töten, als Daniel zum Vollstrecker dieses Befehls, einem gewissen Arioch,ging und ihn bat, die Weisen am Leben zu lassen, ihn aber zum König zu führen. Das geschah unverzüglich. Der fromme Daniel eröffnete nun dem König zunächst auf Befragen, daß Weise, Wahrsager, Zauberer und Zeichendeuter das Geheimnis des Traumes keinesfalls kundtun könnten. Im Himmel aber sei ein Gott, der die Geheimnisse offenbare. So werde im Traum des Königs durch Gott kundgetan, was in der Folgezeit geschehen werde. Nun schilderte Daniel dem König dessen Traum, in dem ein Standbild erschienen war, das der Prophet in allen Einzelheiten beschreibt, und das dann von einem Stein, der vom Berge stürzte, zermalmt wurde. Der Wind trug die Restbestandteile hinweg. Der Stein jedoch wurde zu einem großen Berg und erfüllte die ganze Erde. Daniel deutete das goldene Haupt des Standbildes

als Sinnbild für den König selbst, danach sollten andere Reiche und Herrscher folgen.
Die Einzelheiten der weiteren Auslegung seien hier überschlagen, jedenfalls deutete Daniel den Stein als ein von Gott errichtetes Reich, das alles andere zertrümmere, selbst aber nicht zerstört werde in Ewigkeit, sondern über die ganze Erde hin wachse. Es werde, wie gesagt, alle anderen Reiche zertrümmern und vernichten, selbst aber ewig Bestand haben. Wir brauchen nicht die theologische Auslegung mitzuliefern; es ist klar, daß Daniel nur das Christentum und die Kirche gemeint haben kann, wenn er auch in Wahrheit wohl nur an die Wiederherstellung der Macht und Größe Israels gedacht haben wird und dem König einen Schrecken einjagen wollte. Dieser Effekt wurde auch prompt erreicht: der König warf sich auf sein Angesicht nieder, verneigte sich vor Daniel und befahl, ihm Opfer und Räucherwerk darzubringen. Dann erkannte er Jahwe als den höchsten und einzig wahren Gott an. Daniel kam zu hohen Ehren, ähnlich dem ägyptischen Josef, man übertrug ihm die Verwaltung der ganzen Provinz Babel und machte ihn zum Obervorsteher über alle Weisen Babels. Daniel aber gab diese Ämter an seine Mitgefährten weiter und blieb selbst am königlichen Hofe.
Nun geschah es, daß der König eines Tages befahl, eine von ihm errichtete Götzenbildsäule anzubeten, was die in hohen Ämtern sitzenden Gefährten des Daniel verweigerten. Daniel selbst war zu der Zeit vom Hofe abwesend. In Zorn und Wut drohte nun der König Daniels Freunden Sidrach, Misach und Abdenago, sie auf der Stelle in einen brennenden Feuerofen zu werfen, falls sie die Götzenanbetung unterließen; er wolle dann sehen, welchen Gott es wohl gebe, der sie aus dem Feuer erretten könne. Die drei behaupteten kühn, ihr Gott habe die Macht, sie aus dem brennenden Feuerofen zu erretten. Da geriet der König in solche Wut, daß sich sein Angesicht entstellte, und in dieser Wut befahl er, den Ofen siebenmal stärker zu heizen, als es sonst geschah. Dann mußten die stärksten Männer seines Heeres die drei Männer fesseln und in den brennenden Ofen werfen. Der Ofen übrigens soll oben eine Öffnung gehabt haben und an der Seite eine Türe, durch die die Umstehenden die Verbrennung

sehen konnten. Jedenfalls wurden die drei in voller Kleidung ins Feuer geworfen, wobei die starken Männer, die den Königsbefehl auszuführen hatten, von der Glut der Feuerflammen getötet wurden. Die drei gefesselten Israeliten fielen in das Feuer und wandelten munter in den Flammen umher, indem sie mit lauter Stimme ihren Gott lobten und priesen. Der Engel des Herrn nämlich war in den Ofen hinabgestiegen, schlug die Feuerflammen zum Ofen hinaus und bewirkte kraft göttlicher Allmacht, daß es im Innern des Ofens so kühl war, wie wenn ein frischer Morgenwind weht. Das Feuer berührte die Gefesselten überhaupt nicht und bereitete ihnen weder Schmerz noch Beschwerde. Der Lobgesang, den die drei Jünglinge im Feuerofen sangen, ist im Buche Daniel wortwörtlich überliefert worden; er läßt an Länge nichts zu wünschen übrig und klingt sehr erhaben, was auch der Situation angemessen war.

Der König stand staunend da, insbesondere auch deshalb, weil er statt der drei Männer nun plötzlich vier im Feuer umherwandeln sah, und zwar alle inzwischen ungefesselt. Der vierte sah nach Meinung des Königs aus wie ein Engel, was er auch war. Nur, woher kannte der götzendienende König das Geschlecht der göttlichen Engel? Er trat ungeachtet der herausschlagenden Flammen an die Tür des brennenden Feuerofens und forderte die drei jungen Herren auf, aus dem Ofen herauszukommen und vor ihn hinzutreten, was diese sich nicht zweimal sagen ließen. Ihr Haupthaar war nicht versengt, ihre Kleider erwiesen sich als unbeschädigt, und alle Zeugen, sämtlich hohe Staatsbeamte, sahen es.

Da brach der König auch seinerseits in Lobgesänge des israelitischen Gottes aus und erteilte den Befehl, jeder, der diesen Gott hinfort lästere, solle in Stücke gehauen und sein Haus in einen Schutthaufen verwandelt werden, was ihm sicher der Heilige Geist oder Jahwe selbst eingegeben haben wird. Ohne diese abschließende Drohung wäre das Märlein von den drei Jünglingen samt ihrem Engel im Feuerofen eigentlich eine hübsche und den alten bösen Gott diesmal verherrlichende Geschichte gewesen, aber leider kommt es wieder anders und läuft auf die alte Barbarei hinaus. Jahwe bedankte sich bei dem bekehrten König damit, daß er ihn für eine ganze Zeit mit Wahnsinn schlug und

somit tief demütigte. Aber ganz weit vom Wahnsinn entfernt kann Nabuchodonosor auch sonst nicht gewesen sein, wie seine Befehle vor und nach der feurigen Veranstaltung zu beweisen geeignet sind.
Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und so war auch sein Sohn Belsazar, der Folgekönig, ein extravaganter Mann. Gelegentlich eines großen Gastmahls befiel ihn der Übermut, als er sich hatte vollaufen lassen. Auf seinen Befehl mußten die in Jerusalem geplünderten heiligen Tempelgefäße herbeigebracht werden, und er erlaubte sich, daraus mit den Großen des Reiches, seinen Gemahlinnen und Nebenfrauen, lustig zu trinken, wenn man denn eine solche Sauferei noch als Trinken bezeichnen mag. Bei diesem Gezeche pries man die aus Gold, Silber, Erz, Eisen, Holz und Stein gefügten heidnischen Götter.
Das gefiel verständlicherweise dem alten eifernden Jahwe schlecht. Es erschienen plötzlich Finger einer Menschenhand und schrieben gegenüber dem Leuchter auf den Kalk der Wand des Königspalastes. Als der König diesen entsetzlichen Spuk sah, entfärbte sich sein Antlitz, er wurde weiß wie jener Kalk an der Wand seines Palastes, seine Hüftgelenke lösten sich aus ihrer Verankerung, und seine Knie schlotterten. Mit lauter Stimme rief er nach den Wahrsagern und Zeichendeutern und versprach demjenigen von ihnen, der die Schrift entziffern könne, ihn in Purpur zu kleiden, ihm eine goldene Kette um den Hals zu legen und im Reiche als Triumvir zu herrschen. Keiner aber vermochte die Rätselschrift zu entziffern oder gar zu deuten. Da entstellte sich das Angesicht des Königs vor Angst, und auch die Großen des Reiches waren bestürzt.
Jetzt verfiel die Königinmutter, die von dem schrecklichen Vorfall gehört hatte, auf die Idee, den weisen Daniel kommen und die Schrift entziffern und deuten zu lassen. Dieser wurde sogleich herbeigerufen und sollte mit den angebotenen Ehren bedacht werden, falls er der Sache auf den Grund kommen könne. Daniel wies Ehren und Geschenke jedoch zurück, versprach, die Schrift zu lesen und machte dem König Vorhaltungen wegen der Entweihung der heiligen Gefäße durch Gemahlinnen und Nebenfrauen. Dann entzifferte Daniel die inzwischen berühmt gewordene Schrift: "Mene, Tekel, Phares", das heißt: "gezählt,

gewogen, geteilt", und der Prophet deutete: "Mene heißt: Gott hat dein Königtum gezählt und ihm ein Ende bestimmt. Tekel heißt, gewogen wurdest du auf der Waage und zu leicht befunden. Phares, geteilt wird dein Reich und den Medern und Persern gegeben."
Daniel wurde nach Entzifferung der Schreckensbotschaft in Purpur gekleidet, mit einer goldenen Kette versehen und als Triumvir im Reiche eingesetzt. Noch in derselben Nacht wurde Belsazar ermordet, und der Meder Darius, 62 Jahre alt, erhielt sein Reich. So ergeht es denen, die mit Gottes heiligen Gefäßen Spott treiben. Wir wollen damit den Belsazar nicht rechtfertigen. Was er tat, war sicher geschmacklos und rüde.
Daniel hatte nun allerlei Gesichte, von denen ausführlich berichtet wird, und die man zukunftsbezogen deutete. So sah er vier Tiere aus dem Meer aufsteigen, die näher beschrieben werden, meist furchtbar und schrecklich. Sie erhielten die Aufforderung, viel Fleisch zu fressen. Die Deutung überlassen wir den Theologen, die sich auf die Materie von berufswegen besser verstehen. Sie meinen einiges auf den erwarteten Antichrist deuten zu müssen, wieder eine nach Gottes Heilsplan ausgedachte Contrafigur in der göttlichen Vorsehung. Eines der Tiere wurde getötet, sein Leib zerstückelt und dem glühenden Feuer übergeben.
Daniel spricht dann in seinen Wachträumen von einer Herrschaft bis in alle Ewigkeit, läßt wieder ein Tier auftreten, mit eisernen Zähnen und ehernen Krallen bewaffnet, das fraß und zermalmte und alles mit seinen Füßen zerstampfte. Vielleicht hat der Prophet in einer dem zweiten Gesicht ähnlichen Vorschau die Mordwaffen unseres Zeitalters, Panzer und Kriegswagen, gesehen. "Es wird die ganze Erde verschlingen, zerstampfen und zermalmen", sagt er. Dann orakelt er von einer Zeit, von zwei Zeiten und einer halben Zeit und von endgültiger Vernichtung und Zerstörung. Schließlich ist von einem Gesalbten die Rede, von einem Christus also, der hingerichtet werde, der die Schlacht- und Speiseopfer abschaffe, dafür aber den Greuel der Verwüstung bis zum Ende herrschen lasse, womit das Christentum in der Tat zutreffend charakterisiert erscheint.

Unter Daniels Gesichten sollen sich auch Weissagungen über Alexander den Großen finden und über die Kämpfe der ägyptischen Könige mit den syrischen. Schließlich verschwimmen in den prophetischen Aussagen die Grenzen, und vieles deutet darauf hin, daß das Ende aller Zeiten, also der Untergang der Menschheit, gemeint sein könnte. Er spricht von einer Bedrängnis, wie sie nie vorher dagewesen sei, von Schmach und ewiger Schande, einiges bezieht sich wohl auf Jesu blutiges Kreuzesopfer, anderes ist dunkel und spricht von Morden und Schandtaten. Kurzum, alles unerfreuliche Dinge und düstere Zukunftsperspektiven.

Schließlich werden noch einige Nachträge aus Daniels Leben überliefert, zum Beispiel die Geschichte mit der schönen Susanna, die von ihren gottesfürchtigen Eltern nach dem Gesetz des Moses erzogen worden war, in die sich zwei scheinfromme Älteste leidenschaftlich verliebten. Sie gestanden sich gegenseitig ihre Leidenschaft und verabredeten sich, das Opfer gemeinsam als Beute einzubringen. Susanna stieg nun, von zwei andern Mädchen begleitet, an einem heißen Tag ins Bad, ohne zu ahnen, daß sich die beiden Alten versteckt hielten, um sie zu beobachten. Als sie ihre beiden Mädchen weggeschickt hatte, ihr Öl und Salben zu holen, die Gartentür aber dabei sicher zu verschließen, sahen die beiden Voyeure ihre Gelegenheit gekommen und eilten auf das ahnungslose keusche nackte Mädchen zu, bekannten ihre Leidenschaft und forderten sie auf, sich ihnen hinzugeben. Niemand werde Zeuge sein, da die Gartentür verschlossen sei. Zugleich drohten die üblen Alten, bei Weigerung würden sie bezeugen, Susanna habe es mit einem Jüngling heimlich getrieben und deswegen die Mädchen weggeschickt. Susanna stellte Überlegungen an über die zwei Möglichkeiten, die ihr blieben, entschied sich für die eine, rief laut um Hilfe und mußte erleben, daß die beiden Bösewichte dagegen anschrien, zur Gartentür liefen, sie öffneten und die Leute alarmierten. Die Ältesten warfen ihr ganzes Ansehen in die Waagschale, gaben falsches Zeugnis und forderten als Bestrafung Susannas Tod; denn sie war eine verheiratete Frau, und auf Ehebruch stand die Todesstrafe. Sie ließen die junge Frau vorführen, entschleiern, verhören, sie nahmen ihre erfundene Ge-

schichte mit dem nicht existierenden Jüngling auf ihren Eid und empörten sich über Schandtaten, die sie selbst erfunden hatten. Sie bezeugten den "bösen Umgang", der nie stattgefunden hatte. Der Jüngling, angeblich stärker als sie beide, habe entfliehen können. Aber die Frau sei verstockt und habe seinen Namen nicht nennen wollen. Die Gerichtsversammlung glaubte ihnen; denn sie waren die Ältesten des Volkes und Richter, und man verurteilte Susanna zum Tode.
Diese Geschichte ist eine anschauliche Vorläuferin der späteren Verfahrensweisen der von der heiligen römischen Kirche unter dem Einfluß des Heiligen Geistes praktizierten heiligen Inquisition.
Susanna betete mit lauter Stimme zu ihrem Gott und wurde dann zum Tode geführt. Nun schaltete sich aber doch der Allerhöchste ein und alarmierte über den Heiligen Geist den damals noch jungen Daniel, der plötzlich mit lauter Stimme in die Szene rief: "Ich bin unschuldig an ihrem Blute!" Alles Volk wandte sich dem jungen Mann zu und fragte ihn, was er damit sagen wolle. Daniel trat in ihre Mitte und schalt ihre Torheit, da man die Frau ohne Untersuchung und ohne Kenntnis des eigentlichen Sachverhalts zum Tode verurteilt habe. Man solle zum Gerichtsort zurückkehren; denn hier sei falsches Zeugnis abgelegt worden. Es fragt sich, ob die vorausgegangene Verhandlung nicht streng nach dem unvollkommenen Gesetz des Moses geführt worden war.
Daniel wurde nun in die Mitte der hohen Versammlung gesetzt, da Gott ihm das Vorrecht des Alters – oder der Jugend? – verliehen habe, und er verlangte, die beiden Zeugen getrennt zu verhören. Bei diesem getrennten Verhör kam heraus, daß der eine Älteste die schöne Susanna unter einem Mastixbaum mit dem Jüngling gesehen haben wollte, der andere unter einer Eiche. Daniel schalt den einen wegen seiner Lüge und verkündigte ihm, ein Engel habe von Gott Befehl erhalten, ihn mitten durchzuspalten, dem andern warf er seine böse Lust vor, auch er werde vom Engel durchgeschnitten und vernichtet. Wütend verfuhr die Versammlung mit den beiden Erzschelmen nach dem Gesetz des Moses und tötete sie. Das ist eine Geschichte mit einem, wenn auch grausigen, Happy End, eine Geschichte,

in der einmal die Frau gut wegkommt und die Gesetzeslehrer schlimm dastehen.
Eine andere Geschichte wird von Daniel und den Belspriestern übermittelt. Diese behaupteten, ihr Gott Bel verzehre die ihm geopferten Speisen, was sie dem König beweisen wollten. Sie bedienten sich dabei eines heimlichen Eingangs zum Tempel. Daniel wollte den Bel entmystifizieren und seine Priester entlarven. Er ließ Asche im ganzen Belstempel ausstreuen. Und als in der Nacht die Belspriester mit Frauen und Kindern durch den verborgenen Eingang in den festverschlossenen Tempel schlichen und alle Opferspeisen verzehrten, hinterließen sie ungewollt Spuren, die am folgenden Tag von Daniel und dem König entdeckt wurden. Der König ließ in seinem Zorn die Belspriester samt ihren Frauen und Kindern ergreifen, ließ sich von ihnen den heimlichen Zugang zeigen und verurteilte sie dann zum Tode, während Daniel Vollmacht erhielt, den Bel und seinen Tempel zu zerstören. Die Sitten waren damals rauh und hart.
Schließlich erwähnen wir noch die bekannte und sprichwörtlich gewordene Geschichte von Daniel in der Löwengrube. Die Babylonier verehrten einen großen Drachen, dem Daniel die vom König befohlene Anbetung verweigerte. Der Prophet machte sich aber anheischig, diesen Drachen ohne Schwert oder Keule zu töten. Der König gab ihm dazu die Erlaubnis. Daniel kochte Pech, Fett und Haare, machte daraus einen Kuchen und gab diesen dem Drachen ins Maul. Als er ihn gefressen hatte, zerbarst er. Und Daniel höhnte: "Seht da, wen ihr verehrt habt!"
Die Babylonier vertrugen diesen Spaß schlecht, rotteten sich gegen ihren König zusammen und forderten die Auslieferung des Daniel, der den Bel zerstört, den Drachen getötet und die Priester hinweggeschlachtet habe. In seiner Angst gab der König dem Verlangen nach, lieferte Daniel aus und mußte hinnehmen, daß man ihn in die Löwengrube warf, also wohl in einen Raubtierzwinger bei Hofe. Sechs Tage lag Daniel bei den Bestien, sieben Löwen, denen man täglich zwei Leichen und drei Schafe zu geben pflegte. Nun aber erhielten sie kein Futter, damit sie den guten Daniel auffressen sollten. Der war aber nicht nach ihrem Geschmack, und sie ließen den heiligen Mann un-

berührt und ungeschoren. Damit sich dieser nicht seinerseits aus Hunger an den Löwen vergriff, ließ Gott den frommen Propheten Habakuk in Judäa einen Brei kochen, Brot in eine Schüssel brechen und aufs Feld hinaus gehen, um es den Schnittern zu bringen. Aber der Engel des Herrn sagte dem Habakuk, er solle das Essen dem Daniel in seine Löwengrube zu Babel bringen. Habakuk hatte Babel nie gesehen und kannte erst recht nicht die Löwengrube, in der sich ein ihm ebenfalls unbekannter Kollege aufhielt. Der Engel zeigte aber wenig Geduld mit solchen Einwänden des frommen Habakuk, ergriff ihn kurzerhand beim Schopfe und tranportierte ihn an den Haaren seines Hauptes Richtung Babel, wo man bereits nach der Dauer eines Atemzuges eintraf, genau oberhalb der Grube. Der alte Münchhausen auf seiner Kanonenkugel könnte vor Neid erblassen! Man tauschte nach der Ankunft fromme Sprüche, händigte die Mahlzeit aus, und Daniel erhob sich und aß. Der Engel aber verschwand samt Habakuk wieder Richtung Heimat.

Am siebten Tag kam der König, um den vermeintlich aufgefressenen Daniel zu betrauern, fand den Propheten aber gemütlich dasitzend und pries mit lauter Stimme den Gott Daniels, den trickreichen, kunststückvollführenden Schlauberger jenseits der Wolken. Der ließ sich das, wie wir wissen, gern gefallen, vor allem, da der König ihm versicherte, es gebe außer ihm keinen anderen Gott. Daniel wurde emporgezogen, statt seiner warf man diejenigen in die Löwengrube, die ihn dahin verfrachtet hatten; und augenblicklich kehrte den Löwen ihr natürlicher Appetit zurück, und die Danielsverfolger wurden vor den Augen des erstaunten Königs unverzüglich aufgefressen. Darauf stimmte der König weitere Lob- und Preistexte auf den Gott Daniels an, den alle Bewohner der Erde fürchten sollten. Eine ebenso wunderbare wie fürchterliche Geschichte.

Immerhin war Daniel ein recht sympatischer Vertreter seiner Spezies, ein Mann jedenfalls von hoher Kultur und Weisheit, was man längst nicht von allen Propheten des Alten Bundes behaupten kann. Durch ihn wurden auch verhältnismäßig wenige Feinde Jahwes vom Leben zum Tode befördert. Aber das ist auch nur relativ zu nehmen.

Hosea

Ein Frauenschicksal

Der Propheten im Alten Testament gab es viele. Nicht alle erlangten die Bedeutung und Berühmtheit der hervorragendsten unter ihnen, wie Isaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel. Sie hinterließen meist nur kleinere Schriften, aber was sie sagen, läuft auf das gleiche hinaus. Sie drohen an, daß Gottes Gericht in furchtbarer Weise über das Volk Israel hereinbrechen werde, stellen jedoch das kommende Unheil immer als Durchgang zum neuen Heil und einer besseren Zukunft im weltweiten Reich des Messias dar, auf das die Juden bis heute noch warten, das aber die Christen in ihrer Kirche verwirklicht sehen, die seit zweitausend Jahren das Angesicht der Erde segensreich zu erneuern behauptet, während sich über die Jahrhunderte nur eine Flut von Blut und Tränen ergießt.

Hosea, auch Osee genannt, war ein Zeitgenosse der Propheten Isaias und Amos. Seine Wirksamkeit begann im nördlichen Reich Israel etwa um 783 v. Chr., als dieses Reich auf dem äußersten Gipfel seiner Machtentfaltung stand, was freilich den religiösen und sittlichen Niedergang nach sich zog, wie wir es aus allen Wohlstandsepochen der Geschichte kennen. Das Volk wurde also wieder einmal vertrags- und bundesbrüchig, und so klagt Hosea ständig darüber, daß diese schändliche Unverbesserlichkeit unweigerlich Gottes furchtbares Strafgericht herbeiführen werde.

Die Theologen haben herausgefunden, daß Hosea nicht nur Gottes Bündnis mit dem Volk Israel in Worten unter dem Sinnbild der Ehe darzustellen wußte, sondern eine solche Ehe auch selber dem Volke vorzuführen hatte, damit seine Predigt recht anschaulich werde. Hosea mußte sich nach Gottes Ratschluß ein Mädchen zur Frau nehmen, dessen Lebensführung Anstoß erregte. Er hatte den Leuten sozusagen eine Privattragödie vorzuspielen, die dem Allerhöchsten als Komödie zu seiner Unterhaltung gedient haben mag. Gomer, so hieß die Frau des Hosea, sollte in diesem Schauspiel das Abbild des sündhaften und

götzendienerischen Volkes sein, und die Ehe, aus theologischer Sicht "ohne Zweifel ein hartes Opfer für den Propheten", beim Volk überall großes Aufsehen erregen, umsomehr, als Hosea den sinnbildlichen Zweck seines Tuns überall verkündete.
Wunderliche Zukunftsvisionen hören wir von Hosea; aus seinem Munde kündigt Gott einen Bund mit den Tieren des Feldes, den Vögeln des Himmels und dem Gewürm auf der Erde an. Bogen, Schwert und Kriegsgerät sollten von der Erde vertilgt werden. Entgegen dieser Prophezeiung stirbt inzwischen die Kreatur infolge menschlicher Umweltvernichtung qualvoll dahin.
Nach der Friedenstat Gottes, die immer noch auf sich warten läßt, wollte er sich mit seinem Volk verloben auf ewig, in ewiger Treue. Vorerst aber erhebt der Herr durch Hosea Klage gegen des Landes Bewohner; denn es gebe im Lande keine Treue mehr, keine Liebe und keine Gotteserkenntnis. Meineid und Lüge, Mord, Diebstahl und Ehebruch seien im Schwange, Bluttat reihe sich an Bluttat; übrigens alles – wie man heute weiß – Folgen der gottverordneten Sexualverdrängung. Dann geht es weiter: "Mein Volk wird vernichtet, weil die Erkenntnis ihm fehlt." Im Paradies war die Erkenntnis von Gut und Böse dem Menschen noch strikt untersagt, jetzt, wo sie fehlt, wird deswegen die Vernichtung als Strafe verhängt.
Nach wiederum theologischer Auslegung sind die Brautgeschenke, die Gott seinem ihm anvermählten Volk durch des Propheten Mund verheißt, Recht und Gerechtigkeit, das solle heißen: rechtes religiöses und sittliches Verhalten. Hier werden ethische Begriffe moralisch besetzt und einem normativen Alleinvertretungsanspruch untergeordnet.
Hosea wendet sich in seinem Verdikt gegen den vom Volke gepflogenen Baalskult, in dem die Naturmächte angebetet werden, das Gegenspiel wahrer Sittlichkeit, wie die Gottgetreuen meinen. Hosea stellt fest, es fehle an der Liebe zum Nächsten, und darum sei das Land voll von Mord, Diebstahl und Ehebruch. Warum aber fehlt es an dieser? Warum ist es Gott seit Erschaffung des Menschen nicht gelungen, ihn zur Nächstenliebe zu bewegen? Ein Strafgericht folgte dem andern, und wenn kein Strafgericht über das Volk hereinbrach, ließ es Gott durch

seine Gesandten androhen. Wie will man auf diese Weise ein Volk, wie will man den Menschen so zur Liebe bewegen? Es ist sicher ein großer sittlicher Fortschritt gegenüber den Vorläufern, wenn Hosea den Leuten predigt, Gott habe an Liebe Wohlgefallen, nicht an Schlachtopfern, an Gotteserkenntnis mehr als an Brandopfern. Woher und warum plötzlich dieser Wandel? Im Gesetz des Moses hatte doch Gott diese blutrünstigen Opfer angeordnet, und sie waren ihm bislang immer höchst willkommen und wohlgefällig gewesen. Wer hätte denn das Volk auf den Weg sittlichen Aufstiegs und einer besseren und ethisch wertvolleren Gotteserkenntnis bringen sollen?

Hosea jedenfalls ist eher ein fluchender Unglücksprophet als ein überzeugender Fortschrittsverkünder gewesen. Israel werde zuschanden werden, so drohte er, Samaria werde vernichtet.

Die Opferstätten würden verwüstet werden und öde daliegen. Dann klagt der Prophet als Stimme Gottes: "Doch je mehr ich sie rief, desto weiter entliefen sie mir." Aber das ist doch ganz selbstverständlich bei diesen unaufhörlichen Schimpfreden. Ephraim habe er am Gängelbande geführt, läßt Gott durch Hosea mitteilen. Ein Volk also, das sich nicht ständig gängeln lassen wollte. Mit Fesseln der Liebe habe Gott das Volk zu sich gezogen. Aber eben die Liebe kann auch zur unerträglichen Fessel werden, ganz abgesehen davon, daß von Liebe dieses Gottes seinem Volk gegenüber bisher herzlich wenig festzustellen war. Und wenn sich schon jemand der eigenen Liebe rühmt, was ist denn dessen Liebe noch wert?

Wie Gott dem Volk seine Liebe zeigte, entnehmen wir den Worten des Propheten: "In ihren Städten wird wüten das Schwert, wird ihre Riegel zerbrechen, wird sie fressen ob ihrer Pläne."

Was aber hatte es auf sich mit dem ungeratenen Weib des Hosea? Gott selber befahl dem Propheten: "Geh, nimm dir ein buhlerisches Weib und buhlerische Kinder, denn wie eine Buhlerin wendet sich das Land von Jahwe ab." Göttliche Logik!

Hosea nahm sich also die Gomer zur Frau, die von ihm schwanger wurde und ihm einen Sohn gebar, der auf Gottes Anordnung Jisreel genannt wurde. Dessen Blutschuld – worin bestand sie? –, wollte Gott dann damit strafen, indem er dem Königtum

Israels ein Ende zu machen gedachte. Dann wurde Gomer wieder schwanger und gebar eine Tochter, die auf Gottes Geheiß den Namen Unbegnadet erhielt. Daran wurden wieder allerlei unfreundliche Verheißungen geknüpft, die wir auf sich beruhen lassen wollen.

Sobald Unbegnadet von der Mutterbrust entwöhnt war, wurde die Frau wieder schwanger und gebar einen Sohn, der erhielt auf Gottes Befehl den Namen Nicht-mein-Volk. Hosea scheint jedenfalls an seiner Buhlerin nicht wenig Gefallen gefunden zu haben, und sie mußte es mit der Austragung unbegnadeter, von Gott von vornherein verfluchter Kinder büßen. Immerhin kamen nun göttlicherseits recht rosige Zukunftsaussichten für das Volk Israel zutage, das wieder einmal zahlreich werden solle wie Sand am Meer.

Nun aber wird der liebe Gott – gemessen an der von ihm geforderten Wohlanständigkeit – fast obszön in seinen Verwünschungen gegen das böse buhlerische Weib. Hören wir, wie der Prophet Gottes Worte formuliert:

"Verklagt eure Mutter, verklaget sie, denn sie ist nicht mein Weib, und ich bin nicht ihr Mann, daß sie entferne vom Gesicht die buhlerischen Zeichen und von den Brüsten ihre Ehebruchsmerkmale. Sonst werde ich sie nackt ausziehen und wie am Tage ihrer Geburt sie hinlegen, werde sie der Wüste gleichmachen, zu dürrem Land sie machen und sie vor Durst sterben lassen. Auch ihren Kindern will ich kein Erbarmen schenken, denn es sind ja buhlerische Kinder. Ihre Mutter gab der Buhlerei sich hin, mit Schande bedeckte sie ihre Gebärerin." Und so weiter. Ein liebenswürdiger, liebender Gott, der seinen Propheten die Ehe eingehen läßt mit einer sinnlich begabten Frau, ihn dann die Ehe zerbrechen heißt unter lasziven Verwünschungen, und das alles nur, um seinem geliebten verfluchten Volk ein lebendiges Anschauungsmaterial vor Augen zu stellen.

Die Geschichte geht aber noch weiter, und zwar keineswegs undelikat. Die Buhlerin will wieder ihren Buhlen nachlaufen, die ihr Brot, Wasser, Wolle, Flachs, Öl und Getränke versprechen, und der Eheherr entzieht ihr alles das, sogar die Kleider, mit denen sie ihre Blöße bedeckt hatte. "Dann decke ich auf ihre Scham vor den Augen ihrer Buhlen, und niemand entreißt sie

meiner Hand. Ich mache ein Ende all ihrer Lust, ihren Festen ... ich will ihren Weg mit Dornen umzäunen und ihr ein Gehege ziehen, daß sie ihren Weg nicht mehr findet. Und läuft sie ihren Buhlen nach, so wird sie sie nicht erreichen, und sucht sie nach ihnen, so wird sie sie nicht finden."
Nachdem der Eheherr seine Buhlerin auf diese Weise beschämt und festgesetzt hat, wie Gott der Herr sein mit ihm verlobtes Volk Israel, wendet sich die Ungetreue ihm wieder zu, weil es ihr bei ihm besser erging.
Nun will er sie locken und in die Wüste führen, bis sie gefügig ist wie in den Tagen ihrer Jugend. Hosea nimmt die treulose Gattin wieder zu sich und erprobt sie. Er kauft sie für fünfzehn Silberschekel und anderthalb Maß Gerste zurück und gibt ihr die Weisung: "Lange Zeit sollst du mir da bleiben, dich nicht verführen lassen, keinem Manne gehören, und auch ich werde nicht zu dir eingehen." Heilige Keuschheit, kehre zurück zur sündigen Buhlerin und zum untadeligen Propheten, der all die leidige Zeugerei auf sich genommen hat, um dem abtrünnigen Volk ein makelloses Schauspiel vorzuführen.
Menschenschicksal, Schicksale einer Frau und ihrer Kinder mußten herhalten, um Gottes Wege und Abwege einem ohnehin erkenntnisschwachen Volk zu verdeutlichen. Selbst wenn man das alles nur als symbolträchtige Floskeln eines verschrobenen Prophetenhauptes und nicht etwa als Wirklichkeit nehmen will, so spricht doch daraus eine Menschenverachtung, daß wir uns abermals mit Grausen von diesem hohen Herrn jenseits der Wolken abwenden möchten.

Joel

Der Herr brüllt von Sion her

Der Prophet Joel läßt sich zeitlich nicht genau einordnen, was für unseren Zusammenhang auch nicht besonders wichtig ist. Er verstand sich, wie alle seine Kollegen vor ihm und nach ihm, als Sprachrohr Gottes, des Allmächtigen, und so sagte auch er dessen schweres Strafgericht über Juda voraus. Unter dem Bilde einer Heuschreckenplage schildert er die künftige Verwüstung des gelobten Landes und warnt Israel vor Bündnissen mit den heidnischen Mächten. Noch niemals war dem Gott Israels der Friede seines Volkes mit dessen ungläubigen Nachbarn genehm, sondern Krieg und Ausrottung gehörten zum Programm des göttlichen Heilsplanes.
So verkündet denn der Prophet: "Was der Nager ließ, fraß der Heuschreck, was der Heuschreck ließ, fraß der Fresser," womit nur der die Menschen fressende und vertilgende Gott selber gemeint sein kann. "Ja, dahin ist die Freude der Menschen," jammert der Prophet, und er fordert die Priester seines Gottes auf: "Heult, ihr Diener des Altares!" Die ganze göttliche Heilsgeschichte ist in der Tat seit eh und je zum Heulen, per omnia saecula saeculorum! Verheerende Wirkungen der Vernichtungskatastrophen sagt Joel voraus und zeigt den Leuten immer wieder, daß Gott seinem Volke zürnt. Er ruft auf zu einer heiligen Bußfeier, verordnet heiliges Fasten und zeichnet schreckliche Bilder von seinem Gott: "Feuer frißt vor ihm her. Kein Entrinnen gibt es vor ihm." Die Erde zittert, wie er ankündigt, und der Tag des Herrn ist überaus furchtbar. Mit Fasten, Weinen und Klagen sollen die Juden ihre Herzen zerreißen, ein durchaus grausam blutiges, metzgerhaftes Bild! Er spricht vom abschließenden Gerichtstag, von Reue und Buße, und immer wieder taucht jener Fresser auf, der das Volk vertilgt. Dazwischen sind die bekannten Verheißungen eingestreut: "Und nimmermehr soll zuschanden werden mein Volk!" Das hörten wir schon oft; Flüche und Segensversprechungen wechseln einander ab, Zuckerbrot und Peitsche. Bald will der Herr die Söhne und

Töchter des Volkes weissagen lassen, selbst über Knechte und Mägde will er seinen Geist ausgießen in jenen verheißenen Tagen, dann wieder verkündet er Blut, Feuer und Rauchsäulen. Die Sonne werde sich in Finsternis wandeln, der Mond in Blut, und das vor Anbruch jenes großen und furchtbaren Tages. Wunder über Wunder, bald wonnige, bald schreckliche, läßt dieser Gott verkünden. Ein Wunder nur, wenn damit ein ganzes Volk, das diese Dinge glauben soll, nicht völlig neurotisiert wird. "Ihre Bosheit ist groß," sagt der Prophet von seinen Landsleuten. "Der Herr brüllt von Sion her, aus Jerusalem dröhnt seine Stimme, daß Himmel und Erde erbeben." Jerusalem werde ein Heiligtum sein, hernach nämlich, und Heiden werden es nicht mehr betreten, so sagt Joel. In dieser Erwartung leben die Juden und Christen bis heute, die sich immer noch von ihren alten und neuen Propheten an der Nase herumführen lassen. Wer aber sind eigentlich diese "Heiden"? Die Theologen, einzig für solche Fragen zuständig, wissen es: es sind die verworfenen Gottesfeinde. Das ist in nuce die Humanität des Christentums!

Amos

Der göttliche Holocaust

Amos war ein Zeitgenosse von Isaias und Hosea. Ihn berief Gott von seiner Rinderherde weg zum Propheten, damit er des Herrn schreckliche Strafgerichte seinen jüdischen Mitmenschen voraussage. Schon gleich der Vorspruch seiner Rede zeigt den gütigen Gott: "Der Herr brüllt von Sion her, der Gipfel des Karmel verdorrt." Dann läßt Amos den Herrn selber sprechen, der Feuer nach Juda werfen will, daß es fresse Jerusalems Burgen. Wieder ist Vernichtung von oben her angesagt. Von drei oder vier Freveln des Volkes, die damit bestraft werden sollen, ist die Rede. Aber die Theologen erklären dazu, diese Art Zahlenangaben dürfe man in der Bibel nicht so genau nehmen, sie bedeuteten vielmehr eine unbestimmte Zahl im Sinne von "viel" oder "zahlreich", wie denn überhaupt vieles, was die Propheten sagen, keine andere Bedeutung hat, als das Volk einzuschüchtern und zu beherrschen und sich selbst als gottberufen hervorzukehren. Auch aus dem Munde dieses vergleichsweise kleinen und unbedeutenden Propheten läßt der Herr verkünden: "Seht, so will ich euch niederwalzen, wie der Dreschwagen niederwalzt die aufgeschütteten Garben." Oben will er die Früchte abreißen und unten die Wurzeln, was, wie die Theologen wissen, die völlige Vernichtung bedeute, womit sie diesmal sicherlich recht haben. Mit dem Niederwalzen sei die Furchtbarkeit des kommenden Gerichts veranschaulicht worden, heißt es weiter.
Der Prophet redet dann in etwas eigenartig rhetorischen Fragen: "Wandern wohl zwei miteinander, ohne einander zu kennen?" Warum eigentlich nicht? "Brüllt wohl ein Löwe im Walde, ohne Beute zu haben?" Auch das ist denkbar. "Fällt ein Vogel zur Erde ins Netz, ohne daß ihn ein Wurfholz traf?" Möglich. "Trifft ein Unheil die Stadt, ohne daß der Herr es getan?" Nein, das läßt er sich nicht entgehen!Und weiter spricht Amos, an dessen Geistesschärfe doch wohl einiges zu wünschen übrig bleibt: "Wenn der Löwe brüllt, wer soll sich da nicht fürchten? Wenn der Herr, der Allmächtige, redet, wer sollte da nicht prophezeien?" Man

beachte diesen Vergleich! Amos jedenfalls prophezeit unerbittliche Strafen. Die heidnischen Völker fordert er auf, sich das frevelhafte Treiben in der Hauptstadt des nördlichen Reiches anzusehen und darüber zu staunen. Nach Auffassung des Propheten geschehen im Volk Israel schlimmere Sünden als bei den Heiden. Also hält es Gott für zweckmäßig, durch den Feind das Land Israels verwüsten zu lassen. Dabei wählt er über seinen Propheten den makaberen Vergleich: "Wie der Hirt aus dem Rachen des Löwen zwei Beinchen bloß rettet oder ein Ohrläppchen nur, so werden nur wenige sich retten von Israels Söhnen." Trotz der Prophezeiung fordert Amos seine Leute auf, nach der Vernichtung Bethels den Herrn zu suchen, um zu leben. Sonst werde er über Josephs Haus mit Feuer kommen, das fresse und das niemand löschen könne.
"Weh denen, die nach dem Tage des Herrn verlangen!" droht der Prophet, und man wird fragen dürfen: was taten denn die ersten Christen? Aber für die war dieser Tag ja auch nicht Finsternis ohne Licht, wie Amos es ankündigt. Und nun kennzeichnet er seinen Gott als fressenden Moloch, indem er verkündet, am Tag des Herrn werde es sein, wie wenn jemand vor einem Löwen fliehe und auf einen Bären stoße, wie wenn jemand ins Haus flüchte, wo ihn die Schlange beiße. Göttlicher Haß wird dann über das Volk ausgeschüttet in den Drohungen:"Eure Feste will ich in Trauer verwandeln, in Totenklage all eure Lieder, Trauergewänder leg ich an alle Hüften, mach kahl jedes Haupt. Ich versetze das Land in Trauer wie um den einzigen Sohn. Ein bitterer Tag wird sein Ende sein." Der göttliche Holocaust also. "Da sende ich Hunger ins Land," läßt Gott seinen Propheten weiter verkünden. "In jener Zeit sinken die blühenden Jungfrauen ohnmächtig nieder, und die Jünglinge verschmachten vor Durst. Sie werden zusammenbrechen und nicht wieder aufstehen." Gott will sein jüdisches Königreich von der Erde vertilgen, heißt es weiter. Natürlich sollen auch die heidnischen Feinde vernichtet werden. Gott will ganze Arbeit tun, und es soll ein wirklicher Unglückstag werden ohne Abstriche! Der Herr verhängt aus seinem bequemen Wolkensessel heraus eine Zeit furchtbarer Not. Durch das Schwert sollen alle Frevler in seinem Volk sterben. Später soll dann aus den

Trümmern und auf den Leiden wieder ein neues geistig-sittliches Reich in göttlicher Vollendung hervorwachsen. Es muß wieder etwas neu entstehen, damit das Vernichtungswerk später seine Fortsetzung nehmen kann.

Abdias

Ausgerottet für ewige Zeiten

Der Prophet Abdias, der quantitativ nach Überlieferung der Bibel wenig zu verkündigen hatte, wußte nicht viel Gutes zu sagen. Eigentlich ist nur ein Gerichtswort, eine Drohpredigt kürzeren Inhalts, von ihm überliefert, in der er Gott als den gerechten Vergelter alles Bösen herausstellt. Er spricht von der großen Vergeltungsstunde für den Stamm Edom, der sich als Brudervolk der Israeliten mit den Feinden zusammengetan und mit ihnen gemeinsam Jerusalem geplündert hatte. Der schlimme Tag aber sei dennoch ein Tag des Heiles, so weiß Abdias zu weissagen, weil damit der Anschluß aller Völker an das messianische Gottesreich heraufgeführt werde.
Hören wir aber den Abdias im Originalton. Auch er verkündet die Worte seines Gottes, und zwar also: "Sieh, klein mach ich dich unter den Völkern. Verächtlich wirst du über die Maßen sein. ... Ich stürze dich doch hinunter von dort", nämlich von den Sternen, zu denen dieses Volk hochzuklimmen sich erkühnt hatte. Fromme oder unfromme Bilder! "Ausgerottet wirst du für ewige Zeiten", und zwar wegen der Beteiligung an der Plünderung Jerusalems durch die Barbaren. Vergeltung also durch Ausrottung für ewige Zeiten, das ist auch laut Abdias Gottes Verdikt über sein auserlesenes Volk, ist die sinnvolle Verfügung des Allgütigen und Allweisen und Allwissenden.
Irgendwann sollen aber Retter erscheinen und das Königtum des Herrn erhalten; denn das ist die Hauptsache: die Verwerfung der Gottesfeinde, die Sicherung des Gottesreiches auf Erden. Und das heißt: Herrschaft von Blut und Tränen.

Jonas

Unter der Rizinusstaude

Jonas, der Prophet, lebte ungefähr um 800 v. Chr. Das biblische Buch, das seinen Namen trägt, enthält jedoch nicht seine Weissagungen, sondern es erzählt und will in dieser Erzählung dartun, daß Gott nicht nur der gnädige Gott Israels sei, das ihn eigensüchtig und engherzig nur für sich in Anspruch nehme, sondern der Gott aller Völker dieser Erde, der auch für die Heiden ein Gott der Barmherzigkeit sei und durch alle Strafgerichte hindurch ihr Heil wolle; nach dem berühmt-berüchtigten Motto: wer seinen Sohn liebt, der läßt ihn die Peitsche fühlen.
Jonas sollte sich auf Befehl seines Herrn und Gottes nach Ninive begeben, einer großen Stadt, um dort gegen die Bosheit der Menschen zu predigen, von der Gott erfahren hatte.
Jonas aber hatte keine Lust, der göttlichen Aufforderung nachzukommen, begab sich nach Joppe, dem heutigen Jaffa, bestieg dort ein Schiff und wollte vor seinem höchsten Herrn und dessen Auftrag nach Tharsis fliehen, wohin dieses Schiff ging. Aber Jahwe ließ diese Flucht nicht durchgehen; er schickte sogleich einen gewaltigen Sturm, so daß das Schiff zu scheitern drohte. Die Schiffer gerieten in große Furcht, jeder rief seinen Gott um Hilfe an, die Schiffsgeräte wurden ins Meer geworfen, um das Fahrzeug zu erleichtern. Jonas aber hatte sich vor seinem Gott im untersten Schiffsraum versteckt, dort niedergelegt und war eingeschlafen. Da weckte ihn der Schiffshauptmann und forderte ihn in der Seenot auf, seinen Gott anzurufen, der sich möglicherweise erbarmen werde. Inzwischen warfen die Leute das Los, um zu erfahren, durch wessen Schuld das drohende Unheil über sie gekommen war, und dieses Los fiel auf Jonas. Hatte Jahwe dabei unsichtbar seine Hand im Spiel, oder verriet es einer der anderen angeflehten Götter?
Jonas wurde nun vernommen bezüglich seiner genauen Personalien, worauf er sich als Hebräer bekannte und somit als Verehrer des gewaltigen Jahwe. Kaum hatte er das gesagt, da ergriff die Männer allgemeine Furcht; denn von diesem ungeheuren Gott

war erfahrungsgemäß Schlimmstes zu erwarten. Als man aber nun erfuhr, daß Jonas selbst auf der Flucht vor ihm war, fragte man: "Was sollen wir mit dir tun, damit das Meer von uns abläßt?" Das Meer tobte mittlerweile immer heftiger. Jonas wußte keinen anderen Rat mehr, als daß man ihn ins Wasser werfe. Dann werde das gottgehorsame Meer vom Schiff ablassen; er wisse nämlich, so bekannte Jonas, daß der fürchterliche Sturm seinetwegen gekommen sei.
Die Schiffsleute lehnten es aber ab, den furchtsamen Mann über Bord zu werfen, sondern machten den Versuch, rudernd das Land wieder zu erreichen. Das aber verhinderte Jahwe; sie kamen nicht weiter. Das Meer indes tobte immer heftiger. In ihrer Not und Verzweiflung blieb der Schiffsbesatzung schließlich kein anderer Ausweg, als den Jonas gemäß seinem eigenen Vorschlag über Bord zu werfen. Sogleich beruhigte sich das Meer, und die Männer gerieten nun erst recht in Furcht vor dem Herrn, dem Gott des Jonas. Sie brachten ihm sogar Opfer dar und machten ihm Gelübde, auf die der Herr aber weiter nicht achtete. Er gebot einem großen Fisch, den Jonas lebendig zu verschlingen, so daß Jonas, wie es in den Märchen zu gehen pflegt, drei Tage und drei Nächte im Bauch dieses Fisches zuzubringen hatte, eine ziemlich angstvolle und dunkle Angelegenheit!
Nach Verlauf der genannten Frist erteilte der große Gott dem großen Fisch die Weisung, den Propheten wieder auszuspeien, und der Fisch weigerte sich nicht, sondern vomierte, und zwar im hohen Bogen; denn Jonas landete nicht etwa im Meer, sondern auf dem Land.
Die Theologen nehmen übrigens an, daß es sich um einen Haifisch gehandelt haben könnte, dessen Volumen durchaus die Aufnahme eines vollständigen Mannes zulasse. Das Wunder liege also lediglich darin, daß Jonas dem Herrn lebendig erhalten blieb. Der Prophet sei damit zum Vorbild des drei Tage und drei Nächte im Grabe ruhenden Erlösers geworden. Eine besondere Ehre trotz der ungehorsamen Flucht! Ein noch größeres Wunder wär's allerdings gewesen, wenn der Haifisch den Jonas auf artgerechte Weise zerrissen, gefressen und stückweise wieder ausge-

spieen , worauf Gott ihn an Land wieder zur Gänze zusammengesetzt hätte.
Abermals erging das Wort des Herrn an Jonas, sich nach der dreitägigen Kerkerhaft gegen Ninive aufzumachen und dort die Predigt zu halten, die Gott ihm aufgetragen hatte.
In Ninive angelangt, versetzte der Prophet den bösen Stadtbewohnern auftragsgemäß einen Massenschock. "Noch vierzig Tage, und Ninive geht unter!" Es geschah nun wieder eine Art Wunder, indem nämlich die bösen Leute dem guten Jonas Glauben schenkten und ein Fasten ausriefen, wobei groß und klein Bußkleider anlegte. Selbst der König von Ninive, der von der Sache erfahren hatte, stieg von seinem Thron herab, entkleidete sich seines prächtigen Herrschermantels, legte stattdessen ein Bußgewand an und setzte sich in Asche. Mehr kann man kaum verlangen! Dann ließ er in Ninive als strikten Befehl ausrufen: "Menschen und Tiere, Rinder und Schafe dürfen nichts genießen! Sie dürfen nicht auf die Weide gehen noch zur Tränke, sondern sollen – Mensch und Vieh – mit Trauerkleidern bedeckt sein! Man rufe laut zu Gott, und jeder lasse ab von seinem schlechten Wandel und dem frevlen Tun seiner Hände! Vielleicht läßt sich's Gott wieder gereuen und steht ab von seinem grimmigen Zorn, so daß wir doch nicht zugrunde gehen."
Was die unschuldigen Tiere mit dem im übrigen nicht näher erläuterten sündhaften Treiben der Leute von Ninive zu tun haben sollten, wird Gottes unerforschliches Geheimnis bleiben; jedenfalls mußte die arme Kreatur wieder einmal in Mitleidenschaft gezogen werden. Jahwe aber ließ sich das Unheil gereuen, das er angedroht hatte, und es wurde von Ninive abgewendet; es trat nicht ein.
Das aber paßte wieder dem Propheten Jonas nicht, der nun als falscher Prophet dastand und sich längst im stillen auf das von Gott durch ihn angedrohte Strafgericht gefreut hatte. Er wurde zornig und wagte ein ziemlich gefährliches Gebet zum höchsten Herrn, das etwa lautete: Hatte ich mir's doch gleich gedacht, als ich noch in meiner Heimat war. Gerade darum wollte ich nach Tharsis fliehen, um nicht dieses Fiasko erleben zu müssen. Er kenne ja den alten Gott als gnädig, barmherzig, langmütig und reich an Erbarmen, vor allem als inkonsequent, wenn es an die

Ausführungen seiner schrecklichen Drohungen gehen solle. Nun stehe er, Jonas, als der Blamierte da, und da sei es für ihn besser, zu sterben, als mit dieser Blamage weiter zu leben. Der Herr aber stellte ihm die Frage, ob er es etwa für rechtens halte, derartig den Kopf hängen zu lassen. Jonas wurde nachdenklich, ging aus der Stadt und ließ sich östlich davon nieder. Er zimmerte sich eine kleine Hütte und setzte sich darunter in den Schatten, um zu sehen, was nun weiter mit der Stadt werde; denn er hatte Gottes Frage dahin verstanden, daß ja noch nicht aller Tage Abend sei und er erst einmal in Geduld das Weitere abwarten solle.

Nun ließ Gott neben ihm eine Rizinusstaude aus der Erde schießen, die über Jonas emporwuchs. Sie sollte seinem Haupt besseren Schatten spenden, als die notdürftige Hütte es vermochte, vor allem aber seinen Mißmut vertreiben. Wenn der Prophet nicht zum Rizinus kommt, dann muß der Rizinus zum Propheten kommen, der übrigens an dieser Staude große Freude hatte. Ob er nach seiner Haifischkerkerhaft an Verdauungsstörungen litt, wird in der Schrift nicht überliefert.

Jedenfalls währte die Freude des Propheten nicht allzulange; denn Gott forderte einen Wurm auf, den Rizinus anzufressen, so daß er wieder verdorrte. Nach Sonnenaufgang schickte der Allmächtige, der den Propheten schon des öfteren zum Narren gehalten hatte, auch noch einen glühenden Ostwind, so daß die Sonne dem guten Jonas so heftig auf das Haupt stach, daß ihn alle Kraft verließ und er mit einem Sonnenstich zu laborieren hatte. Dagegen war es im Fisch doch angenehm kühl und feucht gewesen!

Wieder wünschte sich der genarrte Mann den Tod, aber Gott fragte den Kleinmütigen, ob es etwa rechtens sei, wegen einer simplen Rizinusstaude derartig verstimmt zu sein. "Ja," erwiderte der verzweifelte Mann, "mit vollem Recht bin ich lebensmüde." Gott aber hielt ihm vor, was ihn eigentlich der Rizinus schere, den er, der Prophet, nicht einmal gepflanzt und großgezogen habe. In einer einzigen Nacht sei er aufgeschossen und wieder in einer Nacht zugrundegegangen. So eine Anstellerei um diesen Rizinus! Die Stadt Ninive aber sei eine große Stadt mit 120 000 Einwohnern, die nicht zwischen rechts und links

zu unterscheiden vermöchten, und dazu noch die vielen Tiere darin. Ob all das denn nicht auch der Schonung und Beachtung wert sei.
Bei allem Unsinn dieser göttlichen Rede enthält sie doch, das müssen wir gestehen, auch ein erstaunliches Maß von Vernunft, wie wir sie jedenfalls bislang bei Gott noch selten erlebt und kaum je von ihm vernommen hatten. Der Alte scheint bei allem närrischen Treiben doch auch hin und wieder lichte Momente gehabt zu haben.
Was der verzweifelte Jonas darauf erwidert haben mag, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen; denn mit dieser göttlichen Weisheit bricht der Bericht leider plötzlich ab. Lassen wir den um seinen prophetischen Erfolg geprellten Jonas unter seiner selbstgezimmerten Hütte in der prallen Sonne sitzen, und wenden wir uns – ebenfalls enttäuscht, wenn auch nicht zu Tode betrübt, – dem nächsten Buch der erlauchten Heiligen Schrift zu.

Michäas

Der integre Mann

Er war ein jüngerer Zeitgenosse des Isaias und erlebte die Eroberung der Stadt Samaria sowie den Sturz des Nordreiches Israel im Jahre 722 v. Chr. Er setzte sich vor allem zur Wehr gegen die Rechtsbeugungen der führenden Schichten und forderte Gerechtigkeit, Liebe und inniges Verbundensein mit Gott. Er trat der selbstgerechten Ansicht des auserwählten Volkes entgegen, das Reich Juda könne nicht untergehen, weil es von Gott erwählt sei und den rechten Tempel besitze. Vielmehr sagte er die Eroberung Jerusalems und die Zerstörung des Tempels voraus. Allerdings werde, so meint er, das unausbleibliche Gericht Gottes dem Volk Läuterung und Heil bringen. Aus dem Hause Davids werde der Messias erstehen, in Bethlehem geboren werden, das Volk aus aller Drangsal befreien und ein großes, weltumspannendes Reich des Friedens und der Heiligkeit errichten. Was sich von all dem erfüllt hat, wissen wir heute. Die Theologen behaupten, die Erfüllung sei mit der Kirche gegeben, die Juden warten noch heute auf den Messias.

Michäas gehörte wieder zu jenen Propheten, durch deren Mund sich Gott in direkter Rede vernehmen ließ, und so registriert die Bibel unter anderm: "Ich will Samaria machen zu einem Haufen von Ackersteinen ... seine Steine stürze ich ins Tal hinab. Seine Grundfesten lege ich bloß. Nimmer heilt zu die Wunde, die ihm geschlagen. Ja, sie schwärt fort bis nach Juda hin." Der Herr tritt also wider sein eigenes Volk auf, und wenn er seinen Platz, den himmlischen, verläßt, schmelzen unter ihm die Berge, und die Täler bersten. Warum? Weil die Juden in beiden Reichen wieder einmal dem Götzen- und Höhendienst gefrönt hatten.

"Auch ich plane ein Unheilsjoch für dies Geschlecht," läßt Gott seinen Propheten sagen. Die Gegner des Propheten beklagen sich darüber, daß des Volkes Frauen durch Gott und seine heiligen Männer vom Haus ihrer Wonne vertrieben würden, daß ihren Kindern ihr Ruhm geraubt würde. Der Prophet aber

weiß, warum das zu geschehen hat: "um der Unreinheit willen, die Verderben bringt, unheilbares Verderben." Das Volk habe Sion mit Blutschulden gebaut, so klagt der Prophet, Jerusalem mit Frevel. Gottes Gericht werde ihm daher ein Joch auferlegen, das es nicht abzuschütteln vermöge, und das es tief demütigen werde. Die Leute aber spotteten über den prophetischen Unglücksboten und bezeichneten seine Reden als "Geifern", was ja der Wahrheit auch schließlich ziemlich nahe gekommen sein wird.

Die Propheten der Priester aber weissagten um Geld, sie seien käuflich und bestechlich, behauptet Michäas, doch werde Gott den Tempel vernichten samt der Stadt Jerusalem. Die Berge, älter als die Menschen, ruft der Prophet für alles das zu Zeugen auf.

Es wird wieder der Opfer Erwähnung getan, mit denen das Volk vorschriftsmäßig den alten Jahwe zu besänftigen suchte: einjährige Kälber, Tausende von Widdern und Zehntausende von Bächen Öles. Damit aber sei nichts getan, vielmehr fordere der Herr von seinen Gläubigen, Recht zu tun, Liebe zu üben und in Demut zu wandeln mit ihrem Gott.

Die Leserin und der Leser werden längst bemerkt haben, daß der Prophet Michäas sich vor seinen Kollegen durch ein erfreuliches ethisches Niveau auszeichnete, wenn er auch das Schimpfen und Drohen dabei nicht lassen konnte. Er beklagt, daß es unter den Menschen einen Rechtschaffenden nicht mehr gebe, daß sie alle auf Blut lauerten und sich einander mit Netzen nachstellten. Eine korrupte und eigennützige, ja asoziale Gesellschaft tritt in diesen Reden in Erscheinung, eine bedauerliche Dekadenz, wie sie Wohlstand und Friede meist unter den Menschen zu produzieren pflegen. Damit werde das Strafgericht herangezogen, verkündet Michäas. Schließlich aber werde Gott sich der Menschen wieder erbarmen, alle Frevel zertreten und alle Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.

Wir wollen den Michäas gern gelten lassen als einen integren Mann, der gesellschaftliche und charakterliche Mißstände klar erkannte und zu seiner Zeit das Seinige versuchte, seine Landsleute vor den unausbleiblichen Folgen zu warnen, die er freilich als göttlich verfügt jenseits der Wolken verankern mußte, wenn

er denn hoffen wollte, beachtet und gehört zu werden und als Autorität dazustehen. Er scheint ein vernünftiger und untadeliger Mann gewesen zu sein.

Nahum

Man fällt über Leichen

Um das Jahr 640 v. Chr. sagte der Prophet Nahum den Untergang der großen Stadt Ninive voraus, die dann 612 v. Chr. von Babyloniern und Medern tatsächlich erobert wurde. Diese Stadt mit ihrem fröhlichen ausschweifenden Leben und ihrem Götzendienst erschien dem Propheten wie ein Symbol der Gottesfeindschaft und Gottlosigkeit auf Erden, und er meinte, daß sich der Herr und Gott Israels durch ihre Vernichtung als unbeschränkter Herr der Völker und der Geschichte erweisen werde. Die Eroberung der Stadt beschreibt Nahum mit einer Akribie, als habe er selber mit dem Schreibgriffel das Geschehen an Ort und Stelle aufgezeichnet.

Wir folgen nun seinen Worten: "Ein eifernder Gott ist der Herr, ein Rächer. Der Herr ist ein Rächer, voll Grimm. Der Herr nimmt Rache an seinen Gegnern." Er läßt "gewißlich nichts ungestraft". Die Theologen fügen kommentierend hinzu, ein eifernder Gott sei Gott gegen alle, die seine Ehre schmälern.

Nahum fährt fort: Alle Ströme läßt er versiegen, des Libanon Blüte verwelkt. Vor ihm erbeben die Berge. Wer hält stand seinem Grimm? Wer besteht bei der Glut seines Zornes? Sein Grimm ergießt sich wie Feuer. Durch die Flut, die einherbraust, vernichtet er die Stätte der Menschen und jagt seine Feinde ins Dunkel.

Nach diesen allgemeinen Haß- und Drohreden geht es dann über die sündige Stadt Ninive her. Wir geben des Propheten Vorausschau, die zugleich drohend ist, hier nur verkürzt wieder: Wehe der Blutstadt voll Lüge, erfüllt von Gewalttat, von endlosem Rauben. – Man hat den Eindruck, als habe in Ninive die absolute Anarchie geherrscht, wenn man den Propheten hört. Jedenfalls sagt er dann voraus: Tote in Menge! Zahllose Leichen! Kein Ende der Leichen. Man fällt über Leichen. – Nun, in Gottes Heilsgeschichte fällt man immer nur über Leichen, nie über glückliche Menschen! "Der Schlag, der dich traf, ist unheilbar!" so wütet Nahum gegen die Stadt Ninive. Aus solchen Aussagen

spricht immer wieder tiefer abgründiger Haß; denn das angedrohte Übel wird als endgültig hingestellt, als nimmer aufhörend, so wie ja auch Gottes Hölle den Verdammten endlose, ewige Qualen verheißt. So soll auch Ninive sich von dem Unheilsschlag nie mehr erholen können.
Auch dieser Prophet zeigt, wie es nun einmal bei Judentum und Christentum systemimmanent ist, aktives Übelwollen, aber nicht die Spur von Wohlwollen. Die Sünde und die Sündenstrafe sind das Leitmotiv derjenigen, die im Namen Gottes Macht über die Menschen ausüben.

Habakuk

Vor ihm her geht die Pest

Er war ein älterer Zeitgenosse des Jeremias und begann seine prophetische Tätigkeit vor 638 v. Chr., dem Regierungsantritt des Königs Josias. Seinen sündhaften Landsleuten verkündetete er die bevorstehende Auseinandersetzung mit den Chaldäern, die Gottes Strafgericht am auserwählten Volk vollziehen würden. Aber auch den Sturz der Chaldäer als eines unersättlichen und gewalttätigen Eroberungsvolkes sagte er voraus, wie überhaupt den Sturz aller gottwidrigen Mächte, deren sich Gott aber je nach Belieben zu bedienen wußte. So hat denn Gott, der Heilige, alles zum Strafen bestellt, was ihm gerade zur Hand und genehm war. Die gottwidrigen Chaldäer erscheinen bei Habakuk als die Zuchtrute Gottes.
Von seinem großen Gott weiß der Prophet viel zu künden und viel zu sagen. Wir wollen uns auf möglichst wenige, jedoch markante Zitate beschränken. Da lesen wir beim Propheten: "Vor ihm her geht die Pest, Seuche folgt seinen Schritten." Alle gottfeindlichen Angriffe und Bestrebungen sollen dann ihr schreckliches Ende finden, so wissen die Theologen.
Und Habakuk spricht zu Gott: "Du schreitest im Zorn auf der Erde einher. Im Grimm zertrittst du die Völker." Ein sympatischer, verehrungswürdiger Gott!
"Du zerschlägst den Hausfirst des Frevlers, entblößt den Grund bis aufs letzte. Mit ihren Lanzen durchbohrst du das Haupt seiner Krieger." So sieht das göttliche Handwerk aus! Und weiter prophezeit Habakuk: "Denn der Feigenbaum trägt keine Frucht mehr. Die Reben geben keinen Ertrag. Die Ernte vom Ölbaum schlägt fehl. Der Acker bringt keine Nahrung. Aus den Hürden verschwinden die Schafe. In den Ställen fehlen die Rinder."
Gottes Antikultur soll in volle Blüte kommen. Und der Prophet, begeistert von dem göttlichen Vernichtungswerk, jubelt seinem höchsten Herrn noch in ekstatischer Verzückung zu und frohlockt im Gott seines Heiles. Das ist die Umkehrung der Werte, die Pervertierung des Lebens zur Vernichtung.

Sophonias

Wegraffen Mensch und Vieh

In die gleiche Zeit wie Jeremias und Habakuk fällt das Wirken des Propheten Sophonias, der seine Predigt vor allem gegen die Regierenden seiner Zeit richtete, die nach seiner Meinung ihre Macht mißbrauchten, um sich über Gottes Gebote hinwegzusetzen. Auch Sophonias spricht von dem unheildrohenden Tag des Herrn, von Gottes richtendem Eingreifen, von einem Läuterungsgericht, das über die ganze Welt kommen werde. Dann werde das neue Gottesreich geschaffen, das auf Gerechtigkeit und Demut gegründet sei. Alle Gottlosen würden dann ausgeschlossen sein, und das reine Gottesvolk der Armen im Geiste werde einmütigen Herzens und freudig seinem Gott als dem wahren König dienen. Wir sehen, es ist durchgängig immer dasselbe Grundmuster. Lassen wir aber auch diesen Propheten hier selbst zu Worte kommen. Er beginnt mit einem "Spruch des Herrn", der da lautet: "Wegraffen will ich alles von der Erde hinweg!" Das sind die bekannten Redensarten vom "lieben Gott"! Was er wegraffen wird, erläutert der Prophet dann im einzelnen: "Wegraffen Menschen und Vieh, wegraffen die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres, die Ärgernisse mitsamt den Gottlosen. Ausrotten will ich den Menschen vom Antlitz der Erde!"

Der Vernichtungsgott läßt wieder seinen Phantasien freien Lauf, die der Mund seines Propheten den Menschen verkündet. Ausrotten will er "jene, die abfielen vom Herrn und den Herrn nicht suchen und sich nicht kümmern um ihn." Diese geballten Androhungen sind wohl selbst den gläubigsten Theologen ein bischen zu kraß vorgekommen; sie haben offensichtlich Schwierigkeiten mit der Auslegung und konstruieren, Sophonias habe das göttliche Vorgehen, das sich zunächst in den Einzelgerichten dieser Welt äußere, in einem Bild mit dem Endgericht geschaut. Was nicht paßt, wird eben passend gedeutet.In jenen Tagen, so Sophonias, werde Gott die Stadt Jerusalem mit Leuchten durchforschen und die Leute heimsuchen, die sorglos sitzen auf ihren

Hefen. In seines, des Herrn, Eifers Feuer werde die ganze Erde gefressen; denn Vernichtung, ja plötzlichen Untergang bereite er allen Bewohnern der Erde. Die Sintflut und sein mit dem Regenbogen gegebenes Bundesversprechen scheint der hohe Herr inzwischen vergessen zu haben, jedenfalls wird Sophonias daran nicht mehr gedacht oder es nicht mehr gekannt haben. "Du Volk, das man nimmermehr lieben kann!" läßt er seinen höchsten Herrn sagen. Bevor aber die Zornglut des Herrn und der Tag des Zornes des Herrn kommen würden, sollten alle Demütigen im Land den Herrn suchen. Wozu, wenn er sie doch alle vernichten will?

"Trachtet nach Demut!" ruft ihnen der Prophet zu. Aber die widerspenstige, die besudelte Stadt hört keine Warnung und nimmt keine Zucht an. Die Regierenden üben Gewalttat und Bedrückung, sie benehmen sich wie brüllende Löwen und reißende Wölfe, wenn man dem Propheten glauben darf, also doch wohl sehr gottesebenbildlich. Denn ihn läßt der Prophet sagen: "Ich habe Völker vertilgt, verwüstet ihre Zinnen. Ich habe ihre Straßen verheert, daß niemand auf ihnen mehr wandert. Ich habe ihre Städte zerstört, daß keiner darin ist, keiner da wohnt. Ich dachte: Nun wird sie mich fürchten, wird Zucht annehmen." Aber nein, falsch gedacht. Wie der Prophet weiß, waren die Leute um so eifriger nur darauf aus, in all ihren Taten verderblich zu handeln. So kann sich der Allwissende also irren? So bar ist er jeder Psychologie? Und wieder läßt er seinen Groll verkünden: "Denn im Feuer meines Eifers wird gefressen die ganze Erde."

Dennoch werden seine Anbeter ihm Gaben herbringen. Dafür aber wird Gott aus ihrer Mitte entfernen alle übermütig Frohlockenden, und wörtlich versteigt er sich dann zu der Verheißung: "Ich lasse ein Volk in deiner Mitte noch übrig, demütig und klein, das Zuflucht sucht beim Namen des Herrn." Das nennen dann spätere Theologen "Gottes gerechtes Walten." Täglich strafe und segne er nach Gerechtigkeit.

Schließlich weiß der Prophet: "Israels Rest wird kein Unrecht mehr tun, keine Lügen mehr reden." Mit diesen und ähnlichen Utopien beendet der Prophet seine verheißungsvollen Reden. Gott jauchzt über sein Volk voller Jubel. Das Happy End steht

hinter aller Vernichtung, das ist prophetisches und theologisches Prinzip. So erläutert ein Theologe zu den Schlußapotheosen des Sophonias, die von ihm in Aussicht gestellte neue Gemeinde, nämlich die Kirche des Neuen Bundes, sei heilig; sie kenne weder Unrecht noch Lüge. Die Folge davon sei ein Zustand des Friedens und der Sicherheit. Wie es mit diesem Frieden und dieser Sicherheit aussieht, haben wir zum Beispiel in den Zeiten der Inquisition erlebt. Und wenn die Kirche könnte, wie sie wollte, würden auch heute noch die Scheiterhaufen mit den Verurteilten zum Himmel lodern. Zu Reformen hat sich das Christentum immer nur widerwillig dann verstanden, wenn es unter dem Druck äußerer Machtverhältnisse nicht mehr anders ging.

Aggäus

Mein ist das Silber und mein das Gold

Aggäus, oder Haggai, nimmt seine prophetische Tätigkeit erst auf, nachdem ein Teil des mit Gott verbündeten Volkes bereits aus der babylonischen Gefangenschaft zurückgekehrt ist. Er trat in Jerusalem auf und verlangte von den gläubigen Juden, daß sie den Wiederaufbau des im Namen Gottes zerstörten Tempels beginnen sollten. Zur Ermunterung stellte er für den neuen Tempel das Wirken des Messias in Aussicht. Die Rede des Propheten, die die Schrift überliefert, soll an den Statthalter Jorobabel, einen Nachkommen Davids, gerichtet sein, ferner an Josue, den geistlichen Leiter der aus der Verbannung zurückgekehrten Gemeinde von Jerusalem.

Wir beschränken uns auch bei Aggäus auf nur wenige Zitate aus seiner Ansprache, die er angeblich auf Geheiß des Herrn der Heerscharen hält. Er läßt seine Landsleute, insbesondere die Regierenden, mit Gottes Wort also auffordern: "Steigt aufs Gebirge hinauf, holt Holz herbei und baut den Tempel, damit ich mein Wohlgefallen daran habe und mich in Herrlichkeit zeige." Und der Herr fährt fort: "Ihr hattet viel unternommen, doch es wurde wenig daraus; und brachtet ihr es ins Haus, so blies ich es weg. Warum wohl?" Ja, warum wohl? Und warum eigentlich in Zukunft dann nicht mehr? Kann man vom Herrn der Heerscharen etwas anderes erwarten? Jedenfalls brachte Aggäus es zu Wege, daß sich das Volk vor dem Herrn fürchtete.

Wenn es nun aber dem Volk bei all seinem Tun dennoch an Gottes Segen mangelt, so ist daran die Lässigkeit beim Tempelbau schuld, wie die Theologen später herausgefunden haben. Wenn sie aber nun eifrig und aus Furcht vor dem Allgewaltigen ans Werk gehen, dann wird Gott auch wieder Freude am Bau des Tempels haben, die Bauenden segnen und sich so verherrlichen, weiß ein theologischer Kommentator des Propheten. Jedenfalls konnte dieser "eine heilsame Furcht vor Gott" auslösen, die dem Tempelbau förderlich wurde.

Der Herr indes läßt verkünden, es währe nur noch eine kleine Weile, dann werde er Himmel und Erde, Meer und festes Land erschüttern, werde alle Völker in Bewegung bringen. Dann komme der von allen Völkern Ersehnte, und der Tempel werde mit Herrlichkeit erfüllt werden. "Mein ist das Silber und mein das Gold", fügt er noch hinzu. Die künftige Herrlichkeit des Tempels werde größer sein als die des früheren war, und an diesem Orte werde er sein Heil spenden.

Zacharias

Ich schlage den Hirten

Der Prophet Zacharias, Zeitgenosse des Aggäus, blies in das gleiche Horn wie dieser Prophet. Er forderte zum Tempelbau auf, machte große Verheißungen von einem herrlichen neuen Gottesstaat, dem sich auch die Heiden anschließen würden, dessen Fürst ein Nachkomme Davids sei, Priester und König zugleich. Das neue Gottesreich habe zwar schwere Kämpfe zu bestehen, jedoch sei sein Sieg über alle gottfeindlichen Mächte unumstößlich gewiß.

"Heftig war der Herr gegen eure Väter erzürnt", so beginnt Zacharias seine Strafpredigt. Es folgen die üblichen Floskeln, die wir von seinen Kollegen zur Genüge kennen und daher auch nicht wiederholen wollen. Den Hohenpriester Josue bezeichnet er als ein dem Feuer entrissenes Brandscheit, weil er in der Verbannung in Babel war und dort in der Nähe von Unreinem weilte. Wie fürchterlich! Dafür muß er nun entsündigt werden. Wenn aber der verheißene Tag des Herrn und des Messias komme, so predigt Zacharias, werden die Juden sich gegenseitig einladen unter den Weinstock und den Feigenbaum. Eine solche Zeit werde der Messias heraufführen, sagen die Theologen und meinen damit Christus und das Christentum.

Vom kommenden König weissagt Zacharias, er reite auf einem Esel, auf einem Füllen, auf einem Eselsfüllen, was er daraufhin auch tat; denn Jesus kannte sich in den Schriften aus und wußte, wie er es machen mußte. Die Theologen meinen zwar, diese Weissagung des Zacharias hätte sich auch dann erfüllt, wenn Jesus nicht am Palmsonntag auf einem Esel in Jerusalem eingeritten wäre. Wie diese orakelhafte Auslegung gemeint ist, läßt sich schwer sagen. Aber es ist ja auch möglich, daß er deswegen auf einem Esel ritt, weil man eben dort zu Lande auf Eseln ritt und reitet. Den Morgenländer dürfte eine solche Prophezeiung daher wohl nicht so sehr beschäftigen oder gar verwundern wie den Abendländer.

Dann läßt der Prophet seinen Gott oder der Gott seinen Propheten sagen: "Weide die Schafe, die zur Schlachtung bestimmt sind," womit natürlich nicht Schafe, sondern Menschen gemeint sind. So weidete denn Zacharias nach eigener Aussage die Schafe, die zur Schlachtung für die Schafhändler bestimmt waren, nahm zwei Hirtenstäbe, die er "Gnade" und "Eintracht" nannte, bis er der Sache überdrüssig wurde; denn er war ihnen, den Schafen, überdrüssig geworden, was uns nicht wundern kann. Dann sprach der Prophet: "Ich will euch nicht länger mehr weiden. Was sterben will, möge sterben! Was umkommen will, möge umkommen! Was übrigbleibt, möge einander fressen!"

Das sind die heiligen Worte nach dem Motto: Wer nicht hören will, muß fühlen! Zacharias will also sein Hirtenamt niederlegen und die Schafe ihrem Schicksal überlassen. Er zerbricht seinen Hirtenstab "Gnade", läßt sich dreißig Sekel als Lohn geben und wirft sie in den Schatz im Hause des Herrn. Da widerfährt ihm ein Tadel des Herrn: "Wehe dem schlechten Hirten, der die Schafe im Stich läßt. Auszehrung soll kommen über seinen Arm und sein rechtes Auge! Sein Arm soll verdorren, sein rechtes Auge erlöschen!"

Übrigens sollen dreißig Sekel etwa den Wert eines Sklaven ausgemacht haben. Der Prophet stand also nicht in besonders hohem Ansehen. Als er die Summe in den Schatz des Herrn geworfen hatte, zerbrach er auch seinen Stab "Eintracht", wonach dem Strafgericht Gottes kein Hemmnis mehr entgegenstehen sollte.

Es folgen wieder Weissagungen über die Vernichtung aller Völker, die Juden ausgenommen, über den, '"den sie durchbohrt haben". Nun, man hat zu allen Zeiten durchbohrt! Ausgerottet werden sollen aber auch die Namen der Götzen, so daß man ihrer nicht mehr gedenke. Und weiter geht es mit den göttlichen und prophetischen Flüchen "Ich schlage den Hirten, daß sich die Schafe zerstreuen. Dann kehr meine Hand ich gegen die Kleinen. Im ganzen Land", so der Spruch des Herrn, "werden zwei Drittel ausgerottet und kommen um. Doch ein Drittel soll darin übrig bleiben. Dies Drittel will ich ins Feuer bringen und will es schmelzen, wie man Silber schmelzt, und es

läutern, wie man Gold läutert". Die Theologen wissen, daß diese Läuterung durch viele Nöte geschehen werde. Schließlich wird der Herr, der Gott des Zacharias, erscheinen und alle Heiligen mit ihm. Kein Licht wird es mehr geben an jenem Tage, nur Kälte und Frost. Ein wenig sonderbar klingt dann die Prophezeiung des Propheten, wonach nur noch ein einziger Tag sein werde ohne Wechsel von Tag und Nacht; selbst zur Abendzeit werde es Licht sein. Von der Mitternachtssonne nördlich des Polarkreises dürfte der Prophet wohl kaum schon etwas gehört haben. An jenem Tag soll lebendiges Wasser von Jerusalem ausgehen, die eine Hälfte ins östliche, die andere ins westliche Meer. Schließlich werden alle, die nach der göttlichen Vernichtungskatastrophe von sämtlichen Heidenvölkern übrig bleiben, die gegen Jerusalem zogen, Jahr für Jahr hinaufziehen, den König als den Herrn der Heerscharen anzubeten und das Laubhüttenfest zu begehen.
Immer wieder Unheil, Weh, Vernichtung, Ausrottung, Schlachten, Fressen, Metzeln. Das sind die Stationen auf dem Weg zum göttlichen Heil.

Malachias

Frevler und Übeltäter

Er gilt als der letzte aller Propheten. Zu seiner Zeit war das Volk unzufrieden mit den kümmerlichen Verhältnissen, in denen es im heiligen gelobten Land zu leben hatte. Alle Versprechungen der Propheten hatten sich nicht erfüllt, die Lage war miserabel. Was blieb dem Malachias also übrig, als abermals eine herrliche Zukunft auszumalen und die Leute, wie alle Propheten und Theologen es tun, auf das große Morgen, auf das zukünftige Heil zu vertrösten, das freilich in Zukunft ebensowenig Wirklichkeit wird wie in der Gegenwart.
Das weltweite göttliche Heil war also das Thema der Predigten und Prophetien des Malachias; und es soll sichtbar werden in einer neuen Opferordnung. Daß von einer solchen allerdings kein Heil zu erwarten war, hätten sich die Leute damals schon sagen können. Im übrigen stellte Malachias außer dem nebulosen Heil auch das Kommen des Gerichtstages in Aussicht, also wieder einmal den Kampf gegen Gottes Freunde und Gottes Feinde.
Selbstverständlich spricht auch dieser Prophet zu seinem Volk in der Sprache eines Gottes und beginnt: "Kein Wohlgefallen habe ich an euch, und keine Opfer mag ich aus euren Händen." Der alte psychologische Fehler, den Gott schon dem gutwilligen Kain gegenüber begangen hatte! Die Theologen haben aus diesen Worten des Propheten auf die Unreinheit der Opfer geschlossen. Die Ablehnung der Opfer verbindet Gott mit neuen Strafandrohungen. Etwas später heißt es dann: "Darum mach ich auch euch verachtet und niedrig." Warum? Weil sie abgewichen sind von Gottes Weg, wankend waren seinem Gesetz gegenüber und damit den Bund verderbt haben. So mancher hatte zum Beispiel dem ihm angetrauten Weib die Treue gebrochen, sollte aber doch nicht treulos handeln am Weib seiner Jugend. Die Entlassung sei dem Herrn verhaßt, predigt der Prophet. Im Gesetz des Moses aber war sie doch ausdrücklich zugestanden worden. Jetzt werden darauf Strafen ausgesetzt. Die Theologen

mischen sich deutend in die Reden des Malachias ein: "Gott verlangt von jeder Ehe heilige Nachkommenschaft." Und wer damals sein Weib entlassen habe, habe sich mit Blut besudelt. Die Entlassung des angetrauten Weibes sei demnach blutiger Vergewaltigung gleichzuachten.
Dann wieder will Gott mit seinen Getreuen umgehen wie ein Vater umgeht mit seinem Sohn, der bei ihm dient. Bei der Ankunft des göttlichen Richters werde die ganze Welt von Angst ergriffen werden. Das Gericht aber werde die Gerichteten läutern, so wissen die Theologen, und Gott werde am Gerichtstag die Gerechten als sein Eigentum schonen. Was aber die Frevler und Übeltäter betrifft, so droht ihnen der Prophet: "Verbrennen wird sie der Tag, der da kommt." Vor dem Jüngsten Tag wird Gott den Propheten Elias auf die Erde senden, der seine Berufspflichten wieder aufnehmen soll, um möglichst viele Menschen vor dem Verwerfungsgericht Gottes zu bewahren. Das wird dann allerdings wohl noch weniger nützen als die vergeblichen prophetischen Reden zu Lebzeiten des in den Himmel Aufgefahrenen. Oder würden Sie sich, verehrter Leser, vom Herrn Elias, gesetzt den Fall, er käme wieder, sonderlich beeinflussen lassen? Er müßte sich ja auch erst einmal ausweisen, und da würde vermutlich keine datenverarbeitende Meldebehörde mitspielen, und befände sie sich auch in der bravsten Bischofsstadt, etwa in Münster oder Paderborn.

Psalmen

Fürchten muss sich die ganze Erde

Kein anderes Buch des Alten Testamentes hat der Kirche so viele Texte für ihren Gottesdienst, für die Sakramentenspendung und die Segnungen gegeben wie das Buch der Psalmen. Auch das kirchliche Stundengebet der Priester und Mönche ist ihm weitgehend entnommen. Die Psalmen selbst sind über einen längeren Zeitraum hin entstanden, wenn auch die meisten von ihnen von David stammen sollen, einem der größten Lieblinge Jahwes. Manche Texte sind erst nach der babylonischen Gefangenschaft abgefaßt worden. Im ganzen sind es über 150 Psalmen, aus denen hier auszugsweise einiges wiedergegeben sei. Durch sie, so sagen die Theologen, habe Gott den Weg zum wahren Glück gelehrt.

Nach Psalm 1 können die Frevler im Gericht nicht bestehn noch die Sünder in der Gerechten Gemeinde. Aber was versteht der Psalmist unter Frevel und Sünde? Wer jedenfalls Gottes Willen mißachtet, wird beim Endgericht der Verurteilung anheimfallen.

Im 2. Psalm hohnlacht der Throner im Himmel und dräut voll Zorn. Sein Sohn soll die Völker zerschmettern mit eiserner Keule, er möge sie zerschlagen wie Tongeschirr. Es ergeht die Aufforderung, "Ehrt ihn mit Zittern!" Sonst zürnt er und bringt Unheil; denn bald wird sein Grimm schon entbrennen. Wir sehen, auch in diesen frommen Gebeten nichts als Drohungen und Einschüchterungen.

Im 3. Psalm heißt es in der Anbetung zu Gott: "Du zerschlugst ja all meinen Feinden das Kinn, zerbrachst den Frevlern die Zähne." Im 4. Psalm: "Erzittert und meidet das sündige Tun!" Im 8. Psalm erscheint der Mensch als Erdenwurm, im 14. Psalm werden die Gottlosen Toren genannt. Verderbt ist ihr Treiben, abscheulich. Eine Begründung für dieses Verdikt fehlt. Sie sind alle verdorben. Keiner ist da, der Gutes getan. Die Theologen haben eine Begründung nachgeliefert und wissen, die Heilige Schrift nenne die Gottlosen deshalb Toren, weil ihre praktische

Lebenseinstellung unsittlich sei und der göttlichen Weisheit, die in Gottes Gesetz und Geboten niedergelegt sei, widerspreche. Sittlich ist, was Gott und seinen Vertretern gefällt, unsittlich, was davon abweicht. "Einst werden sie beben vor Angst; denn Gott steht auf Seiten der Frommen", weiß der Psalmist. Gott wird dann zu der von ihm bestimmten Zeit das Strafgericht über die Bösen hereinbrechen lassen. Nur wer vollkommen ist im Sinne der göttlichen Verordnungen, kann entkommen. Im 16. Psalm erscheinen denn auch die Frommen vom Lande zugleich als die Edlen. Im 19. Psalm wird die Sonne mit einem geübten Krieger verglichen, im übrigen wird dort die uns längst suspekt gewordene Glaubens- und Sittenlehre des Alten Testamentes gepriesen.

Der berühmte 22. Psalm ist der erschütternde Notschrei eines Herzens in namenloser Angst, in äußerster Vereinsamung, am Rande eines qualvollen Todes. Jesus von Nazareth zitierte und betete ihn später als Gekreuzigter: "Mein Gott, mein Gott! Warum hast du mich verlassen?" Ja, selbst seinen eingeborenen Sohn verließ er in der entsetzlichen Todesnot, der liebende Gott. "Ich rufe bei Tag – du aber gibst keine Antwort ... Bei Nacht – doch achtet man meiner nicht." Der gequälten gläubigen Kreatur geht es nicht besser als den Gottesfeinden: überall Verlassenheit, Not, Qual, Elend in dieser gepriesenen Gottesschöpfung! "Doch ich – ein Wurm bin ich, nicht mehr ein Mensch," sagt der verzweifelte Psalmist. Dann die Verse, die man auf Jesus von Nazareth als prophetische Aussagen bezogen hat: "Verrenkt sind all meine Glieder ... Die Zunge klebt mir am Gaumen. Auf Todesstaub bettest du mich." Überall Finsternis und Ausweglosigkeit in dieser göttlichen Heilswelt. Warum? "Errette vom Schwert meine Seele, von der Hundehetze mein einziges Gut! Entreiß mich dem Rachen des Löwen, den Hörnern der Büffel!" Freilich, eine bilderreiche, poetische Sprache. Aber welche Not und Verzweiflung steckt dahinter! Der fromme Dulder ist ständig dem Tode nahe.

Ganz anders dann der 23. Psalm, der vom Guten Hirten spricht und ihn preist, vielleicht der schönste und ergreifendste aller Psalmen in seinem kindlichen Gottvertrauen, dessen sich der

Rachegott, an den er gerichtet ist, wohl kaum je würdig erwiesen haben dürfte.
Im 25. Psalm zeigt sich wieder das übergroße Schuldbewußtsein des Beters, gepaart mit Vertrauen: "Wo nur ein Mensch in Gottes Furcht wandelt: Er weist ihm den Weg, den er wählen soll. Seine Seele wohnt mitten im Glück." Ja, wenn das so einfach wäre! Daß es mit diesem Glück nicht weit her sein konnte, hören wir schon vier Verse später: "Denn einsam bin ich und elend. Meines Herzens Nöte sind groß geworden: Befrei mich aus meinen Ängsten!" Und dann: "Wie sie mich hassen mit frevlem Haß!"
Im 29. Psalm hören wir, wie Gott sich auf all das Flehen und Beten hin verhält: "Der Gott voller Herrlichkeit donnert." Er bricht die Zedern; des Libanon Zedern zerschmettert der Herr, er sprüht flammende Glut, er bringt die Hinden in Wehen. Der große Müßiggänger läßt seinem Destruktionstrieb freien Lauf. Vor Langeweile gibt er sich seinen zerstörerischen Gelüsten hin. Aber dessen ungeachtet schließt der Psalmist mit der frommen Lüge: "Der Herr segne mit Frieden sein Volk." Das ist einfach nicht wahr. Vielmehr verhängt er ständig Straf- und Prüfungsleiden. Eine Rechtfertigung ist dafür immer parat, fragt sich nur, wen sie überzeugen kann.
Im 33. Psalm hören wir wieder: "Fürchten muß sich die ganze Erde vorm Herrn, beben müssen vor ihm alle Erdenbewohner." Er macht der Völker Gedanken zunichte, wie wir dort erfahren.
Im 34. Psalm lagert sich wieder der Engel des Herrn rings um die, so ihn fürchten. Die ihn nämlich fürchten, leiden angeblich nie Mangel. Und wieder eine finstere Drohrede: "Furcht vor dem Herrn will ich euch lehren!" Alle Dulder will der Psalmist ermutigen, sagen später die Theologen. Aber was sind das für seltsame Ermutigungen! "Der Herr ist gebrochenen Herzen nah und rettet zerschlagene Seelen." Wer soll es noch glauben? "Den Frevler tötet das Unglück. Wer den Frommen haßt, muß es büßen." So einfach ist das. Allerdings können selbst die Theologen nicht daran vorbei, daß diese heile Welt nie existiert hat, und flugs finden sie eine fachmännische Erklärung: Wenn die Leiden des Frommen auch zahlreich sind, so gereichen sie ihm doch nicht zum Verderben. Das Schicksal der Gottlosen ist von

vornherein besiegelt. Wenn es aber dem Gottlosen – im Gegensatz zum Frommen – gut geht, so irrt er sich. Gott wird die Sünde strafen.
So ist auch im 36. Psalm wieder von Gottes Strafgericht die Rede. Gott ist groß im Finden der Schuld und im Verhängen der Strafe. "Einst kommen die Übeltäter zu Fall, stürzen hin und stehen nicht mehr auf." Nur in Gott und durch Gott ist angeblich Leben und Glück zu finden.
Der 39. Psalm ist ein Klagelied in schwerer Krankheit und erinnert an den Dulder Job, den frommen Mann, den sein Gott so grausam züchtigte. Er zählte sich im Bewußtsein seiner Frömmigkeit nicht zu den Frevlern, trotzdem ertönt die flehentliche Bitte um Vergebung der Schuld, um Nachlaß der Strafe, um volle Vergebung. Unter der Knute Gottes gibt es allenthalben nur Wehklagen und Gewimmer. "Du züchtigst den Menschen mit Strafen für Schuld. Du läßt gleich der Motte sein Leben vergehen."
Im 42. Psalm erklärt der Verfasser: "Meine Tränen sind mir zur Speise geworden!" Der 45. Psalm sieht Gottes Bund mit seinem auserlesenen Volk unter dem Bild eines geistigen Ehebundes, worunter die Theologen später die Vereinigung des Gottessohnes mit der Kirche verstanden wissen wollten. Körperliche Schönheit und die Pracht der Gewandung sind aber nur Bilder geistiger Vorzüge; denn körperliche Schönheit gilt nicht als Eigenwert. Und letztlich kommt es dann auf die Niederwerfung aller gottwidrigen Mächte an. Im Psalm heißt das so: "Der König begehrt deiner Schönheit ... Er ist ja dein Herr ... So huldige ihm!" Jungfrauen spazieren hinter der Erwählten drein. Ein poetischer und lebensfroher Psalm.
Der 51. Psalm überliefert Davids Bußlied mit der Bitte: "Von meiner Sünde reinige mich!" Und dann die merkwürdige Versicherung des Sängers: "Gegen dich, gegen dich nur habe ich gefehlt." Als ob er sich nicht schwer gegen seinen Nachbarn verfehlt hätte, den er in den Krieg an die gefährlichste Stelle befahl und dort umkommen ließ, um ihm die Frau wegnehmen zu können. Aber es ist wohl klüger, sich allein vor dem Rachegott zu demütigen: "Sieh doch, ich bin in Sünde geboren. In Schuld empfing meine Mutter mich schon." Und dann die eigenartige

Vorstellung: "Entsühn mich mit Ysop! Dann werde ich rein." Nun aber die theologische Auslegung der Sühnebestrebungen des Königs David, der Mord und Ehebruch begangen hatte: Beides wolle er nicht leugnen; Gott aber wolle durch Bestrafung der Sünde, die er zulasse, einen Erweis seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit geben. Darum also mußte der gehörnte Ehemann in der Schlacht sterben.

Der Mensch trägt – wie gesagt – von seinen ersten Anfängen her die Sünde an sich. Wieso eigentlich, wenn – wie die Theologen sagen – "die Vorgänge, die dem Werden des Menschen vorausgehen, und die Geburt selbst" keine Sünde sind? Diese Vorstellung jedenfalls vertrete das Alte Testament. Warum aber dann die erniedrigenden Reinigungsvorschriften für junge Mütter, die die Kirche bis in die neuere Zeit hinein in veränderter Form fortgesetzt hat? David selbst bittet um Befreiung aus der Blutschuld. Ein reuiger Geist sei ein Opfer, das Gott wohlgefalle, ein reuig gedemütigtes Herz.

Im 57. Psalm sucht der Beter Zuflucht bei Gott und klagt, er hause unter Menschen, deren Zähne Spieße und Pfeile seien, deren Zunge ein schneidendes Schwert.

Im 62. Psalm beklagt der Beter, daß man sich auf ihn stürzen wolle, ihn zu ermorden, beim 65. Psalm haben die Theologen herausgefunden, was wir schon längst wissen, daß nämlich Gott seine wunderbaren Machterweise den Geschöpfen dadurch kundtue, daß er sie bald mit Furcht und bald mit Freude erfülle. Im 67. Psalm heißt es wieder von Gott: "Es sollen ihn fürchten alle Enden der Erde!" Im 72. Psalm will Gott das Leben der Bedrückten schützen und ihren Tod rächen, wie die Theologen festgestellt haben. Wie paßt beides zusammen? Der 73. Psalm versichert, Gott werde die Gottlosen in Trümmer zerfallen lassen, nachdem er sie vorher auf schlüpfrigen Grund gestellt hat, und der Beter schlägt sich vor den Kopf und sagt von sich, er sei wie ein Tier gewesen, der Einsicht ledig, und habe wie ein dummes Vieh vor seinem Gott gestanden. Gott werde, heißt es weiter, nachdem er an den Frevlern Gericht gehalten habe, jede Erinnerung an sie abschütteln. Der allwissende Gott verdrängt sein Wissen. Im 80. Psalm wird versichert: "Sie sollen vor deinem Zornblick vergehen!" Von der Glut des göttlichen Zornes

ist im 85. Psalm die Rede und davon, daß Gott seinen Grimm hinziehe von Geschlecht zu Geschlecht. An jedem Menschen verwirkliche sich das Strafurteil, das gegen Adam gefällt wurde. Gott tritt auf als Erfinder der Kollektivschuld, sein Verdikt trifft alle Menschen ohne Ausnahme. Und im 90. Psalm heißt es: "So schwinden vor deinem Zorn wir dahin und werden von deinem Grimme geknickt." Der Gewinn der Menschen sei einzig Mühsal und Plage. "Wer ermißt deines Zornes Gewalt, deinen Grimm, wie die Furcht vor dir es verlangt." Schwarz in schwarz malt der Psalmist seinen Gott und das von ihm abhängige und von ihm geschaffene Menschenleben. Nur wer gottesfürchtig ist, gilt als weise. Gott beschütze den Gerechten in jeder Gefahr, sei es bei Nacht oder bei Tag.
Immer wieder das Wechselbad von Verheißungen und Drohungen, von Versprechungen und Verfluchungen.
Im 95. Psalm weidet Gott seine Schäflein, aber vierzig Jahre hatte er Abscheu vor diesem Geschlecht und schwur voll Zorn, daß sie nicht einziehen sollten zum Ort seiner Ruhe. Nein, Ruhe und Frieden darf es niemals geben im Gottesreich auf Erden. Im 96. Psalm wird von ihm, dem Weltenherrscher, gesagt: "Furchtbar ist er vor allen Göttern." Und wir haben schon längst keine Schwierigkeiten mehr, das zu glauben. "Es soll alle Welt vor ihm beben!" Ein Gott, der nichts anderes im Sinn hat, als die Furcht der Menschen und die eigene Verherrlichung! Die Abtrünnigen ließ er sterben in der Wüste.
Im 97. Psalm rafft er ringsumweg seine Feinde, Berge zerrinnen wie Wachs vor dem Herrn, alle Bilderdiener werden zuschanden. Fluch über Fluch, aber niemals Segen und Freude! Im 99. Psalm hören wir: "Der Herr ist König, die Völker beben." Man stelle sich das bildlich vor! Er ist ein Rächer für ihre Taten. Im 103. Psalm wird versichert, er sei reich an Liebe, aber er ist dessen eingedenk, daß wir nur Staub sind. Hauptsache bleibt aber, daß wir seine Befehle sorgsam erfüllen. Im 104. Psalm schaut der Herr auf die Erde, da faßt sie Zittern, und im 110. Psalm steht die vielzitierte Stelle, wo "der Herr zu meinem Herrn" spricht, daß er ihm seine Feinde als Schemel zu Füßen legen werde. Der Herr zerschmettert Könige am Tag seines Grimms, rings häufen sich Leichen, er zerschmettert Fürsten auf weltwei-

ter Walstatt. Kein Wunder, daß bei solchen sich endlos fortsetzenden Haßgebeten Juden und Christen permanent gegen alle Andersgläubigen aufgewiegelt werden, zumal diese Psalmen später Bestandteil der kirchlichen Liturgie geworden sind.
Der Sänger des 114. Psalms redet schließlich die Erde also an: "Bebe nur, Erde; es ist recht, vor Gott zu zittern." Die Götzendiener aber sollen so nichtig und ohnmächtig werden wie ihre Götzen sind. Im 118. Psalm triumphiert der Psalmist, er werde seiner Hasser Besiegung erleben. Im Namen des Herrn vernichte er die Heiden. Und er wiederholt: "Im Namen des Herrn vernichte ich sie." Und das noch ein drittes Mal. Gefährlich und bösartig diese frommen Gottessänger. Bis in die Kreuzzüge und die Zeiten der Inquisition hinein hat man dieses Programm eifrig und eifernd fortgesetzt. Und dann der berühmte, später willkürlich auf Jesus bezogene Satz: "Der Stein, den die Bauherrn verwarfen, der ist zum Eckstein geworden."
Der Sänger des 119. Psalms hüllt sich wieder in den frommen Schafspelz: "Im Staube haftet meine Seele. Vor Kummer ist in Tränen meine Seele." Die Theologen merken an, daß der Fromme, der nur Gast auf Erden sei, vom Gesetz, das Gott den Menschen gab, Kenntnis haben müsse. Von den schädigenden Wirkungen der Sonne und des Mondes ist im 121. Psalm die Rede, und im 124. Psalm heißt es, daß die Feinde das Volk Israel lebendig verschlungen hätten, als ihre Wut entbrannte, wenn nicht der Herr für Israel gewesen wäre.
Die braven Frauen werden in Psalm 128 wegen ihrer Gebärfunktion und als Besitz des Mannes geschätzt: "Wie ein fruchtbarer Weinstock so ist dein Weib drinnen im Hause." Der Psalm endet mit "Heil Israel!" Sollte das in unserem Jahrhundert etwa jemand plagiiert haben? Im 130. Psalm wird der Herr Israel erlösen von all seinen Sünden, im Psalm 131 hat der Beter seine Seele gestillt wie ein Kind an der Mutterbrust. Im Gesetz ist ja dem Reuigen Verzeihung von Schuld und Sünde verheißen.
Psalm 133 singt das Lob brüderlicher Eintracht und faßt es in ein skurriles Bild: "Wenn Brüder friedlich beisammen wohnen! Es ist wie köstliches Öl auf dem Haupt, das herab in den Bart rinnt, den Aaronsbart, das zum Saum des Gewandes herabtrieft." Eine ästhetisch etwas unangenehme Vorstellung!

Psalm 135 stellt die merkwürdige Frage: "Wie könnten ein Lied wir des Herrn singen auf fremder Erde?" Warum denn nicht? Und wie geschmackvoll endet dieser Psalm: "Heil dem, der packt und zerschmettert deine Kindlein am Felsen!" Das galt auch wieder ab 1933. Theologische Kommentatoren wissen, daß eine solche Behandlung der kleinen Kinder zu den allgemein geübten Kriegsbräuchen der alten Zeit gehörte, die namentlich im Siegesrausch auch bei Kulturvölkern wie Babel und Assur oft von barbarischer Roheit gewesen seien. Das ist Rechtfertigung genug für ein gleiches Verfahren beim auserwählten Volk Gottes. "Die Frevler beugt er zu Boden," versichert der 147. Psalm und "Dem Herrn gefallen nur die, die ihn ehren, nur die, die harren auf seine Hand."

Der 149. Psalm schließlich wünscht in die Hand des auserlesenen Volkes zweischneidige Schwerter. Und dann hören wir, was wahre Frömmigkeit und Gottwohlgefälligkeit ist: "An den Heiden Vergeltung zu üben, Züchtigung an den Völkern, ihre Könige in Ketten zu legen, ihre Edlen in eiserne Fesseln, wie geschrieben, an ihnen Gericht zu vollziehen. Ein Ehrengericht ist es für alle seine Frommen! Alleluja!"

Diesem mit Haß gedüngten Boden ist das Christentum entsprossen, aus ihm zog und zieht es seine Nahrung bis heute.

Das Hohelied

Mein Täubchen im Felsengeklüft

Das Verhältnis des alttestamentlichen Gottes zu seinem Bundesvolk wurde von den Propheten, wie wir wissen, gern unter dem Bild einer geistigen Ehe dargestellt, wohlgemerkt: einer geistigen, nicht einer körperlichen! Das Eingehen dieser geistigen Ehe geschah nach allgemeiner Auffassung beim Bundesschluß am Sinai; jeder Bruch des Bundes durch das Volk wurde demgemäß als Ehebruch aufgefaßt. Wenn man allerdings den Begriff der Ehe, der in unserer Sprache nichts anderes bedeutet als "Gesetz", auf seinen eigentlichen Sinn reduziert, so handelte es sich um einfache Gesetzesübertretungen, die das Volk sich zuschulden kommen ließ.

Das Hohe Lied der Schrift setzt allerdings ein bräutlich-eheliches Verhältnis zwischen Gott und seinem auserwählten Volk voraus; nach Aussagen der Theologen schildert es unbefangen die Liebe zwischen dem göttlichen Bräutigam und seiner irdischen Braut, dem Bundesvolk. Sonst also kann man nur befangen von der Liebe reden, wenn sie nämlich nicht nur geistig, sondern auch körperlich erlebt und gelebt wird. Im Neuen Testament sei dann, so wissen die Theologen, der Liebesbund zwischen Gott und Israel zur ehelichen Gemeinschaft zwischen Christus und der Kirche umgewandelt worden. Insofern habe das Hohe Lied einen vorbildlichen Sinn. Und schließlich ließen sich die schönen bildlichen Aussagen des Hohen Liedes auf die Liebe zwischen Gott und jeder gottergebenen Seele, insbesondere der schönsten aller Menschenseelen, der allerseligsten Jungfrau Maria, übertragen.

In der Tat ragt das Hohe Lied aus den grausamen Texten und Berichten der Schrift wie ein lichtverklärter Gipfel hervor; es gehört zweifellos zu dem Schönsten, was uns das Alte Testament überliefert; es ist stellenweise reine Liebeslyrik.

Wir wollen daraus einige Stellen zitieren, die die Anmut und das Zartgefühl dieser Dichtung wiedergeben: "'Du meine Schöne, komm doch herfür! Mein Täubchen im Felsengeklüft ... laß

dein Antlitz mich schauen, laß deiner Stimme mich lauschen! Denn deine Stimme ist lieblich, dein Antlitz hold!" So soll Gott zu seinem Volk reden? Bisher führte er eine andere Sprache. Nehmen wir die Texte lieber als das, was sie eigentlich sind: Liebesgesänge eines friedfertigen, unbefangen empfindenden Sängers.

Gleich anschließend ist allerdings von Weinbergverwüstern die Rede; und die Theologen haben das auf die im verheißenen Land verbliebenen heidnischen Bewohner Kanaans bezogen. Im übrigen habe die Braut den Bund gefährdet und sei dann reuevoll zurückgekehrt, um dem Bräutigam wieder treu zu sein, eine Aussage, die sich aus den Texten beim besten Willen nicht entnehmen läßt; denn es heißt, die Braut hielt ihrer Seele Geliebten fest, ließ ihn nimmer los, bis sie ihn brachte ins Haus ihrer Mutter, ins Kämmerlein derer, die sie gebar. Der Geliebte beschwört die Töchter Jerusalems: "Wollet nicht wecken, wollet nicht stören die Liebe, bis es ihr selbst gefällt."

Dann ist von Salomons Sänfte die Rede, die aus der Wüste heraufsteige, was Theologen auf die Bundeslade bezogen wissen wollen. Der Name Salomon bezeichne, so erklären sie, den Bundesgott selber. Sechzig Recken, die um Salomons Sänfte geschart sind, werden als Priester und Leviten gedeutet. Die Töchter Jerusalems, die sich im Hohen Lied an Salomons Anblick erfreuen sollen, sind nach Ansicht der Theologen nichts anderes als die israelitischen Stämme, die eingeladen sind, am einzig erlaubten Kultort den Gottgemahl zu verehren.

All diese Ungereimtheiten sind erforderlich, um einem schlichten Liebeslied theologischen Sinn zu unterschieben, und das erscheint erforderlich, um den einzigen poetisch-erotischen Text der alten Schriften zu enterotisieren und zu theologisieren.

"Ein Garten ist meine Schwester Braut," singt das Hohe Lied, und nun wird dieser Garten mit seinen verlockenden Früchten geschildert. Dann kündigt der Bräutigam an: "In meinen Garten komm' ich, du meine Schwester Braut! Meine Myrrhe pflück' ich mitsamt meinem Balsam, – meine Wabe kost' ich mitsamt meinem Honig, – meinen Wein schlürf' ich mitsamt meiner Milch." Die erotische Besitzergreifung eines liebenden Mannes der damaligen patriarchalischen Gesellschaft. In theo-

logischer Umdeutung wird behauptet, die weiteren Gesänge wiesen verhüllt und andeutungsweise auf die wankelmütige Treuegesinnung des Bundesvolkes hin. Gegen Ende des Liedes mahne der Bräutigam die Braut nochmals zur Treue und lasse ihr gleichzeitig die Eigenschaften der Liebe eindringlich vor Augen führen, eine Unverschämtheit übrigens nach allem, was die Braut schon vorher über die Liebe zu sagen wußte. Erotische Stellen – wie diese – werden dabei glatt übergangen: "Deine zwei Brüste sind wie zwei Kitzen, wie Zwillinge einer Gazelle. ... Ja, dein Wuchs gleicht der Palme, und deine Brüste Trauben. ... Deine Brüste sollen nun sein wie Trauben des Weinstocks und dein Atem wie Apfelduft, und dein Mund wie bester Wein."
Die Braut antwortet ihm: "Ich gehöre meinem Geliebten, und nach mir steht sein Verlangen. Komm, mein Geliebter, gehen wir aufs Land und nächtigen in den Dörfern! ... Dort will ich dir schenken meine Liebkosungen. Es duften die Liebesäpfel; und über unsern Türen liegen allerort köstliche Früchte. ... Träfe ich dich auf der Straße, ich küßte dich, ohne daß mir es jemand verübelte."
Gegen Ende des Hohen Liedes ist die Rede vom Eifern der Liebe, die stark ist wie der Tod, von der Eifersucht, deren Glut lohendes Feuer ist, deren Flammen Blitze sind, worauf die Theologen kommentieren, die Eifersucht sei eine in der Heiligen Schrift und besonders bei den Propheten oft erwähnte Eigenschaft Gottes dem Bundesvolk gegenüber. Das ist grundsätzlich richtig, dürfte aber als Ausdeutung dieses Textes eben doch fehl am Platze sein.
Schließlich ist von den Wassern die Rede: wären ihrer noch so viele: "Die Liebe zu löschen vermögen sie nicht! Und Ströme reißen sie nimmer fort! – Gäbe einer für die Liebe daran seines Hauses sämtliche Habe: Nur verachten könnt man ihn!" So hoch schätzt der Sänger die Liebe ein, die mit keinem Gut dieser Erde aufzuwiegen sei.
Wie sich die Theologie des Hohen Liedes der Liebe in ihrem Sinne bemächtigt hat, dieser Zugriff steht paradigmatisch für die lebens- und lustfeindlichen Okkupationsmethoden des Christentums.

Sprüche

Im Rüssel des Schweins ein goldener Ring

Weniger die grauenvollen und unmenschlichen, von Gott angeblich gewollten oder doch zugelassenen Ereignisse des Alten Testaments selber sind in das Bewußtsein des christlichen Abendlandes gedrungen als vielmehr ihre beschönigenden theologischen Auslegungen. So konnte auch die kühne Behauptung, der heilige Geist Gottes sei ausrichtend und verklärend in alle Lebensbereiche des Bundesvolkes hineingeströmt, selbst in die des gewöhnlichen Alltags, ungehindert Glauben finden und das von allen Kanzeln gepredigte Gottvertrauen als Hörigkeit gegenüber der kirchlichen Institution immer mehr befestigen.
Zwar gibt es in der Schrift des Alten Bundes poetisch vollendete und menschlich gewinnende Passagen, die den Leser den gewaltig zürnenden und stets beleidigten, drohenden Rachegott vergessen lassen, aber sein Schatten liegt wie ein finsteres Gewölk über allem Leben, das sich im verheißenen Land der Väter entfalten möchte. Ein solches Leben, von Gott und seinen ehernen Forderungen und lebensfeindlichen Geboten verdunkelt, entwickelt im Laufe der Zeit davon beeinflußte Lebensregeln, entwickelt Weisheiten und Maximen, die sich in zeitgenössischen Texten widerspiegeln. Zu solchen Texten gehört das Buch der Sprüche, das übrigens erzieherisch auf die Menschen einwirken sollte, und zwar im Sinne der göttlichen, die Menschheit knechtenden Ziele. Dieses Buch sieht den Menschen abhängig von Gott und stellt ihn unter sein Gesetz. Darin gelten Unterordnung und Gehorsam als Weisheit, dagegen Freiheitlichkeit und kritisches Denken als Torheit. Ein glückliches Leben gibt es nur in der Furcht des Herrn.
Das Buch der Sprüche bedient sich zuweilen der Allegorie.
Die Weisheit selber tritt als handelnde und redende Person auf, etwa gleich zu Beginn im Dialog zwischen dem Weisheitslehrer und der Weisheit. Übrigens werden die Sprüche weithin der Urheberschaft des Davidssohnes Salomon zugeschrieben, jenes weisen Königs, unter dem Israel seine Blütezeit erlebte.

Eine theologische Anmerkung zur Lehrmeisterin Weisheit besagt, die wahre Weisheit trete durch die Stimme des Gewissens, dem das sittliche Gesetz eingeschrieben sei, an jeden Menschen unabweislich heran. Hier begegnen wir dem Freud'schen Über-Ich, das bekanntlich je Kultur- und Religionskreis verschieden ausfällt. Daß wahre Weisheit das Ergebnis von Kenntnis, kritischer Denkweise und schließlich freier ethischer Entscheidung sein könne, wird ein Theologe schon von amtswegen bestreiten müssen.

Die Texte im Buch der Sprüche unterscheiden sich nicht wesentlich von dem, was wir bisher an moralischen Regeln aus den Schriften des Alten Testamentes entnehmen konnten. Da heißt es zum Beispiel: "Die Furcht des Herrn ist Haß gegen das Böse." Daß Furcht oder Angst in der Tat Haß bewirkt, wissen wir aus der Psychologie. Dieses Rezept war also damals schon bekannt. Daß dieser Haß sich gegen das Böse richten soll, lenkt von der eigentlichen Tatsache ab, daß Haß in sich schon böse ist und nicht erst auf etwas Böses projiziert werden muß, es sei denn, man wolle Haß als etwas Gutes rechtfertigen. Und das ist hier der Fall. Als böse wird das erklärt, was Gott und seinen Helfern und Helfershelfern nicht paßt, und damit wird das eigentlich Böse, der menschenverabscheuende tödliche Haß, geheiligt und als gut und wünschenswert suggeriert. Hier liegt eine erste giftige Wurzel für die bekannte spätere jesuitische Maxime: "Der Zweck heiligt die Mittel." Zweck ist die Verachtung, ja Vernichtung alles dessen, was Gott nicht gefällt, was ihm nicht genehm ist; und in Verfolgung dieses Zwecks wird das eigene Böse gerechtfertigt, alles Entgegenstehende aber verteufelt.

Damit ist die berühmte Furcht des Herrn nichts anderes als eine latente Kriegserklärung an alle, die sich dieser Furcht nicht unterordnen; das verweist zurück auf die Szene des angeblichen Urkrieges, jener ersten Auseinandersetzung zwischen Gott und den sich gegen ihn empörenden Engeln, die zu Teufeln degradiert und in das Reich des Bösen verwiesen wurden. Honoré de Balzac, der diesen Sachverhalt kritischer als die meisten christlichen Abendländer durchdacht hat, sagt an einer Stelle seiner tolldrastischen Geschichten: "Da wäre Gott doch ein rechter

Einfaltspinsel, wenn er in dieser Welt, die er so mühsam und mit Fleiß gebaut hat, einen greulichen, abscheulichen Teufel gewähren ließe, der nichts anderes im Sinne hat, als ihm sein ganzes Werk gründlich zu verpfuschen. ... Nein, nein, da pfeif ich drauf! Ich glaube nicht an den Teufel, sofern es einen lieben Gott gibt." Balzac hat recht: ein lieber Gott schließt die Zulassung eines Teufels, der seine in Weisheit und Güte erdachte und vollbrachte Schöpfung mit Bosheit und Leid, mit Haß und Qualen, mit Machtanspruch und Blut verschandelt, absolut aus. Aber wenn man auch den Teufel leugnen will, die Teufeleien in der Welt lassen sich nicht bestreiten; sie liegen uns täglich vor Augen und erfüllen immer wieder die neuesten Nachrichten, die uns durch die Medien übermittelt werden. In dieser Welt des Horrors ist für einen lieben, weisen, allgütigen Gott ebenso wenig Platz wie in jener alten Welt des Hasses und der blutigen Völkervernichtung, aus der uns die sogenannten heiligen Schriften berichten. Die Fiktion eines lieben und zugleich allmächtigen Gottes dient lediglich als Machtinstrument derjenigen, die mit der Furcht des Herrn andere unterjochen und ihren Zwecken dienstbar machen möchten, wobei als Gegenleistung und Entlohnung für diesen Dienst nichts anderes in Aussicht gestellt wird als eine imaginäre ewige Seligkeit in Glück und Glücksfülle, die jedoch bis auf diese Stunde kein Gottgesandter oder Theologe konkret zu beschreiben gewußt hat außer mit höchst fragwürdigen Phantasieprodukten, die in der Vorstellung zu gipfeln pflegen, der Selige stehe unaufhörlich allelujasingend vor dem leuchtenden Angesicht Gottes, der sich gleichwohl in einer undurchdringlichen Lichtfülle zu verbergen geruht. Die Furcht des Herrn benötigt man bis dahin zur Erzeugung von Haß gegen das fiktive Böse.

"Die mich lieben, die liebe ich wieder," läßt der Sprüche-Autor seinen Gott sagen. Welch ein Verdienst! Gott liebt nur die, die ihn lieben. Wer die Liebe zu dem stets beleidigten und zürnenden Gott dagegen nicht aufbringt, bleibt ungeliebt und fällt der Ungnade Gottes und damit der Verdammung anheim. Das ist alttestamentliche und christliche Ethik! "Meine Furcht ist besser als Gold und Feingold" , spricht Gott. Gottesfurcht geht über alles!

Der Verfasser der Sprüche läßt die Weisheit sich rühmen, daß sie dabei war, als Gott den Himmel baute, die Wolken ballte, dem Meer seine Schranken setzte, "daß nie die Flut überschritte ihr Ufer." Leider sind Meere, Seen und Flüsse dieser göttlichen Anordnung nicht gefolgt. Überschwemmungskatastrophen hat es ungeachtet jener heiligen Sprüche ungezählte gegeben. Und wenn dann noch Theologen so kühn sind, im Nachhinein die in den Sprüchen auftretende ewige Weisheit als den eingeborenen Sohn des himmlischen Vaters zu bezeichnen, so kämen nach dieser Logik alle Fehlaussagen auf die Kappe des Jesus von Nazareth. Sollte man dem das wirklich antun?

"Die höchste Weisheit ist die Furcht des Herrn," so hämmert das Buch der Sprüche dem Leser ins Gedächtnis und ins Gewissen. Den Imperativ des "ora et labora" gab es damals auch schon; denn wir lesen: "Die faule Hand macht arm." Nur dem Reichen ziemte schon damals die Faulheit. Er lebte von der fleißigen Hand der Armen. "Der Verstand der Gottlosen ist wenig wert," so spricht die göttliche Weisheit. Verstand messen Gott und seine Weisheitsverkünder also nicht an Intelligenz, an sachlicher Argumentation, an methodisch-wissenschaftlichem Denken, sondern daran, ob in der Furcht des Herrn gedacht wird. Man denke an den Prozeß des Galilei, man denke an die Argumente, mit denen die römische Kirche heute noch Geburtenregelung und Schwangerschaftsabbruch verdammt, ungeachtet sozialer und gesellschaftlicher Notwendigkeiten. Keine Not haben Gottes Institutionen bisher gewendet oder abgewendet, wenn es nicht im eigenen Machtinteresse lag.

Und wieder heißt es: "Was Essig den Zähnen und Rauch den Augen, das ist seinem Dienstherrn der Faule." Und weiter: "Doch Weisheit hält sich bei Demütigen auf." Jeder Übermut, jede Eigenständigkeit ist des Teufels. Demut und Bescheidenheit sind gottwohlgefällige Tugenden, denn sie allein machen manipulierbar, sie sichern dem Herrschenden seine Herrschaft. "Wer dem Handschlag ausweicht, geht sicher," steht als praktische Anweisung zu lesen; gemeint ist das Meiden jeglicher Bürgschaft. Und dann geht es wieder über die Frauen her: "Im Rüssel des Schweins ein goldener Ring: Das ist ein Weib, schön, aber schamlos." Schweinische Frauenverachtung, wie sie nahtlos

in das Christentum überging. "Wer den Tadel verschmäht, ist ein Dummkopf," steht geschrieben. Das mag grundsätzlich stimmen, jedenfalls in der Regel. Dann wieder über die Frau als Gattin: "Eine tüchtige Frau ist ihres Gatten Krone, eine schlechte wie Wurmfraß in seinen Knochen." Maß aller Dinge ist und bleibt der Mann als Ebenbild Gottes! Und wieder geht es gegen diejenigen, die das Knie vor Jahwe nicht beugen: "Doch das Herz des Gottlosen ist ohne Gefühl."

Nein, ohne Gefühl ist der Zynismus und die Hybris einer derart menschenverachtenden Maxime. Wie heißt es doch kurz zuvor: "Der Hartherzige schneidet sich selber ins Fleisch," woran die Theologen die Feststellung knüpfen, der Unbarmherzige habe Gottes Strafgericht und der Menschen Haß und Rache zu fürchten. Wie aber verhält es sich mit der unbarmherzigen Feststellung, daß das Herz des Gottlosen ohne Gefühl sei? Freilich, der Begriff " gottlos" galt und gilt noch immer als Inkriminierungstrick, als ein Verdikt, das den so Bezeichneten in die unmittelbare Nähe des Satans rückt; und von dem ist eh nichts Gutes zu erwarten. Die Verfemung des Gottlosen unterliegt damit keinen moralischen oder ethischen Maßstäben mehr, sie ist gut an sich !

"Ein kluger Mann hält mit seinem Wissen zurück; doch das Herz des Toren schreit die eigene Narrheit aus." Ein Satz, den man vorbehaltlos unterschreiben kann. Wenn doch die Theologen ihn beherzigen und nicht ständig von Dingen reden wollten, für die es auch nicht die Spur eines Beweises gibt.

"Wer seine Rute schont, hat seinen Sohn nicht lieb; doch wer ihn lieb hat, der züchtigt ihn beizeiten." Rechtfertigung genug für willkürliche Kindesmißhandlung durch Ruten und Stöcke. Das ist die Art jüdischer und christlicher Liebesbeweise! Aber: "Leidenschaft ist wie Wurmfraß in den Gebeinen." Wo die Liebe nicht mit der Rute, sondern in leidenschaftlicher Zuwendung sich kundtut, wird sie mit der häßlichsten Metapher belegt, die sich denken läßt : Wurmfraß und Verwesung. Das ist die Pervertierung von Lebensbejahung, Lebensfülle und Lebensglück in Sünde, Verwerfung und Verächtlichmachung. Hier wird Liebe ebenso zu Haß verkehrt wie im vorher zitierten Spruch Haß zu verlogener Liebe.

"Das Laster jedoch ist die Schande der Völker." Was aber ist in den Augen des Sprüchemachers das Laster? Ein wunderlicher Spruch ist dieser: "Besser ein Gericht Gemüse und Liebe dabei als ein gemästetes Rind und Haß dabei." Der Gemüseanbauer Kain wurde einst von Gott trotz seiner Liebe samt seinem Opfer verschmäht; der göttliche Schmarotzer bevorzugte damals die Fleisch- und Fettstücke des frommen Abel.
Inzwischen sind Rindfleisch und Kalbfleisch im christlichen Abendland Produkte unsäglicher Tierquälereien geworden, die nur möglich sind in Auswirkung der Gefühlskälte und des Hasses der Christen gegenüber ihren Mitgeschöpfen.
"Höher steht ein Langmütiger als ein Kriegsheld; wer sich selbst bezwingt, höher als ein Städteeroberer." Gut und schön, wenn nicht wieder das eine dahintersteckte, nämlich der Gedanke der Demütigung und Unterordnung des Langmütigen unter das grausame Gesetz Gottes.
"Eine Rüge macht auf den Klugen mehr Eindruck als hundert Schläge auf einen Toren," womit denn die Kinder und Söhne, an denen man die Rute aus Liebe nicht sparen soll, sämtlich als Toren abqualifiziert wären.
"Laß ab vom Streit, eh er ausbricht!" Nicht einmal Gott hat, wenn die Überlieferung nicht lügt, den Streit mit dem Teufel vermeiden können.
Übrigens wußte man damals schon, daß sich die Seelenverfassung auch körperlich fördernd oder hemmend auswirkt: "Ein frohes Herz fördert die Heilung; doch ein bedrücktes Gemüt läßt das Gebein verdorren." Aber Gott will doch bedrückte Gemüter, oder wie anders ist die prinzipiell geforderte Furcht des Herrn zu verstehen oder zu bewältigen?
"Haus und Habe sind von den Ahnen ererbt; doch eine verständige Frau kommt vom Herrn." Und woher kommt die unverständige Frau? Vom Herrn oder vom Teufel?
"Hat der Faule seine Hand in die Schüssel getaucht, so mag er sie nicht einmal wieder zu seinem Munde zurückbringen." Diese lustige Karikatur, die freilich niemand ernst nehmen wird, findet sich in manchem späteren Märlein wieder.

"Wer gern in Freuden lebt, wird in Armut geraten; wer Wein und Salböl liebt, wird nicht reich." Zur Widerlegung derartiger Sprüche bedarf es nur des Hinweises auf die Realität.
"Erträglicher ist's, in der Wüste zu wohnen, als bei einem zänkischen und grämlichen Weibe." Das fragt sich allerdings.
"Der Faule sagt: Ein Löwe ist draußen; ich könnt' auf der Straße zerrissen werden." Anscheinend ist kein Löwe draußen, sonst würde es nicht der Faule sagen.
"Torheit wurzelt im Herzen des Kindes; die Zuchtrute aber entfernt sie daraus." Ein sehr böser Spruch. Abgesehen davon, daß Kinder auf ihrer Altersstufe, wenn sie nicht verdorben und verbogen werden, reifer sind als die meisten Erwachsenen ihrem Alter gemäß, hieß das wohl, daß Gott selbst die Torheit in die Herzen der Kinder eingepflanzt habe, um sie dann durch das grausame Mittel der Züchtigung auszurotten. Vorausgesetzt aber, die Torheit wohne wirklich im Herzen des Kindes, wäre dann nicht die Zuchtrute denkbar ungeeignet, diese Torheit zu beseitigen? Wir wissen heute, daß mit derartigen Methoden nur Haß und neue Unterdrückungsmechanismen produziert werden. Allein diese eine Maxime würde ausreichen, um die "Heilige Schrift" als ein böses und schädliches Buch zu entlarven.
"Gehorche dem Vater, der dir das Leben gab, verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt geworden ist." Ein ebenfalls entlarvender Satz: nicht die Mutter, nein, der Vater spendet dem Kind das Leben; die Mutter hat nur die untergeordnete Rolle, es zu nähren und auszutragen. Sie ist als Weib der Verachtung, selbst durch die eigenen Kinder, preisgegeben. Nur wenn sie alt geworden ist, sollen Sohn oder Tochter sie nicht verachten.
"Wer hat trübe Augen? Die da spät beim Wein sitzen." Auch ohne Wein dürften sich spät die Augen trüben. Beim Wein können sie sehr wohl auch leuchten und sprühen. Dann ist wieder vom Zorn des Herrn die Rede, der sich gegen den Schadenfrohen wende, vom Acker des Faulen, der voll von Disteln steht.
"Setze deinen Fuß nur selten ins Haus deines Nächsten, sonst wird er dich leid und verabscheut dich," das ist eine auch heute noch beherzigenswerte Regel.
Plötzlich leuchtet ein humanes Licht auf, das aber gleich wieder erlischt, wenn man den dritten und vierten Vers des Spruches

liest: "Hungert deinem Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränk ihn mit Wasser; denn so sammelst du glühende Kohlen auf sein Haupt, und der Herr wird's dir vergelten." Nicht Selbstlosigkeit, sondern Eigennutz ist also die Triebfeder der sogenannten Feindesliebe. Aber nicht einmal zu dieser vermögen sich die Gotteskinder in der Regel aufzuschwingen, weil sie nicht an die feurigen Kohlen und ihre wohltuende Wirkung glauben. Die Theologen sprechen von der "edelsten Rache", die auf diese Weise geübt werde und beziehen sich überflüssigerweise auf Paulus in Römer 12,20 , wo das Nämliche geschrieben steht.Es komme darauf an, jemand etwas zu seinem Schmerz und seiner Beschämung zum Bewußtsein zu bringen. Wie edel!
"Wie die Tür sich in ihrer Angel dreht, so der Faule auf seinem Lager." Dieser Spruch dürfte wenig sittlichen Nährwert enthalten. "Wie einer, der den vorbeilaufenden Hund bei den Ohren packt, so ist der, der sich über einen Streit ereifert, der ihn nichts angeht." Er könnte dabei gebissen werden.
"Wo kein Ohrenbläser ist, da verschwindet der Streit." Leider nicht immer; und zudem gehört die Ohrenbläserei bis hin zur Denunziation seit eh und je zu den christlichen Tugenden.
"Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Leider eine Halbwahrheit, wie die meisten Sprichwörter, die sich den apodiktischen Anschein geben.
"Wer seine Sünden verheimlicht, hat keinen Segen; wer sie bekennt und davon läßt, wird Vergebung erlangen." Das ist eine allgemeine Lebensregel, die man unabhängig vom religiösen Aspekt aufstellen kann.
"Wer seinen Vater und seine Mutter bestiehlt und sagt: Das ist keine Sünde, der ist ein Geselle des Teufels." Warum hier den Teufel bemühen für einen Sachverhalt, der sich aus ethischer Sicht weit besser einsichtig machen ließe?
"Ein Mensch, der seinen Nächsten umschmeichelt, breitet ein Netz aus vor seinen Schritten." Ein wahres Wort! Die Theologen können aber diese schlichte Aussage nicht unangetastet lassen und kommentieren: "Schmeicheleien können zu einer falschen Einstellung der eigenen Person führen und so großen Schaden stiften." Zu einer falschen Einstellung? Nein, Schmeicheleien dieser Art sind Auswüchse von Falschheit, Hinterhäl-

tigkeit und Lüge, sie können nicht dazu führen, sondern sie sind Ausfluß dessen. Wieder die typische Pervertierung der Begriffe und Sachverhalte! Und dazu erscheint dann noch die theologisierende Fußnote: "Ohne Belehrung in den religiösen Wahrheiten verwildert das Volk." Hat je religiöse Belehrung ein Volk vor der Verwilderung bewahrt? Wie aber wäre es, wenn man ein Volk ohne religiöse Belehrungen seit Jahrhunderten auf den Weg ethischer Verantwortung aus fundierter Kenntnis und eigener Einsicht gebracht hätte, wenn sich die Religionen nicht hindernd zwischen den Menschen und die Verwirklichung des Guten und ethisch Vertretbaren gestellt hätten?

"Ein Auge, das des Vaters spottet und die Mutter verachtet, das sollen die Raben am Bache aushacken, und die jungen Geier sollen es fressen!" Ein Kind, dessen Torheit mit der Rute ausgeprügelt und dem damit Haß eingeprügelt wurde, wird obendrein mit Rachedrohungen eingeschüchtert; alles im Namen des Gottes der Liebe!

"Ach, wer wird finden ein wackeres Weib? Ihr Wert geht weit über Perlen." Man wird es demnach wohl kaum finden? Und damit steht der Wert der Weiber leider unter dem der Perlen. Frauenverachtung in Reinkultur!

Und weiter heißt es von dem "wackeren Weib": "Einem Handelsschiff ist sie vergleichbar: aus der Ferne holt sie sich Nahrung." Bekommt sie bei ihrem eigenen Eheherrn nicht genug zur Fristung ihres Daseins? Diese und andere Sprüche stehen übrigens im goldenen Alphabet der tüchtigen Hausfrau. Mit ihm endet das Buch der Sprüche. Wie stellt sich ihr Bild dar? Ihre Sorge gilt der Wolle und dem Flachs. Sie ist mit freudiger Hand tätig. Sie erhebt sich schon in aller Frühe, wenn es für andere noch Nacht ist, gibt dem Hausgesinde Speise, weist den Mägden die Arbeit an, kauft Äcker hinzu, pflanzt Weinberge, regt rüstig die Arme, und nie erlischt des Nachts ihre Leuchte. Sobald sie in die Nähe des Rockens kommt, fassen ihre Finger die Spindel. Sie näht Decken, während ihr Mann mit andern Männern herumsitzt. Sie fertigt obendrein noch prächtige Kleider zum Verkauf, liefert den Händlern Gürtel und läßt nur liebliche Worte über die Zunge fließen. Treu überwacht sie die Arbeit im Haus, genießt nicht die Speise der Trägheit. Ihr

Mann spendet ihr Lob und preist sie, weil sie den Herrn fürchtet. Welchen wohl? Kurz, sie ist die erste Sklavin unter den Mägden ihres Eheherrn, und wenn sie so schafft bei Tag und Nacht, mit Umsicht, Fleiß und Anmut, kann er sich beruhigt auf seinem Lager drehn wie die Tür in der Angel und tagsüber mit seinesgleichen sitzen und schwatzen. Die eigene Faulheit wird ihm keinen Schaden tun; denn er kann sich glücklich preisen ob des unermüdlichen Fleißes seines Weibes, das zu nichts anderem erschaffen ist, als in der Furcht des Herrn ihre gottverdammte Pflicht zu tun anstatt schön und schamlos als gerüsseltes Schwein mit goldenem Ring umherzulaufen.
Die von Männern erfundene göttliche Gesellschaftsordnung leuchtet klar und unverfälscht aus den erhabenen Texten der unantastbaren Heiligen Schrift hervor.

Jesus Sirach

Dem Unkeuschen mundet jedes Brot

Das Buch Jesus Sirach trägt seinen Namen vom Verfasser, dem vornehmen jerusalemischen Juden Jesus (um 175 v. Chr.), vermutlich Enkel eines Sirach. Es handelt sich um eine Sammlung von Sittensprüchen, denen ein Lobpreis Gottes folgt. Der Text ist überliefert in der vom Enkel des Verfassers um 130 angefertigten griechischen Übersetzung. Etwa zwei Drittel des hebräischen Originaltextes wurden erst 1896 in der Geniza von Kairo gefunden, also in einem Synagogenraum zur Aufbewahrung schadhaft gewordener Handschriften und Kultgegenstände.
Nach Jesus Sirach besteht die höchste Weisheit in der Gottesfurcht, ohne die kein sittliches Handeln möglich sei, erst recht nicht ein Leben im Geist und nach den Vorschriften des mosaischen Bundesgesetzes: "Der Weisheit Erstling ist die Furcht des Herrn. Sie ist den Getreuen des Herrn angeboren." Wie wir längst wissen, ist sie vielmehr den Juden von Kindheit an eingebleut worden. "Der Weisheit Vollendung ist die Furcht des Herrn." Eine höhere Weisheit als Angst und Schrecken vor seinem Gott hat der Gläubige nicht zu kennen. "Der Weisheit Krone ist die Furcht des Herrn." Und in ständiger Abwandlung geht es weiter: "Der Weisheit Wurzel ist die Furcht des Herrn." Und schließlich: "Denn Weisheit und Bildung bestehn in der Furcht des Herrn." Man denke sich diese Art kultureller Blüte aus! Der Weisheit höchstes Gut oder die höchste Weisheit ist also die Gottesfurcht. In frommen Familien ging sie wie ein Erbgut von den Eltern auf die Kinder über. Und so gibt Jesus Sirach die Anweisung: "Sei nicht ungehorsam gegen die Furcht des Herrn." Man soll geduldig und demütig sein vor Gott: "Denn das Gold wird im Feuer erprobt, der gottgefällige Mensch im Ofen der Trübsal."
Von Lebensfreude, Lebensgenuß und Lebensbejahung ist nicht die Rede. Gott wirft seine Getreuen in den Ofen der Trübsal, wo sie in Leid und Verzicht ihre Probe zu bestehen haben. Dann erst wird ihnen verheißen: "Die ihr den Herrn fürchtet, harret

auf sein Erbarmen. ... Die ihr den Herrn fürchtet, vertrauet auf ihn. ... Die ihr den Herrn fürchtet, hofft auf das Heil." Immer wieder leere Versprechungen als Ausgleich für Leid und Entbehrungen. "Die den Herrn fürchten, befolgen sein Wort. ... Die den Herrn fürchten, suchen sein Wohlgefallen. ... Die den Herrn fürchten, haben ein bereitwilliges Herz und demütigen sich vor ihm."

Positives Wohlverhalten wird niemals als Wert an sich dargestellt, sondern ist immer nur als Folge von Repression, von Drohung oder Verheißung zu erwarten: "Wer seinen Vater ehrt, sühnt Sünden." Elternliebe also nur aus Eigenliebe. "Des Vaters Segen stützt der Kinder Häuser; doch der Mutter Fluch zerstört sie von Grund aus." Die Rolle des Zerstörerischen wird hier wieder der Frau zugewiesen, die Rolle des Schützers und Bewahrers dem Mann. "Mein Sohn, vollbring deine Werke in Demut!" Damit ist nicht die Demut der vornehmen Bescheidenheit und adeliger Zurückhaltung, sondern Gottgefälligkeit gemeint. "Je größer du bist, umso mehr demütige dich." Die Menschen sollen rechtzeitig gestutzt und damit in ihrer Demut manipulierbar gemacht werden für Gott und diejenigen, die sich an seine Stelle setzen.

"Grüble dem nicht nach, was zu schwer ist für dich! Forsche dem nicht nach, was deine Kraft übersteigt!" Hier ist sicher nicht Goethes Maxime gemeint: "Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Bei Jesus Sirach ist es die Denkbehinderung aus der Grundhaltung der Demut und Unterordnung in der Unfreiheit der Gottesfurcht, bei Goethe die einsichtsvolle Bescheidung des denkenden und forschenden Menschen in Freiheit.

"Wer die Gefahr liebt, kommt darin um." Hier spricht Jesus Sirach ein Lebensgesetz aus, das übrigens astrologische Forschung empirisch nachweisen kann.

Überschlagen wir aber nicht einige theologische Anmerkungen zu den vorausgegangenen Texten. Da heißt es, das Recht der Eltern, Gehorsam und Ehrfurcht von den Kindern zu fordern, gehe auf Gott zurück. Der rechte Gehorsam sühne Sünden, weil er aus Liebe zu Gott geschehe. Welch ein Unding, daß Kinder

aus Liebe zu Gott ihre Eltern lieben und ihnen gehorchen sollen. Man stellt eine abstrakte Instanz zwischen das Kind und die Eltern. Die anmaßende Einmischung der Priester in die intimsten und privatesten menschlichen Beziehungen wirkte seit je lebens- und liebetötend. Und diese Einmischung duldet nicht einmal die aufbegehrende Frage des Betroffenen: "Wer hat mir zu befehlen?" Jesus Sirach droht: "Sage das nicht, denn der Herr wird dich streng dafür bestrafen." Jede Abwehr der priesterlichen, angeblich von Gott befohlenen Einmischung wird mit Strafen bedroht. Bei Gott sei wohl Barmherzigkeit, so predigt Jesus Sirach, aber auch Zorn. "Und auf den Sündern lastet sein Grimm." Und dann wird uns wieder der alte Wolkenpolterer in Reinkultur vorgestellt: "Denn plötzlich bricht aus der Zorn des Herrn. Und du wirst weggerafft am Tage der Vergeltung."
Auch dem weisen Jesus Sirach sind alle Leidenschaften verhaßt: "Böse Leidenschaften richten den zugrunde, der sie hat." Woher hat er sie denn? Wer verlieh sie ihm? Wer war denn sein Schöpfer?
Auch über die Freundschaft, natürlich in der Furcht des Herrn, weiß der Verfasser allerlei zu sagen, und die Theologen fügen dem unverfroren bei: "Nur zwischen Gottesfürchtigen kann wahre und echte Freundschaft bestehen. Darum wählt auch der Gottesfürchtige als Freund einen Menschen seiner Art und Gesinnung." Alle Freundschaften werden in dieser ideologischen Verpflichtung der Gottesfurcht untergeordnet und an ihr gemessen.
"Säume nicht, die Kranken zu besuchen, denn das sichert dir Liebe!" Der Fromme kann nichts tun ohne Eigenzweck. Was er andern tut, tut er für sich, um des göttlichen Lohns willen, und so ist jede Tat der sogenannten Nächstenliebe schon in sich ein Akt der Verlogenheit, der Falschheit und des Betruges.
Die Priester sollen in Ehren gehalten werden, so fordert Jesus Sirach, und die heutigen Theologen können sich nicht des Kommentars enthalten: "Die Liebe zu Gott verlangt, daß man die Priester ehrt und ihren Lebensunterhalt sicherstellt, weil sie Gott, dem Herrn und Schöpfer, besonders nahe stehen." Die Nahestehenden Gottes verlangen ihre Opfer und fordern statt seiner Tribut.

"Die Herrschaft geht von einem Volk über zum andern wegen Gewalttat, Übermut und Geldgier." Wo ist der Gott, der das je verhindert oder ausgeräumt hätte, wann wäre je das Angesicht der Erde erneuert, die Heilsgeschichte in eine Geschichte des Heiles überführt worden? Man hört nur leere Verheißungen in einer jeweils notvollen Gegenwart.
"Wenn der Mensch stirbt, so sind sein Erbteil Moder, Maden, Geschmeiß und Gewürm." Der nekrophile Gott hat es so gefügt.
"Der Herr rottet die Völker aus mit der Wurzel und pflanzt Demütige an ihre Stelle. Der Herr verwischt die Spuren der Völker und vertilgt sie bis auf den Grund der Erde. Er reißt aus der Erde sie weg und vernichtet sie und löscht ihr Andenken aus auf Erden." Wozu hatte er sie denn erst erschaffen? Wer vermag dieser göttlich-teuflischen Logik zu folgen außer den Theologen?
"Keiner ist größer als der Gottesfürchtige," sagt Jesus Sirach, und in diesem Wort vereinigen sich Knechtungsbestreben und Hochmut.
Hin und wieder findet auch ein blindes Huhn ein Korn. So erging es auch dem weisen Jesus Sirach mit seiner Anweisung: "Lobe keinen Menschen um seiner Schönheit willen, und verachte keinen um seines Aussehens willen."
Aber dann folgen wieder höchst fragwürdige Sprüche, wie dieser: "Wer Pech anrührt, besudelt sich. Wer mit einem Bösen verkehrt, wird ihm ähnlich." Hier ist die Verfemung aller als böse Verteufelten angesagt, ihre Isolation, die sie erst recht böse machen muß.
Hin und wieder erweist sich Jesus Sirach als guter Beobachter des Menschen: "Wenn der Reiche ins Wanken gerät, so stützen ihn die Freunde. Doch wenn der Arme fällt, verstößt ihn selbst sein Freund." Und wohl auch sein Freund jenseits der Wolken, der zornige Gott Jahwe.
"Wenn der Reiche fällt, hat er viele, die ihm helfen, redet er Ungereimtes, so gibt man ihm recht. Doch wenn der Arme fällt, macht man ihm Vorwürfe. Redet er verständig, so läßt man es nicht gelten. Redet der Reiche, so schweigen alle und erheben seine Rede bis zu den Wolken. Redet der Arme, so fragt man: wer ist denn der?" Man sieht, die Menschen haben sich seit den

Zeiten des Jesus Sirach nicht im mindesten geändert. Daran vermag auch alle Gottesfurcht oder Gottesferne nichts auszurichten.
"Des Menschen Lebenstage sind hundert Jahre, wenn's hochkommt." Auch das hat sich trotz aller Fortschritte medizinischer Forschung bis heute nicht geändert. Der Herr aber, "er weist zurecht, züchtigt und belehrt. ... Er zeigt Erbarmen dem, der seine Zucht annimmt." Nur ändert sich deshalb im Leben der Menschen nicht das geringste.
Den Leuten, die üble Nachreden lieben und üben, sagt der weise Jesus Sirach: "Denn wer dich reden hört, hütet sich vor dir und wird zu gegebener Zeit dich mißachten. Hörst du ein Gerede, so laß es mit dir sterben!" In diesen praktischen Lebensregeln vermögen wir dem Verfasser sehr wohl zu folgen. Sobald er ohne Blick auf Gott und Gottesfurcht spricht, redet er vernünftig. Aber dann kommt es wieder faustdick: "Besser arm an Einsicht, doch gottesfürchtig, als reich an Einsicht und Gesetzesübertreter." Hier haben wir abermals die bekannte Schwarzweißmalerei: wer Gott nicht fürchtet, ist böse. Lieber dumm als gottlos!
Dann eine vernünftige Anweisung: "Besser zur Rede stellen als Grollen." Jesus Sirach ist ein Meister der Wechselbäder, Vernunft und Unvernunft mischen sich in seinen Sprüchen auf seltsame Weise. "Die Rotte der Gottlosen ist ein Knäuel Werg," so schimpft er. Dann kommt die berühmte Stelle mit dem breiten bequem gepflasterten Weg, der zur Hölle führt. Die theologische Fußnote spricht noch deutlicher aus, was er meint: "Der gepflasterte Weg ist bequem. So auch der Weg der Gottlosen; aber er führt ins Verderben." Ein bequemes, angenehmes, schönes Leben ist des Teufels, nur wer Entbehrungen auf sich nimmt, ist auf dem Wege zu Gott, der ihn mit leeren Versprechungen empfängt.
"Es zeugt von Ungezogenheit, an der Tür zu lauschen. Für Schimpfliches ist der Verständige taub." Wenn Jesus Sirach Weltweisheit verkündet, zeigt er klaren Verstand.
Die Toten sind glücklich zu preisen, weil der Tod sie von den Mühen des Lebens befreit hat. Von einem Jenseits ist diesmal

nicht die Rede. Aber dann wendet der Verfasser sich wieder dem bösen Leben und seinen schlimmen Leidenschaften zu:
"Daß nicht Fleischeslust und Sinneslust mich erfassen! Laß mich nicht anheimfallen schamlosem Sinn!" – "Wer an schändliches Reden sich gewöhnt hat, nimmt sein Lebtag keine Zucht an." – "Die hitzige Begierde brennt wie Feuer. Sie erlischt nicht, bis sie sich völlig verzehrt hat." Zur Abschreckung, so denkt Jesus Sirach, darf er auch ruhig mal ein bißchen übertreiben. "Wer an sich selbst Unzucht treibt, hört nicht auf, bis das Feuer ausgebrannt ist." Nun, das ist doch selbstverständlich, sofern er nicht unversehens dabei gestört wird.
"Dem Unkeuschen mundet jedes Brot. Er hört nicht auf, bis er tot ist." Warum sollte er auch? Dazu denkt und schreibt der kommentierende Theologe: "Dem Unzüchtigen ist jede Gelegenheit zur Sünde willkommen." Das wird wohl so sein; und wer will es ihm verargen?
Dem Ehebrecher, der sich ungesehen glaubt, droht Jesus Sirach mit des Herrn Augen, die "zehntausendmal heller sind als die Sonne und in die verborgensten Winkel hineinschauen." Wie indiskret! Wie hieß es doch: Für Schimpfliches sei der Verständige taub. Aber abgesehen von dem zehntausendfach helläugigen Herrn hat der Ehebrecher auch sonst nichts Gutes zu erwarten: "Ein solcher Mensch wird auf den Straßen der Stadt bestraft, und wo er es nicht vermutet, wird man ihn ergreifen."
Dann versetzt uns der Weise in Staunen, wenn er sagt: "Die Weisheit lobt sich selbst und rühmt sich inmitten ihres Volkes." Wäre das nicht reichlich unweise?
Auch über das böse und gute Weib hat sich der gute böse Jesus Sirach seine Gedanken gemacht und sie für uns niedergeschrieben.
Da steht zum Beispiel: "Jede Bosheit, nur nicht Weiberbosheit! ... kein Zorn ist schlimmer als Weiberzorn. Lieber will ich mit Löwen und mit Drachen zusammenwohnen, als bei einem bösen Weibe hausen. Des Weibes Bosheit entstellt ihr Aussehen ... Alle Bosheit ist gering gegen Weiberbosheit. Das Los des Sünders möge sie treffen! Was ein sandiger Aufstieg für die Füße des Greises, das ist ein geschwätziges Weib für einen stillen Mann."
Aber auch das gute Weib kommt bei Jesus Sirach nicht zu kurz:

"Glücklich der Mann des braven Weibes! ... Ein tüchtiges Weib ist ihres Mannes Freude, ... Ein tüchtiges Weib ist ein guter Anteil. ... Ein schweigsames Weib ist eine gute Gabe des Herrn. Eine züchtige Seele ist nicht zu bezahlen. Anmut über Anmut ist ein keusches Weib. Nichts wiegt eine züchtige Seele auf."
Dann kommt er noch einmal auf die Untugenden der Weiber zurück: "Ein Weib mit großem Mundwerk und geschwätziger Zunge sieht einer Kriegstrompete gleich, die in die Flucht jagt."
Und nun folgen wieder die bekannten Drohungen in neuen Variationen: "Hält einer nicht eifrig fest an der Furcht des Herrn, so ist sein Haus gar bald zerstört."
Dann wieder etwas Lebenspraktisches: "Doch wer Geheimnisse verrät, für den gibt's keine Hoffnung mehr. ... Verfluch den Ohrenbläser und den Doppelzüngigen! ... Durch des Schwertes Schneide sind schon viele gefallen, doch noch mehr fielen durch die Zunge. ... Bürgschaft hat schon viele Wohlhabende zugrunde gerichtet. ... Doch achte auf dich selbst, damit du nicht hereinfällst."
Die Meinung der alten Juden über die Kindererziehung übernimmt auch Jesus Sirach, wenn er sagt: "Wer seinen Sohn lieb hat, hält ständig die Rute für ihn bereit, damit der zuletzt sich freuen kann." Eine seltsame Liebe und eine seltsame Freude! Schon eher können wir dem Verfasser folgen, wenn er sagt: "Wer seinen Sohn verzärtelt, muß einstens Wunden verbinden. ... Hätschle dein Kind, und es wird dich in Schrecken setzen." Die Auswirkungen antiautoritärer Erziehung haben wir in unserer Zeit ausführlich erleben können.
"Besser arm, doch gesund und körperlich kräftig, als reich, doch krank am Körper." Das ist nicht nur ein Trost für die sozial Mindergestellten, sondern eine durchaus beherzigenswerte Lebensregel. Dann geht es wieder in die Gottseligkeit:
"Wer den Herrn fürchtet, erhält Belehrung." Auf die können wir verzichten! "Die den Herrn fürchten, finden das Rechte und lassen seine Satzungen wie im Licht aufleuchten." Die Gottesfürchtigen glauben, das Rechte im Alleinanspruch für sich gepachtet zu haben.
Dann wettert Jesus Sirach gegen Wahrsagung, Zeichendeuterei und Träume. Sie sind nach seiner Meinung nichtig, "und wie

eine Frau in Wehen phantasiert der Geist." Bis in die Geburtswehen hinein wird die Frau diffamiert; was sie denkt und sagt, ist nichtig. Der kommentierende Theologe treibt diese Diffamierung noch weiter, wenn er erklärt: "Der Sinn ist: An Träumen ist so wenig Wirklichkeit wie am Unreinen Reinheit ist."
"Berate dich nicht mit einer Frau über ihre Nebenbuhlerin," rät Jesus Sirach, und darin hat er recht.
"Doch auch auf den Rat des Gewissens gib acht! Denn nichts ist dir treuer als dieses. Das Gewissen gibt manchmal dem Menschen besser Bescheid als sieben Wächter, die Ausschau halten auf hoher Warte." Was würde Sigmund Freud dazu sagen?
"Mancher Mensch ist weise und unterweist viele, doch für sich selbst ist er töricht." Sollte das etwa auch auf den weisen Jesus Sirach zutreffen?
"In vielem Essen nistet Krankheit, und die Unmäßigkeit führt zum Erbrechen. Durch Unmäßigkeit sind schon viele zugrunde gegangen." Die Wohlstandgesellschaft, die sich krank und tot ißt, scheint es demnach schon damals gegeben zu haben.
Dann ist wieder von Reichtum und Macht die Rede. "Doch besser als beide ist die Furcht des Herrn. Bei der Furcht des Herrn gibt's keinen Mangel zu leiden; mit ihr braucht man keine Hilfe zu holen. Die Furcht des Herrn ist wie ein gesegneter Lustgarten." Das ist eine Glaubensache, der wir uns schwer anzuschließen vermögen.
Jesus Sirach endet mit einem Lobpreis der Herrlichkeit Gottes. Auf die berechtigte Frage "Wer hat ihn gesehen und kann davon erzählen?" folgt nicht etwa die ehrliche Antwort: keiner und niemand, sondern die Behauptung: "Der Herr hat alles erschaffen und Weisheit den Frommen verliehen."
Es folgt noch eine Schilderung der Herrlichkeit Gottes, dargestellt an der Geschichte des Bundesvolkes und einigen bedeutsamen Männern auf dem sogenannten Heilsweg. Dann schließt Jesus Sirach mit einem Dankgebet und der abermaligen Empfehlung der Weisheit, um die er selbst offensichtlich – und vielfach vergeblich – inständig gerungen hat. Aber in der Furcht des Herrn wird man sie schwerlich finden können.

Job

Mein Leben widert mich an

Das Schicksal des Job oder Hiob, jenes Gottesfürchtigen, gesetzestreuen und gerechten Mannes, der durch Gottes Zulassung den härtesten Prüfungen unterworfen und in das schmerzlichste und trostloseste Elend gebracht wurde, hat den Theologen immer wieder als Anschauungsmaterial gedient für den Sinn des Leides, das man zur Verherrlichung Gottes und zur eigenen Vervollkommnung geduldig und willig auf sich nehmen müsse, um schließlich in die ewige Herrlichkeit eingelassen zu werden. Dieses Schicksal wirft aber auch noch andere Fragen auf, zum Beispiel die der scheinbar wahllosen Verteilung von Leid und Unglück unter den Menschen, wobei nicht selten die besten und integersten Personen am härtesten betroffen werden. Hat Unglück etwas zu tun mit Moral, ist Glück als Lohn für ethische Verantwortung anzusehen? Am Beispiel des Hiob werden solche Fragen ad absurdum geführt. Die Theologen haben seit je ihre Schwierigkeiten, derartige Schicksale, wie sie den Hiob betrafen, mit Gottes Güte und Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, oder anders gesagt: die Gläubigen haben oft ihre Schwierigkeiten, den theologischen Auslegungen und Deutungen zu folgen. Menschliches Gerechtigkeitsempfinden sträubt sich im allgemeinen gegen die bittere Realität, daß es dem rechtschaffenen, ehrlichen, biederen Menschen häufig sehr schlimm ergeht, daß aber der Skrupellose sich nicht selten ein ganzes Leben hindurch schönster Glücksgüter erfreut. Die Theologen behaupten die ausgleichende Gerechtigkeit spätestens jenseits der Wolken und jenseits des Grabes. Selbst hierfür liefert ihnen die Geschichte des unglücklichen Hiob ein Anschauungsmuster; denn er wird von Gott sogar schon in diesem Leben nach Durchstehen seiner Leiden wieder in den vorigen Glücksstand zurückversetzt. Nur leider ist das keineswegs die Regel, wie wir aus alltäglicher Beobachtung wissen und mancher Biographie der im Elend verstorbenen ethisch guten Menschen entnehmen können.

Nun ist allerdings das Ziel allen Geschehens, also auch des Leidens, die Ehre und Verherrlichung Gottes, wie die Theologen wissen, so daß also das Leid des Gerechten, wenn er es diesem Ziele nicht unterordnet, vergeblich sein dürfte und als Strafe angesehen werden muß, nämlich für die Verweigerung der höchsten Ehre dem allmächtigen Gott gegenüber, der Leid, Unglück, Qual und Not verhängt. Nur mit der Verherrlichung Gottes ist aus theologischer Sicht trotz des Leidens das wahre, innere Glück verbunden.
Das alles ließe sich – wenn auch unter großen Schwierigkeiten, Bedenken und Vorbehalten – noch hinnehmen, wenn dabei nicht der Mitgeschöpfe vergessen würde, der Tiere nämlich, die auf Erden ebenfalls in ein Meer von Leid und Qual geworfen sind, ohne daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, ihr grausames Schicksal zur Verherrlichung Gottes in Demut anzunehmen und gläubig der Ehre Gottes aufzuopfern. Das unsägliche Leid in der Tierwelt, das es schon ohne Mitwirkung des Menschen gibt, ist unter dem Einfluß des Menschen in unserm Jahrhundert ins Unermeßliche gewachsen. Dazu bedarf es keiner näheren Einzelschilderung; denn jedermann weiß heute, was im Bereich der Tierversuche und der Tierhaltung an unvorstellbaren und – im wörtlichen Sinne – unbeschreiblichen Tierquälereien geplant, gezielt und bis ins kleinste kalkuliert kaltherzig durch brutale Geschäftemacher inszeniert wird. Kein Theologe ist in der Lage, diese Vorgänge als sinnvoll und gerechtfertigt innerhalb der Schöpfung eines allweisen, allgütigen und allgerechten Gottes zu erklären, eines Gottes, der zudem noch als allwissend und allmächtig bezeichnet wird. Selbst unter Zuhilfenahme des für das Böse verantwortlichen Satans bringt kein Theologe das Kunststück fertig, Gottes Brutalität der Zulassung des Leides in der Tierwelt zu rechtfertigen.
Was nun den frommen Hiob betrifft, so war es nach den Texten der Heiligen Schrift Gottes Ratschluß, ihn ins Leiden zu schikken. Dieser Gedanke kam ihm allerdings nicht aus eigener Idee, er wurde ihm vielmehr vom Satan suggeriert. Dieser nämlich stellte die Rechtschaffenheit des frommen Hiob in Frage und flüsterte dem Herrgott ein, es sei freilich nicht schwer, gottesfürchtig, fromm und edel zu sein, solange es einem gut und

glänzend ergehe. Des edlen Hiob Frömmigkeit werde sich aber als falsch und hohl erweisen, wenn Gott ihn erst einmal ins Unglück stürze. Dann werde Gott schon sehen, daß er, Satan, recht habe. Mit dieser Suggestion fühlte sich der komplexbeladene Weltenschöpfer in seiner Ehre auf das schwerste betroffen, wie uns die Theologen versichert haben. Er glaubte dem Satan gegenüber den Beweis antreten zu müssen, daß es sich bei dieser teuflischen Einflüsterung lediglich um eine üble Unterstellung handele, und also beschloß er, den Hiob gehörig in die göttliche Kneifzange zu nehmen.

Hiob lebte im Lande Huß, war untadelig und rechtschaffen, fürchtete Gott und hielt sich von allem Bösen fern. Er hatte sieben Söhne und drei Töchter, dazu siebentausend Schafe, dreitausend Kamele, fünfhundert Joch Rinder, fünfhundert Eselinnen und dazu sehr viel Gesinde; und damit war er reicher als alle Söhne des Ostens. Nach jedem Festmahl opferte er Gott dem Herrn für alle eventuellen Sünden, die er oder seine Söhne begangen haben könnten, prophylaktisch. Er war ein vorsichtiger Mann und wollte es dem empfindlichen höchsten Herrn gegenüber an nichts fehlen lassen.

Zu dieser Zeit betrat eines Tages der Satan die himmlischen Gemächer, berichtete von seinem Streifzug über die Erde und äußerte seine schon erwähnten Zweifel an der Echtheit der Frömmigkeit des reichen Hiob. Jahwe war sofort bereit, in die vom Satan vorgeschlagene Probe einzuwilligen und dem Hiob zunächst all seine Habe nehmen zu lassen. Mit entsprechender Vollmacht ausgestattet, hatte Satan nun freie Hand. Und bald gab es die erste der berühmten Hiobsbotschaften. Die Sabäer hatten die Rinder und Eselinnen des Hiob geraubt und die Knechte mit dem Schwert erschlagen. Diese gehörten nämlich wohlgemerkt zur Habe des frommen Hiob. Die zweite Hiobspost kam gleich danach: Das Feuer Gottes war vom Himmel gefallen, hatte die Schafe und Knechte verbrannt und aufgezehrt. Und noch während der zweite Hiobsbote redete, kam ein dritter und verkündete, die Chaldäer seien in drei Heerhaufen über die Kamele hergefallen, hätten sie weggetrieben und die Knechte des Job mit dem Schwerte erschlagen. Diesem Unglücksboten fiel schon gleich der vierte soeben angekommene in

die Rede und meldete dem frommen Job, drei seiner Söhne und Töchter seien beim Mahle und beim Weintrinken im Haus des ältesten Bruders gewesen, als ein starker Sturmwind aus der Steppe hergebraust gekommen sei , an den vier Ecken des Hauses gerüttelt und es über den jungen Leuten zum Einsturz gebracht habe. Sie alle seien zu Tode gekommen. Dieses geschah, wie wir von den Theologen wissen, zu Gottes Ehre; aber es handelte sich ja auch nur, der Schrift zufolge, um eine Beeinträchtigung der Habe des frommen Job. Über ihn selbst hatte Gott dem Satan bisher noch keine Gewalt gegeben.
Nachdem der geduldige Job von all diesen Botschaften Kenntnis genommen hatte, erhob er sich, zerriß nach orientalischer Sitte sein Gewand, schor sich das Haupt, warf sich tief zur Erde nieder und betete zu seinem Gott: "Nackt bin ich gekommen aus meiner Mutter Schoß. Nackt kehr ich wieder dorthin zurück." Hier dürfen wir ein bescheidenes Fragezeichen anmerken. Wer ist je in den Schoß seiner Mutter zurückgekehrt? Und Job fuhr fort: "Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gepriesen sei der Name des Herrn."
So freilich kann man in aller Demut sein Leben auffassen. Dann sind wir rechtlos auf die Welt gekommen und bleiben rechtlos unser Leben lang, rechtlos gegenüber einem willkürlichen Schöpfergott, der allerdings, bevor man sich zu dieser Lebensweisheit versteht, erst einmal seine Existenz nachweisen müßte außer durch seine unglaubwürdigen Religionssysteme und deren theologische Deutungen.
In Hiobs Fall hatte Gott also vorerst recht behalten, und der Satan stand als der Blamierte da.
Nun geht es in der Geschichte in der bei Märchenmotiven bekannten Wiederholung weiter. Satan tritt wieder vor Gott hin, wird nach den Ergebnissen seines Streifzuges über die Erde befragt, insbesondere nach Hiob, und zieht abermals dessen Rechtschaffenheit wie die aller Menschen in Zweifel, indem er sagt: "Haut um Haut: alles, was der Mensch besitzt, gibt er für sein Leben dahin. Doch strecke nur einmal deine Hand aus und taste sein Gebein und Fleisch an, ob er sich nicht offen wider dich auflehnt." Die Eitelkeit Gottes war auch jetzt wieder größer als seine Menschenkenntnis, oder bedurfte er wider besseres

Wissen nur eines äußeren Beweises gegen Satan? Zweifelte er an Job, obwohl er ihn als Allwissender genau hätte kennen müssen, oder war ihm sein eigenes Ansehen beim Teufel so wichtig, daß er dafür den gerechten Job ins tiefste Elend zu werfen bereit war? Wie wir es auch drehen und wenden mögen, hier entlarvt sich ein erbärmliches, ein kümmerliches Gottesbild.

Mit allen göttlichen Vollmachten ausgestattet verließ der Teufel abermals die himmlischen Hallen und schlug den Job mit bösem Geschwür von der Fußsohle bis zum Scheitel. Der aber nahm eine Scherbe und kratzte sich damit den Eiter aus den offenen Wunden. Dabei saß er - ob freiwillig oder unfreiwillig - auf einem Müllhaufen. Da nahte sich ihm seine kluge Frau, die das hundertfache Elend realistischer und kritischer betrachtete als der fromme Mann, und sie fragte ihn mit Recht: "Hältst du noch immer an deiner Frömmigkeit fest? Sag dich los von Gott und stirb!" Aber der wahrhaft Rechtschaffene schaut, wie die Theologen wissen, nur auf Gott und nicht auf das, was Gott gibt. Wer von den beiden ist nun aber töricht, Jobs Frau oder er selbst, der ihr zur Antwort gab: "Wie eine Närrin schwatzt, so schwatzt du daher! Nahmen wir an das Gute von Gott, warum nicht nun das Böse?" Das ist typisch jüdische Logik. Die beste Logik ist aber nur dann etwas wert, wenn sie von richtigen Prämissen ausgeht. In seinem Unglück konnte Job freilich kaum weiser reden, als er getan. Job sündigte nicht mit seinen Lippen wider den Willkürherrscher und seine Ehre.

Zu diesem Text finden sich einige mehr oder weniger passende theologische Anmerkungen. So soll sich der Müllhaufen am Dorfeingang befunden haben, wo er zu einem kleinen Hügel angewachsen war. Auf diesem Müllhaufen sollen sich die Armen und Verstoßenen aufgehalten haben, vermutlich um aus den Abfällen ein wenig Nahrung hervorscharren zu können. Ein bemerkenswertes Bild übrigens im gelobten, verheißenen Land, das von Milch und Honig floß. Welche sozialen Zustände ließ Gott dort zu ?

Der Rat der Frau, sich von Gott loszusagen, so sagt eine theologische Anmerkung, sei aus Ratlosigkeit hervorgegangen. Sie habe den Mann trösten wollen und sei angesichts seines Elendes der Meinung gewesen, ein baldiger Tod sei diesem erbärmlichen

und qualvollen Leben vorzuziehen gewesen. Wenn ihr Mann sich von Gott lossage, werde dieser nicht zögern, ihn aus verletzter Ehre vollends zu töten. Also eine Art Sterbehilfe aus Barmherzigkeit. Obwohl die Theologen der Frau diese gute Meinung zugestehen, fügen sie an: "Närrin" bedeute hier nichts anderes als "Gottlose, Sünderin".
Die ethisch gute Tat wird wieder einmal moralisch verworfen. Die Minderwertigkeit der unfreien, gottgehorsamen Moral gegenüber dem aus humanem Denken hervorgehenden freien Ethos streckt in den Heiligen Schriften immer wieder – wie auch hier – den Pferdefuß hervor.
Hiob bleibt – wie die Theologen behaupten – ungeachtet dessen, was jetzt noch über ihn kommen wird, der gehorsame Diener seines Gottes und gelangt irgendwann, obwohl unwissend über die göttlich-satanische Verursachung seiner Leiden, zu der Auffassung, daß Gott gerade zur Wahrung seiner (nämlich Gottes) Ehre anders messen müsse als der Mensch, und daß seine Gerechtigkeit und Güte gerade dadurch des Menschen wahres Glück umso sicherer gewährleiste.
Folgen wir weiter der Hiobsgeschichte. Die drei nächsten Freunde des Job hören von seinem Unglück und kommen aus ihrer Heimat herbeigeeilt. Es soll sich um die Herren Eliphaz von Theman, Baldad von Suha und Sophar von Naamah gehandelt haben. Sie vereinbarten, ihm ihre Teilnahme auszusprechen und ihn zu trösten. Als sie seiner aber dann ansichtig wurden, brachen sie in lautes Weinen aus, zerrissen ihre Kleider und warfen Staub auf ihre Häupter. Sieben Tage und sieben Nächte lang setzten sie sich zu ihm auf den Boden, ohne ihm ein Wort zu sagen; denn sie sahen, daß sein Schmerz sehr groß war, ja so groß, daß hier Worte versagen mußten. Der auf seine Ehre bedachte Jahwe saß derweil bequem und kaltblütig abwartend auf seinem weichen Himmelsthron. Der Teufel wird indessen nervös an den Nägeln seiner Klauen gekaut haben; denn der Ausgang dieses stummen Trauerspiels schien noch ungewiß.
Schließlich tat Job als erster der vier Versammelten seinen Mund auf und wagte es, den Tag seiner Geburt zu verwünschen. Er war zu der Erkenntnis gekommen, die auf einem alten heidnischen Grabstein des Keramaikos-Friedhofs zu Athen geschrie-

ben steht: "Höchstes Glück des Menschen ist es, nicht geboren zu werden." Not und Verzweiflung sprechen aus seinen Worten: "Oh, daß ausgelöscht wäre der Tag, an dem ich geboren, die Nacht, da man sprach: ein Knäblein ist da! Dieser Tag – wäre er verblieben in der Finsternis! Hätte Gott da droben nie um ihn sich gesorgt! Wäre nie über ihm aufgeleuchtet das Taglicht! ... Läg ich im Grabe, so wäre mir Ruh! Wär ich entschlafen, so hätte ich Frieden! Was nur leiht er dem Leidenden Licht, dem Tiefbetrübten das Leben? Sie sehnen sich nach dem Tod. – Doch er kommt nicht! Sie suchen nach ihm mehr als nach Schätzen. Jauchzenden Jubels wären sie voll, frohlockten, so sie fänden das Grab. So steht's mit dem Mann, dessen Pfad sich verhüllt, dem Gott jeden Ausweg versperrte. Nun ist mir Seufzen mein täglich Brot, wie Wasser ergießt sich mein Klagen. Denn den ich fürchte, der Furchtbare, fiel her über mich. Vor dem mir graut, der kam über mich. Ich finde nicht Ruh, ich finde nicht Rast, ich finde nicht Frieden, da der Grimm ist gekommen!"

Das ist eine der erschütternsten Anklagen wider Gott, die je von Menschenmund formuliert worden sind, und zugleich eine der ehrlichsten Selbstentblößungen eines Frommen. Und der enttäuschte, entkräftete, verzweifelte Job bekennt hier offen, daß er einen Furchtbaren nur deshalb fürchtete, weil er sonst über ihn herfallen werde. Und er fiel trotzdem über ihn her. Ruhe, Rast, Frieden, alles ist dahin. Nur noch eins bleibt zu hoffen als Zuflucht vor diesem Schreckensgott: das Grab mit dem Frieden der endgültigen Auflösung. Job beschönigt nichts mehr, und seine weisen Sprüche: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, warum nicht auch von ihm das Böse akzeptieren, sind dahin. Die Grenzen der Belastbarkeit menschlicher Weisheit sind überschritten.

Satan, sofern es ihn gibt, kann triumphieren. Zu Gottes Ehre geraten solche Verzweiflungsreden weiß Gott nicht.

Nun schließt sich, nachdem Job einmal zu reden begonnen hat, ein theologisches Streitgespräch an. Nach alttestamentlicher Auffassung ließ sich am äußeren Leben des Menschen seine innere Verfassung oder eigentlich seine Gesetzestreue und Rechtschaffenheit ablesen. Dem Guten ging es gut, dem Bösen erging

es böse. So forderte es das Verständnis von einem gerechten Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. Und wenn spätere Theologen die vorgefaßte enge menschliche Meinung der Freunde des frommen Mannes tadeln, so übersehen sie geflissentlich, daß eben diese aus der Religion des Alten Bundes hervorgegangen war. Nur der Sünder muß leiden, also muß Job ein großer Sünder sein und sein ganzes Leiden ein wohlverdientes Strafgericht Gottes. Gott setzt also den geduldigen und getreuen Mann auch noch der Diffamierung durch seine nächsten Freunde aus.

Job aber ist sich seiner Unschuld bewußt und sieht keine Veranlassung, ein Schuldbekenntnis wider besseres Wissen und Gewissen abzulegen. Aber in vergleichbarer Situation haben sich Jahrhunderte später zahllose Frauen befunden, die von der heiligen Inqusition vor Gericht gestellt und der peinlichen Vernehmung, der Folter, im Namen des Heiligen Geistes unterworfen worden sind. Wie sie mußte Job an sich selbst erfahren, daß es mit Gottes Gerechtigkeit nicht weit her sein konnte, und daß er die Leiden nicht ausschließlich zur Strafe über den Menschen kommen lasse. Der Leidende könne nicht zugleich auch immer ein Sünder sein, so mußte Job am eigenen Leibe bitter erfahren. Aufgrund einer vorurteilsfreien Beobachtung der Wirklichkeit hätte er vielleicht auch schon früher darauf kommen können und wäre dann vermutlich ein wenig gotteskritischer geworden. Warum gibt Gott das Leben, wenn es doch nur zum Leiden dient? Diese Frage erscheint dem frommen Mann unlösbar. Er klagt Gott an.

Das können seine frommen Freunde nun unmöglich hinnehmen. Als erster widerspricht Eliphaz von Theman und sagt dem Unglücklichen frei heraus, er solle den Mund halten, seine Rede sei eitel. Anderen habe Job ehemals seine Belehrungen erteilt, wo es ihn selber betreffe, sei er verzagt. "Da es dich selbst packt, bist du verzweifelt. ... Bedenke, wer kam je um ohne Schuld? Wo wurden jemals Gerechte vertilgt? So hab ich's erlebt: wer Unheil pflügte und Frevel säte, der hat's auch geerntet." Und wie alle Offenbarer beruft sich Eliphaz nun auf ein Traumerlebnis oder ein Erzeugnis überreizter Phantasie und gibt es als göttliche Offenbarung aus. Jedenfalls ist ihm im Traum offen-

bart worden, was er nun in dunklen Reden von sich gibt. Kein Mensch sei im Recht wider Gott, kein Sterblicher rein vor dem, der ihn erschuf. Gott könne nicht einmal seinen Engeln über den Weg trauen, die er doch herrlich erschaffen habe, wieviel weniger den Menschen, die nur in Lehmhäusern wohnen, und die er zermalmen könne wie die Motte. Job solle daher aufhören mit seinen unnützen Klagen, denen ohnehin niemand Gehör leihen werde, auch keiner der Engel. "Nein, der Mensch ist zum Leiden geboren," stellt Eliphaz fest. Das sei eben Gottes Recht und bedürfe für Gott nicht erst der Begründung, etwa einer Untat des Menschen. Job solle sich lieber glücklich schätzen, daß Gott ihn zurechtweise; denn ganz von ungefähr komme sein Leiden nun auch wieder nicht. Es entstehe notwendig immer dann, sobald jemand gesündigt habe, so naturnotwendig wie aus dem Feuer Funken hervorstieben. Im übrigen solle Job das Leid als Mahnung des Allmächtigen ansehen und auf ihn vertrauen: "Wenn er verwundet, verbindet er auch, wenn er schlägt, so wirkt seine Hand auch Heilung. Siehe, wir haben's ergründet. So ist's! Du aber merk es, und präg es dir ein!"
So einfach macht es sich der sogenannte Freund. Er will es mit dem zürnenden Jahwe nicht verderben und hält es für besser, den leidenden Job zurechtzuweisen; denn damit riskiert er nichts.
Aber nun wird doch der Zorn des gerechten Job entfacht. Seine Erwiderung dürfen wir freilich nach theologischer Anweisung nicht allzu wörtlich nehmen; denn das paßte nicht ins System. Wir wollen aber dem erbosten Job nicht das Wort abschneiden, sondern ihn ernst nehmen in allem, was er sagt. Zunächst weist er mit Recht darauf hin, daß seine Freunde besser daran täten, weniger seinen Unmut zu tadeln und sich darüber zu erregen als vielmehr das Ausmaß seines Leidens zu sehen und in Erwägung zu ziehen. "Denn des Allmächtigen Pfeile stecken in mir. Schon hat mein Geist getrunken ihr Gift. Mich befehden Schrecknisse Gottes." Der heimtückische Schütze Jahwe hat aus seinem himmlischen Köcher giftige Pfeile auf den rechtschaffenen Mann abgeschossen, und das Gift beginnt, sein frommes Gemüt und seinen gottergebenen Geist zu verunsichern. Nicht er selbst ist der Verursacher seiner Zweifel und seiner Empörung,

sondern Gott. Und diese Vorwürfe sind berechtigt, wenn man die Existenz Gottes voraussetzen will, worum wir uns ja ständig bemühen. Mit Recht klagt Job ihn weiter an: "Des Freundes Mitleid gebührt dem Verzagten, und warf er die Furcht vor dem Höchsten auch ab. Meine Brüder sind wie der Winterbach treulos, wie das Rinnsal von übergetretenen Bächen. ... So seid auch ihr jetzt für mich: ihr schaut das Schrecknis und fürchtet euch!" Job durchschaut diese Feiglinge, die sich seine Freunde nannten und nun, statt ihn zu trösten und seine verzweifelten Vorwürfe zu verstehn, vor dem unberechenbaren Jahwe katzbuckeln und seine Schandtaten, die er gegen Hiob verübte, zu rechtfertigen suchen und damit den Verzweifelten noch tiefer ins Unglück stoßen.

Der Vergleich mit den Winterbächen soll besagen: Zur Regenzeit, wenn ohnehin genug Wasser da ist, kommen sie voll und in Strömen daher, aber in der Trockenzeit und Dürre, wenn das Land dürstet und die durchziehenden Karawanen des Wassers bedürfen, vertrocknen sie und enttäuschen den Durstenden. In der Zeit des Überflusses waren die Freunde zur Hand, jetzt haben sie nur dürre, unnütze Worte übrig.

"Belehrt mich, so will ich verstummen!" fährt der ehrliche Hiob fort. "Laßt mich wissen, worin mein Irrtum besteht! Warum werden offene Worte verhöhnt? Was beweist von euch denn der Tadel? Bloßes Geschwätz dient bei euch als Beweis, doch eines Verzweifelten Rede als Wind." Ein bitterer, aber ein wahrer, ein gewichtiger Vorwurf gegen die gottesfrommen Heuchler, die sich Freunde nennen.

"Ihr stürzt über eine Waise her und grabt euerm Freund eine Grube," so fährt Job fort. "So habt nun die Güte, hört auf mich! Ich werd euch gewiß nicht ins Angesicht lügen. ... Noch bin ich im Rechte. Liegt denn ein Unrecht auf meiner Zunge? ... Steht nicht in arger Fron der Mensch auf der Erde? Ist nicht sein Leben Taglöhnerlos? Dem Sklaven gleich, der nach Schatten lechzt, dem Mietsknecht gleich, der noch wartet des Lohnes." Da der Himmel im Orient fast immer wolkenlos ist, mußte der Sklave seine Arbeit zumeist in glühender Sonnenhitze verrichten. Es ist bemerkenswert, daß Hiob selbst sein früheres reiches Dasein mit einem solchen Los vergleicht.

"So wurden zum Erben mir Monde voll Weh; mein Teil waren Nächte der Mühsal. ... Mein Leib ist gekleidet in Moder. Einer lehmigen Kruste gleicht meine Haut." Und nun zeigt sich die Größe des Hiob gegenüber seinem kleinlichen, eifersüchtigen, komplexbeladenen Gott, dem er mit Recht vorhält: "Was ist denn der Mensch, daß du seiner so achtest und auf ihn richtest dein Augenmerk? Daß du ihn heimsuchst an jedem Morgen? Daß du ihn prüfst jeden Augenblick? Selbst wenn ich gesündigt – was könnt ich dir damit antun, dir, dem Bewacher der Menschenherzen? Was stellst du als Zielscheibe für dich mich auf? Was muß ich dir dienen als Zielpunkt? Kannst du mir nicht meinen Fehltritt verzeihen und meine Schuld vergeben?" Hiob ist seinem minderwertigen Gott ethisch überlegen, wie seine Rede zeigt. Dabei kreisen seine Gedanken immer noch um die vermeintliche Schuld, deretwegen ihn Gott straft, wenn er auch selbst nicht weiß, um welche Schuld oder welches Vergehen es sich handeln soll. Wüßte er, daß es hier nur um die göttliche Laune geht, die eigene gekränkte Ehre in den Augen des mißgünstigen Satans zu retten oder wiederherzustellen, was würde Hiob dann erst sagen?

Nun aber fällt ihm der zweite Freund in die Rede, nämlich Baldad von Suha.

"Wie lange willst du noch so weiterreden?" fragt der selbstsüchtige Mann ungeduldig und unmutig. "Beugt etwa Gott das Recht? Beugt der Allmächtige die Gerechtigkeit? Weil deine Kinder gegen ihn gesündigt, gab er sie preis der eigenen Freveltat." Auch dieser fromme Mann erweist sich als anmaßend und roh. In seiner Borniertheit fährt er fort: "Wenn du Gott suchst und zum Allmächtigen um Gnade flehst, wenn rein du bist und redlich, so wird er deinetwegen jetzt erwachen und dir die Wohnstatt wiedergeben, die dir ziemt." Baldad gibt vor, zu wissen, was Gott denkt und tun wird.

Job gibt klein bei; es ist ja ohnehin nichts mehr zu hoffen, und das Recht liegt allemal da, wo die Macht ist. "Wahrlich ich weiß ja, daß es so ist." sagt er. "Wie mag ein Mensch recht behalten bei Gott? – Fiel jemand ein, zu rechten mit ihm, er könnt ihm nicht eines auf tausend erwidern. Weisen Herzens ist er und gewaltig an Kraft. Wer wollte ihm trotzen und bliebe noch heil!

Berge verrückt er: Sie merken es nicht. In seinem Zorne stülpt er sie um." Job hat sich um 180 Grad gedreht. Was bleibt ihm übrig in seinem Elend? Er muß sich wohl oder übel beugen. Er ordnet seinen klaren kritischen Verstand wieder dem angelernten Glauben unter und demütigt sich vor Gott: "Wie sollte ich ihm da Rede stehn? Wie an ihn meine Worte wählen? Wär ich im Recht, ich könnte ihm doch nichts erwidern. Bei meinem Kläger müßt ich um Gnade flehn! Doch rief ich ihn auf, mir Rede zu stehn, ich glaub's nicht, daß er mich anhört. Im Sturmwind fiel er über mich her, meine Wunden mehrte er grundlos, er ließe mich nicht mehr zu Atem kommen; denn er sättigte mich mit bitterem Weh..." Wohlgemerkt: Wär ich im Recht!- Welch ein Gottesbild zeichnet hier der Zermalmte; der mosaische und christliche Gott erscheint ungeschminkt und unverkleidet als der Despot und Tyrann, der er ist, das Recht beugend und am Maß seiner Macht messend. Unter den gleichen oder unter vergleichbaren Umständen bekannten die in der Folter gequälten Frauen vor der heiligen Inquisition alles, aber auch alles, was ihre Peiniger hören wollten. Auch das geschah unter dem Gesetz dieses Gottes, der nicht ein Gott des Rechts und der Gerechtigkeit ist, sondern ein Gott der Macht, der Willkür und der Unterdrückung.

Job fährt fort, und seine Rede grenzt in der Verzweiflung an Wahnsinn, wenn er sagt: "Wär ich im Recht, mein Mund zieh mich dennoch des Unrechts! Wäre ich schuldlos, schuldig spräch er mich doch! Und schuldlos bin ich!" Eine schlimmere Anklage gegen Gott ist nicht mehr denkbar. Hiob hat seinen Gott entlarvt, denselben Gott, der um der eigenen Ehre willen den rechtschaffenen Mann der Folter Satans unterwarf; denn seit eh und je, beginnend im Paradies, steht dieser Gott mit dem Teufel im Bunde, und beide Seiten halten fest an ihrem Pakt.

Nun ist Job alles gleichgültig, und er bekennt: "Am Leben liegt mir nichts mehr! Für nichts eracht ich mein Dasein! Es ist doch eins – drum sag ich es frei: Ob schuldlos, ob schuldig: Er rafft hinweg! Wenn er jählings tötet mit seiner Geißel, dann lacht er der Schuldlosen Verzweiflung. In Frevler Hand ist das Land gegeben. Seinen Beherrschern hält er die Augen zu. Ist er's nicht – wer sonst?!" Job sieht ein, daß in einem Rechtsstreit mit Gott

oder mit jeglicher Übermacht der Gegner stets gezwungen ist, sich selbst zu verurteilen. Macht geht vor Recht in der von Gott gewollten Weltordnung.
Jobs Rede ist noch nicht zu Ende. Trotz allen Elends habe er sich häufig vorgenommen, seines Jammers zu vergessen, seine Miene zu ändern und dennoch heiter zu sein, so sagt er. Aber dann habe ihn wieder gegraust vor all seiner Qual. Vor allem: "'Ich weiß, daß du doch nicht mich lossprichst! Schuldig soll ich nun einmal sein, was müh ich mich da noch vergeblich Und wollt ich mich waschen mit Schnee und die Hände mir reiben mit Lauge, du würdest mich doch in den Tümpel tauchen, das sich ekelte selbst mein Gewand vor mir!" Mit andern Worten, gegen das Übelwollen dieses bösen Gottes kann der gutmütigste, frommste und ehrlichste Mann nichts ausrichten. Da hilft nur die totale Kapitulation, damit man einigermaßen Ruhe und Frieden und hoffentlich bald den Tod und damit das Ende aller Qualen findet.
Job, der die Miserabilität Gottes klar erkannt hat, wünscht sich eine Instanz über ihm, wünscht sich ein Gericht, das er gegen Gott anrufen möchte: "Oh, daß einen Richter es zwischen uns gäbe, der seine Hand auf uns beide legte, der seinen Prügel mir fernhielt, daß mich nicht mehr bezwänge die Angst vor ihm! Dann wollte ich reden, ohne ihn zu fürchten; doch so bin ich meiner nicht mächtig!"
Da es diesen Richter nicht gibt, da Jahwe nun einmal keinen andern Gott neben sich, erst recht keinen über sich duldet, muß sich Hiob wieder an den Willkürherrscher selbst wenden, wenn er die Ursachen seiner Leiden in Erfahrung bringen will. "Mein Leben widert mich an," sagt er. "Ich spreche zu Gott: verdamme mich nicht! Laß mich wissen, warum du mir grollst! Oder schafft dir's Nutzen, Gewalt zu tun, zu verwerfen das Werk deiner Hände, zu begünstigen aber der Gottlosen Anschlag." Hier ist Hiob auf den Punkt gekommen, um den es sich tatsächlich handelt. Ja, es verschafft Gott Nutzen, nämlich die Wahrung seiner vermeintlichen Ehre, das Werk seiner eigenen Hände zu verwerfen und den Anschlag des gottlosen Satans zu begünstigen. Genau das ist es, es geht allein um Gottes Ehre, und dafür wird Hiob gequält: mit Verlust, mit Krankheit, mit Verzweif-

lung, mit Ausweglosigkeit, mit Ungewißheit und mit Seelen- und Verstandesqualen.
Es folgen vorwurfsvolle Fragen, eine nach der andern, ob und warum denn Gott bei ihm nach Schuld suche und nach Sünde forsche, obwohl er doch wisse, daß Hiob unschuldig sei.
Nun erhebt der dritte Freund seine Stimme. Lieblos spricht er vom "Wortschwall" des Hiob, während doch dessen Rede gedanklich klar und ohne Umschweife formuliert. "Darf recht behalten der Maulheld", so schmäht der sogenannte Freund, Sophar von Naamah. Er redet vom "Geschwätz" des Hiob, von Schmähungen, die nicht ohne Widerspruch bleiben könnten; und er versteigt sich zu der hybriden Behauptung: "Du müßtest erkennen, daß Gott dir noch übersieht einen Teil deiner Schuld!" Mit andern Worten, Hiob leidet noch nicht genug; es müßte noch schlimmer kommen.
Voll Hohn entgegnet dieser den 'Freunden': "Wahrhaftig, ihr seid die Rechten! Mit euch stirbt einmal die Weisheit aus! Doch auch mir ward Verstand wie euch, ich bin nicht weniger wert als ihr. Wer wüßte nicht derlei Dinge?" Mit andern Worten: Spart eure törichten Binsenweisheiten; sie sind wahrhaftig nichts Neues. Und er fährt fort: "Ein langes Leben ist Einsicht," um über Gott diese Aussagen zu machen: "Sieh, was er einreißt, baut niemand mehr auf. Wen er einschließt, dem winkt nie mehr Freiheit! Er hemmt die Wasser: schon kommt die Dürre. ... Zu Narren macht er die Richter. Die Herrschaft der Könige löst er auf. ... Was ewig zu leben schien, stürzt er. Beredten nimmt er die Sprache weg. Den Greisen entzieht er die Einsicht. Auf Edle gießt er Verachtung aus ... Die Einsicht nimmt er den Häuptern des Landes, läßt sie irren in wegloser Wildnis. Sie tappen in lichtloser Dunkelheit. Wie Trunkene läßt er sie taumeln." Das Gottesbild des Hiob ist recht eindeutig. Er hält nichts mehr von dem, der das Totenreich zum Licht hebt, wenn er über die Menschen furchtbare Seuchen kommen läßt, wobei die Leichen so zahlreich umherliegen, daß man meinen könnte, in die Unterwelt zu blicken.
Noch einmal gibt Job seinen feigen Freunden zu erkennen, daß er sie durchschaut, daß sie nur Gott zuliebe ihre Lügen reden und zu dessen Nutzen Trug vorbringen. "Wollt ihr Partei ergrei-

fen für ihn und Gottes Sachwalter spielen? Nähm's wohl ein gutes Ende, wenn er euch verhörte? Hofft ihr ihn zu betrügen, wie man Menschen betrügt? ... Eure Sprüche sind auf Asche geschrieben. ... Seid still, und laßt mich in Frieden! Reden will ich, mag über mich kommen, was wolle!"
Hiob will ehrlich bleiben, mag kommen, was will: "Gut, mag er mich töten: Ich hoffe nicht mehr! Nur will ich erweisen ihm Aug in Aug meinen Wandel! – Dies wär mir schon Sieg!" Und er ist zum Rechtsstreit mit Gott bereit, er hat sich nichts vorzuwerfen. "Ich weiß, ich werde im Recht sein. Wer ist's, der wider mich streiten will, daß ich verstumme und sterbe?" Hiob hat sein Selbstbewußtsein trotz allen Elends und aller körperlichen Qualen bewahrt. Er ist nicht nur rechtschaffen, er weiß, daß er es ist; denn er ist es nicht aus knechtischer Moral, sondern in freier ethischer Verantwortung. Dieser Mann weiß, wovon er redet, und er duckt sich nicht vor einem tyrannischen Gott, wenn er auch klar seine Ohnmacht gegenüber der Willkür dieses Gottes erkennt und zugibt.
Zeitlos gültige Worte spricht dieser Mann, der im Elend auf der Müllkippe sitzt: "Der Mensch, vom Weibe geboren, kurzen Lebens, an Sorgen satt, blüht auf wie die Blume, verwelkt, flieht hin wie ein Schatten und bleibt nicht." Und dann spottend an Gott gewandt: "Und um den hältst du die Augen offen? Und bringst mich noch ins Gericht mit dir? Wie könnt aus der Unreinen Kreis ein Reiner kommen? Nicht einer!" Gott möge also den Menschen, dessen Leben kurz und hart ist, nicht noch mit Leiden quälen, sondern ihm einige Freude bei seinen Mühen schenken. Hiob meint es mit den Menschen besser als ihr Schöpfer! Dem Baum bleibt ein Hoffen, so sagt er; denn der schlage wieder aus, wenn er gefällt worden sei. "Doch stirbt ein Mann, so ist's mit ihm aus! Verscheidet ein Mensch, wo ist er? ... Der Mensch, der sich hinlegt, erhebt sich nicht mehr! ... Aus seinem Schlaf regt sich keiner!" Das Jenseitsvertrauen des klugen Hiob scheint nicht groß gewesen zu sein.
Der Redestreit geht weiter, wobei sich die drei Gesprächspartner immer mehr auf die Behauptung versteifen, Job müsse ein großer Sünder sein, weil nur dies zu ihrer Auffassung von Gerechtigkeit paßt. Heimlich wollten sie es nicht mit dem unberechen-

baren Jahwe verderben. Je mehr Job seine Schuld leugnet, umso mehr erblicken sie gerade darin seine Schuld. Das Bestreiten dieser Schuld sei Leichtsinn, so Eliphaz. Job blähe sich nur auf mit windigen Worten. "Sprüche machen ist zu nichts nütz!" sagt er und will nicht bemerken, daß er und seine Gesinnungsfreunde nur selber Sprüchemacher sind. Selbst die Gottesfurcht habe Hiob aufgegeben. Darin hat Eliphaz recht. Was soll auch Hiob noch von Gott fürchten, wo er doch schon außer dem erbärmlichen Leben alles verloren hat? Und mit der Gottesfurcht hat Hiob auch die Gottesverehrung beiseitegesetzt; denn wie soll er den noch verehren, der ihn ohne Grund so schändlich schlug? Job rede nur so viel, weil er schuldig sei, sagt Eliphaz, sonst hätte er das nicht nötig.

Da ruft Hiob Gott selbst zum Zeugen seiner Schuldlosigkeit an. Und er begeht die tollkühne Gedankenkonstruktion, anzunehmen, Gott selber werde dem Sterblichen Recht schaffen wider Gott wie dem Menschen gegen seinen Nächsten. Höchstes Gottvertrauen oder tiefste Verzweiflung? Wir kommen hier an ein unentwirrbares theologisches Knäuel.

Job stellt fest, daß seine Lebenskraft gebrochen ist, daß seine Tage verlöschen, daß das Grab seiner harrt. Um sich her hört er nur Gespött, und das sture Schwatzen raubt seinen Augen den Schlaf. Doch er selbst bleibt ehrlich und aufrichtig vor sich und andern.

Aber die drei Besserwisser bleiben dabei, daß Gottes Gerechtigkeit unumstößlich sei, daß sich in Hiobs Leiden Gottes Vergeltung abzeichne, daß es nur dem Guten gut gehen könne, und nur dem Bösen schlecht. Ob er denn diese göttliche Weltordnung nur um seiner selbst willen auf den Kopf stellen wolle, fragt Baldad. Aber Job bleibt ungebeugt und lauter. Er beginnt, darauf zu vertrauen, daß Gott ihm einen Ausweg zeigen und schaffen werde. Er ruft Gott als Anwalt wider Gott auf; der werde für ihn eintreten. "In meinem Fleisch werd ich Gott schauen! Ja, ich selber, ich werd ihn schauen, meine Augen werden ihn sehen, doch nicht mehr als Gegner!" Wie sind diese Worte zu deuten? Will er seine falschen Freunde damit überzeugen, oder ist es eine verzweifelte Aufwallung von Trotz gegen ihre Vorhaltungen? Dann droht er ihnen: "Seid auf der Hut vor dem

Schwert; denn Rächer der Schuld ist das Schwert! Bedenkt, es lebt noch ein Richter!" Mit andern Worten: Wenn ihr denn so sicher seid, daß jede Schuld ihre Strafe finde, dann hütet euch um eurer eigenen Schuld willen vor der unausbleiblichen Strafe. Nun wendet Sophar wieder ein: "Dagegen sträubt sich mein Denken! Und deshalb kocht es in meiner Brust: von dem Verfemten muß ich Rüge gegen mich hören, leerer Dunst wird mir zur Antwort auf meine Einsicht!" Sophar wirft sich in das Gewand des selbstgerechten Pharisäers. Der Gedanke an eine eigene Schuld liegt ihm meilenweit entfernt. Die Reden der angeblichen Freunde sind längst voll Kälte und Zynismus, voll von Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit. Sophar redet in hohlem Schwall von uralten Weisheiten, von dem Bösen, das so süß schmeckt unter der Zunge, woran die Theologen die Anmerkung fügen: "Die Sünde ist wie ein Leckerbissen, den man im Munde hält, um seine Süßigkeit auszukosten, der aber im Innern wie Gift wirkt."

Job erwidert mit sehr viel einleuchtenderen Erfahrungstatsachen, die das göttliche Weltgebäude immer mehr ins Wanken bringen: "Warum bleiben die Frevler am Leben, werden alt und reich an Besitz? Gesund steht ihr Nachwuchs vor ihnen, mit ihnen, und seine Sprossen vor ihren Augen. Sicher sind vor Gefahr ihre Häuser, die Zuchtrute Gottes liegt nicht darauf. Sie verbringen voll Glück ihre Tage und fahren in Frieden zur Unterwelt. Und sie sagten zu Gott doch: weich von uns fort! Wir wollen nichts wissen von deinen Wegen! Was ist der Allmächtige, daß wir ihm dienen? Was nützt es uns, bittend ihn anzugehen? Am Tag des Verderbens bleibt der Böse verschont. Am Tage des Zornes entrinnen sie heil. Wer hält ins Gesicht seinen Wandel ihm vor? Wer vergilt ihm, was er getrieben? Man gibt zur Grabstatt ihm noch das Geleit und trägt für ein Grabmal Sorge. Sanft liegen des Tales Schollen auf ihm. Hinter ihm ziehen alle Leute und zahllose vor ihm einher. ... Da wollt ihr mich trösten mit Nichtigkeit? Von euren Einwänden bleibt Falschheit nur übrig."

Je einleuchtender Hiobs Argumente sind, umso erzürnter reagieren seine fanatisch eifernden Gesprächspartner, die ihm jetzt gar ungescheut die größten Verbrechen vorwerfen, die er sicher

begangen haben müsse; denn wie sonst könne ihn Gott, der Gerechte, derartig strafen. Job meint daraufhin seine Zuflucht zu Gott selbst nehmen zu müssen, um ihn als Zeugen dafür zu gewinnen, daß diese Anschuldigungen nimmermehr wahr seien. Gott werde sicher merken, daß ein redlicher Mann vor ihm stehe, und ihn aller Schuld freisprechen.
Gott bleibt jedoch, wie wir wissen, unauffindbar, und Job muß im rätselhaften Leben forschen, in dem Unrecht über Unrecht geschieht, ohne daß Gott einschreitet. Und diese Tatsache hält Job den drei abtrünnigen Freunden in aller Deutlichkeit vor: "Herden raubt man und treibt sie zur Weide Den Waisen führt man den Esel weg. Man pfändet das Rind der Witwe. Vom Wege drängt man den Armen fort. ... Von der Mutterbrust reißt man die Waise weg. Den Armen bedrückt man mit Pfändung. Sie stöhnen unter der Menschen Wut. Um Hilfe schreit die todwunde Seele. Doch Gott achtet nimmer der Schandtat. Der Mörder erhebt sich beim Morgengrauen. Er tötet Geringe und Arme. Der Dieb schleicht umher in der Nacht. Des Ehebrechers Auge erwartet die Dämmerung. ... Im Dunkeln brechen sie ein in die Häuser. ... Wer straft mich dann Lügen? Wer erweist meine Rede als nichtig?"
Die Drei können nichts Stichhaltiges erwidern, und so beginnt Job mit seiner letzten großen Rede, in der er sich unter Eid von allen Verdächtigungen der Freunde zu reinigen sucht und seine Schuldlosigkeit unwiderleglich dartut. "Bis ich verscheide, verleugne ich nicht meine Unschuld! Fest stehe ich zu meiner Rechtlichkeit und lasse sie nicht!" Es folgen lange poetische Reden Hiobs, die wir überschlagen. Darin wieder das Ringen um Wahrheit und um Einsicht, die für den Menschen unzugänglich und unauffindbar seien. Nur Gott wisse den Weg zu ihr, so meint Hiob jetzt. Plötzlich hat er wieder eine recht hohe Meinung von dem törichten Gott Israels jenseits der Wolken, dessen Blick bis zu den Grenzen der Welt reiche. Er sehe alles und vermöge alles, und so habe er zum Menschen gesprochen: Gott fürchten ist Weisheit, und Böses meiden ist Einsicht! Dann leistet Hiob den Reinigungseid und möchte seine Unschuldsbeteuerungen schriftlich niederlegen, mit seiner Unterschrift

versehen und Gott überreichen. Hocherhobenen Hauptes könne er alle gegen ihn gerichteten Anklagen zurückweisen.
Indessen verharrt der Herr der Schöpfung stumm und schweigend, ohne einzugreifen. Vom Menschen fordert er zwar die Beobachtung des von ihm erlassenen Sittengesetzes, er selber aber handelt nach dem Gutdünken seiner Willkür.
Hiob wünscht nun im Reinigungseid alle Flüche des Himmels auf sich herab für den Fall, daß er Unrecht getan habe. Erst nach dieser erschütternden Rede, die wir hier nicht wiederholen müssen, erkennen und anerkennen seine ehemaligen Freunde, daß er schuldlos sein muß und sie ihm bitter Unrecht getan haben. Nun sind auch sie ohne Erklärung für das, was Gott seinem treuen Diener Job angetan hat oder antun ließ, und ihr Reden mündet in ein verlegenes Schweigen.
Jobs Reden waren zu Ende, er hatte die Drei überzeugt. Nun trat aber ein anderer auf, ein gewisser Eliu, der zugehört hatte und jetzt im Zorn über Job entbrannte, weil er sich Gott gegenüber für gerecht hielt. Und ebenfalls entbrannte sein Zorn über die Freunde, die keine Antwort mehr wußten. Er hatte bis jetzt gewartet, da er jünger war als die andern. Nun aber griff dieser Fanatiker ein, der Gott gleichsam als den großen Schulmeister sah und sich berechtigt glaubte, als Ursache für Jobs Leiden irgendeinen sittlichen Mangel bei dem unglücklichen Mann zu konstatieren. Nur Gott, kein Mensch könne Job schlagen, sagt er. Und er fordert den alten Hiob auf, ihm zuzuhören und dann seine theologischen Reden zu widerlegen. Er gelte vor Gott ebenso viel wie alle andern; denn auch er sei aus Lehm gebildet. Eliu weiß nun zu behaupten, es gebe neben den Leiden zur Strafe auch Leiden zur Läuterung und zur Vorbeugung. Damit weiß er allerdings mehr als Gott, der ja solches keineswegs im Auge hatte, sondern nur die eigene Ehrenrettung in den Augen des Teufels. Eliu weiß jedoch als gerissener Theologe eine neue Deutung und Rechtfertigung für Gott zu finden; denn Gott sei mehr als ein Mensch, und er sei daher nicht verpflichtet, dem Menschen Rede und Antwort zu stehen. Mit andern Worten: Gott bedarf keiner Rechtfertigung. Was immer er tut, ist in sich schon gerechtfertigt, weil er eben Gott ist. Noch klarer gesagt: Macht ist Recht, Allmacht ist Recht auf jegliche Willkür. Das ist

ein gutes und sicheres, ein unangreifbares, ein dauerhaftes Fundament für jede theologische Gewaltherrschaft. Auf diesem Felsen steht die Kirche Gottes fest und unerschütterlich. Mit dem Unfehlbarkeitsdogma der Ex-cathedra-Verkündung des Papstes ist dieser Machtbereich folgerichtig erweitert, ausgebaut und zugleich sicherer fundamentiert worden.

"Auf seinem Lager wird er durch Schmerzen gewarnt," sagt Eliu vom Menschengeschöpf, "ein Kampf wütet ständig in seinen Gliedern. Sein Zustand macht ihm zum Ekel das Brot. ... Die Knochen liegen ihm bloß, die früher nicht sichtbar." Derlei grausige Bilder mehr reiht Eliu aneinander, um dann auf Gottes freiwilliges Erbarmen zu sprechen zu kommen, das den zum Leichnam abwelkenden Leib wieder neu und frisch mit Kraft erfüllen und zu neuer Blüte entfalten könne. Gott ist der gerechte Verteidiger der sittlichen Ordnung, so weiß Eliu, Menschenverstand reicht an ihn nicht heran, und Menschenkritik versagt vor ihm.

Dennoch bestätigt Eliu auch das, was schon Job gesagt hatte, daß nämlich nach dieser Logik Gott eigentlich des Menschen gar nicht bedürfe: "Tust du Sünde, was tust du ihm damit an? Sind's noch so viel deiner Frevel, wie willst du ihm damit schaden? Bist du gerecht, was kannst du ihm damit geben? Was empfängt er dadurch aus deiner Hand? Doch deinen Mitmenschen schadet dein Frevel, dem Nebenmenschen kommt deine Tugend zugut!" Mit diesen Erkenntnissen fällt die ganze theologische Moral in sich zusammen, und ein lauteres Ethos könnte aus den Trümmern hervorgehen, wenn man diese Gedanken nur konsequent zu Ende denken wollte. Wenn Gott der Mensch nichts angeht, sei er sündig oder liege er allelujasingend vom Morgen bis zum Abend auf den Knien, was geht dann den Menschen Gott an? Es kommt auf das gute Leben der Menschen untereinander an, auf das Ethos der Humanität, auf gar nichts anderes. Es geht um die Verantwortung vor sich selbst und vor denen, die uns im Leben nahestehen oder uns wie auch immer begegnen. Dazu bedarf es keines Gebetes, keiner leeren Heilsverkündigungen, keiner Gottesvorstellungen und erst recht keines Gottesdienstes. Das eine hat nichts zu tun mit dem andern. Der Schöpfer oder das weltschöpfende Prinzip hat inso-

fern mit dem Menschen nichts mehr zu tun, als es vom menschlichen Denken und Handeln gänzlich unbetroffen bleibt wie auch der Mensch vom göttlichen in keiner Weise mehr betroffen wird, außer daß er den Gesetzen seines eigenen Schicksals unterstellt ist, die aber nicht durch Beten, Fasten oder Sünden beeinflußt werden können.
Von den Menschen in ihrem Verhältnis zu Gott sagt Eliu zutreffend: "Sie schreien – doch er schenkt kein Gehör – ob des Übermutes der Bösen!"
Und im nächsten Satz weiß Eliu wieder das Gegenteil von dem zu sagen, was er vorher behauptet hatte: "Fürwahr, es ist Lüge, daß Gott nicht erhört. ... Bei ihm steht das Richten; nur warte auf ihn! Nun aber, wo sein Zorn nicht bestraft und noch nicht beachtet die Sünde, reißt Job den Mund auf zu leerem Geschwätz und macht ohne Einsicht viel Reden." Theologische Spitzfindigkeiten, leere, widersprüchliche Phrasen, mit denen er sich selbstgerecht zum Richter über den Leidenden aufwirft. Eliu behauptet, daß Gott gerade die Rechtschaffenen durch Leiden nur umso fester an sich binden wolle: "Den Leidenden rettet er durch sein Leid und öffnet sein Ohr durch die Drangsal." Gott als der große Leidbringer aus Eigennutz. Plötzlich muß er wieder den Menschen an sich binden, den er nach des Eliu eigenen Worten vorher noch verächtlich links liegen ließ, dessen Redlichkeit oder Sünde ihn nicht interessierten und nicht beeinträchtigten.
Eliu preist diesen Gott als moralisch unantastbar: "Gott ist erhaben in seiner Macht! ... Wer schreibt ihm vor seinen Weg? ... Gott ist größer, als wir verstehn,unerforschlich die Zahl seiner Jahre." Und Eliu findet des Rühmens kein Ende: "Er zieht die Wassertropfen empor, läßt aus Nebel den Regen nieseln, der aus den Wolken herniederrauscht, herträufelt über der Menschen Menge. Wer kann gar die Weite der Wolken verstehn, das Donnerkrachen aus seinem Gezelt?" Das können wir inzwischen dank der Erforschung der Naturgesetze recht gut verstehen und bedürfen dazu nicht der Mitwirkung des alten Jahwe. Eliu spricht von den Naturgewalten und behauptet: "Denn er richtet dadurch die Völker." Dieses naive Welt- und Gottesbild wird heute wohl kaum noch jemand nachvollziehen können. Und

wenn Eliu fragt: "Weißt du, wie Gott es zu lenken versteht, daß in Wolken aufflammt der Blitzstrahl?" so können wir das heute mit einem schlichten "Ja" beantworten.
Entlarvend dann der Schluß der Rede des Eliu: "An Macht wie an Recht ist er groß! Niemals beugt er gerechtes Rechten: drum sollen die Menschen ihn fürchten! Die Selbstklugen alle beachtet er nicht!"
Gott die Macht, den Menschen die Bescheidung in Dummheit, das ist die Maxime der Theologen bis heute geblieben.
Mittlerweile hatte sich Gott nun doch entschlossen, in die Debatte einzugreifen oder sie höchstpersönlich durch seinen Richterspruch zu beenden. Er macht, das sei vorweggenommen, deutlich, daß das Ziel der Welt und des Menschen Gottes Ehre und Verherrlichung sei; diesem Ziel allein müsse alles dienen. Die Wege, die Gott zu diesem Ziel einschlage, erschienen den Menschen oft rätselhaft und verworren, Gott könne sie in den letzten Gründen den Menschen auch gar nicht verständlich machen, weil diese dann erkennen müßten, wer Gott selber sei.
Folgen wir aber dem Bericht der Szene, in der Gott sich herbeiläßt, seit langem wieder einmal höchstpersönlich in Erscheinung zu treten. Er ließ seine Stimme aus dem Wettersturm vernehmen: "Wer ist's, der planvolles Walten verdunkelt mit Reden voll Unverstand? Auf, gürt wie ein Held deine Lenden! Ich will dich fragen. Du lehre mich!" Und nun kommt eine Reihe von rhetorischen Fragen, voll von hohlem Pathos und von Selbstbeweihräucherung: "Wo warst du, als ich die Erde erbaut? Sag an, wenn du Einsicht besitzest! Wer hat ihre Maße bestimmt, wenn du's weißt? Wer hat die Meßschnur darüber gespannt? Worauf sind eingesenkt ihre Pfeiler? Wer hat den Schlußstein ihr eingefügt unter dem Jauchzen der Morgensterne, unter dem Jubel der Engel."
Zwischenfrage: Was hat das eigentlich mit dem Fall Hiob zu tun, was mit seiner ungerechten Verdammung zu Armut, Krankheit, Leid und Verzweiflung? – "Hast du je, seit du lebst, den Morgen entboten, seine Stätte dem Frührot gewiesen?"
Wir brechen das hier ab, um den Leser nicht weiter zu langweilen mit den göttlichen Längen seiner überflüssigen Reden. Das Welt- und Naturbild, das dieser Gott proklamiert, ist längst

durch die Wissenschaft überholt, und da die Voraussetzungen, von denen Gott hier ausgeht, wie wir heute wissen, entfallen, entfallen erst recht die Konklusionen, die er daraus zieht.
Manche Stellen kann man heute nur noch belächeln, so diese: "Wer schafft dem Raben sein Futter herbei; wenn seine Jungen schreien zu Gott, umherflattern ohne Nahrung?" Wann hätte Gott je den Schrei seiner gequälten Schöpfung gehört und erhört? Vom Leid in der Tierwelt sprachen wir schon.
Und weiter fragt Gott, sich selbst verherrlichend: "Hast du dem Rosse die Kraft gegeben? ... Sein prächtiges Schnauben wie furchtbar!" Das grenzt schon an Clownerie! "Es freut sich der Kraft, es sprengt den Waffen entgegen. Es spottet des Schreckens." Das alles ist absurdes Geschwätz angesichts der unsagbaren Leiden des klugen gerechten Hiob. Vom Roß zu berichten kann Gott überhaupt nicht aufhören: "Mit dröhnendem Stampfen braust's über den Boden, läßt sich nicht halten, wenn das Schlachthorn erklingt. Bei jedem Trompetenstoß wiehert's: Ji-hi-ih! Es wittert von fern schon den Kampf, der Führer donnernden Ruf, das Kampfgeschrei."
Schließlich stellt Gott an Job die Frage: "Will nun der Tadler noch mit dem Allmächtigen rechten? Wer Gott anklagt, der muß Rede stehn!"
Was soll der kluge und weise Job dem hohen mächtigen Herrn auf all diesen Unsinn antworten? Soll er etwa mit Argumenten gegen vollendeten Nonsens ankämpfen? Wer kann mit einem mächtigen Narren streiten? Es ist hoffnungslos. Hiob tut das klügste, was er tun kann, er beugt sich der Macht, indem er entgegnet: "Ach, ich bin gar zu gering! Was soll ich erwidern? Ich leg die Hand auf den Mund. --Einmal hab ich geredet – ich beginne nicht wieder; und zweimal – ich tu es nicht wieder!" Das ist verständig. Er wäre ein Narr, wenn er mit dem allerhöchsten selbstgefälligen Narren rechten wollte. Der Klügere gibt nach. Es wird das beste sein.
Der Redeschwall des göttlichen Narren, dem einmal die Schleusen geöffnet sind, ist aber noch längst nicht zu Ende. Ungeachtet des Elends, der Krankheit und der Schwäche, in der sich Job befindet, fordert ihn der Allerhöchste auf: "Auf! Gürt wie ein Held deine Lenden! Ich will dich fragen. Du lehre mich!" Was

hat er denn jetzt noch zu verzapfen? Er verhöhnt den Leidenden: "Laß deines Zornes Fluten erbrausen! Schau allen Stolz und mache ihn klein! Schau allen Stolz und zwing ihn zu Boden! Tritt wider den Frevler, wo er steht! Verscharr sie zumal in der Erde! Verschließ ihr Gesicht im Verborgenen! Dann will auch ich dich lobpreisen, weil die eigene Rechte dich rettet!" Und so weiter. Der Elende wird noch von dem verhöhnt, der ihn ins Elend stieß.

Dann faselt Gott allerlei daher vom Nilpferd und vom Krokodil, die Gott so wunderbar erschaffen habe, und denen der Mensch hilflos und machtlos gegenüberstehe. "Fängst du mit der Angel ein Krokodil? Drückst du mit der Schnur seine Zunge nieder? Steckst du durch die Nüstern ihm Binsen? ... Wird's dir gute Worte geben?" Und so geht das endlos weiter. Abgesehen davon, daß es langweilt und unsinnig ist, was hat das mit Job zu tun? Seine Freunde rangen um Argumente, Eliu rang um den Sinn der Leiden, Job rang in äußerster Verzweiflung, und nun kommt ein göttlicher Scharlatan und redet unaufhörlich dummes Zeug, das mit diesen letzten und wichtigen Menschheitsfragen auch nicht das Allermindeste zu tun hat. Die ermüdenden Reden über Krokodil und Nilpferd finden schließlich ihr Ende in dem Satz: "Ein Geschöpf ohne Furcht! Auf die Stärksten schaut es verächtlich herab. Es ist auch der Stolzesten König."

Job wird es die Sprache verschlagen haben. Was soll er noch erwidern? Die krokodilsmäßigen und nilpferdartigen Argumentationen des hohen Herrn wirkten auf den gequälten Mann derartig erschütternd, daß er nur noch zu sagen wußte: "Nun erkenn ich, daß du alles vermagst, daß dir kein Ratschluß verwehrt ist. Vom Hörensagen hatte von dir ich vernommen. Nun aber hat dich mein Auge erschaut! Drum leiste ich Widerruf und bereue in Staub und in Asche!" Nicht anders reagierte Galileo Galilei, auch er widerrief; denn es war das klügste. Es ist unwürdig, mit Narren zu streiten, auch dann, wenn sie Macht besitzen. Dann ist es sogar schädlich. Job war es satt, gründlich satt und wünschte wohl nur noch eines: daß man ihn endlich in Ruhe ließ.

Die Theologen deuten freilich des Hiobs Rede auf ihre Weise: er sei nun bereit zu leiden, weil er jetzt Gott deutlich als den Mittelpunkt alles Geschehens erkenne und anerkenne. Er sehe jetzt die ganze Wahrheit: Gott ist Gott, und er ist Geschöpf, das seine Grenzen anerkennen muß. Der Sinn seines Leidens sei eben der, daß er Gottes Ehre gedient habe, die Satan angegriffen hatte.
In der Entwürdigung und Erniedrigung des klugen Hiob sei die "Höhe der Leidensauffassung gegeben, zu der sich die wenigsten Menschen erheben können". Erniedrigung als Erhöhung, das exerzierte Gott später auch an den Leiden seines "eingeborenen Sohnes Jesus Christus." Und da – nach theologischer Auffassung – Gottes Ehre stets auch das wahre Glück des Menschen gewährleistet, erreichte Hiob durch Qual und Erniedrigung das wahre Glück. So führte Gott seine Märtyrer in das "wahre Glück" der Todesängste und Todesqualen, so sieht die Kirche im Leiden und in der Not der Menschen "das wahre Glück". Im wahren Glück lebt nach theologischer Auffassung der, der sich knechten, erniedrigen und manipulieren läßt.
Ehe Jahwe wieder in seinen Wolkentürmen verschwand, wandte er sich an Eliphaz von Theman: "Mein Zorn ist entbrannt wider dich und wider deine beiden Freunde; denn ihr habt über mich nicht recht geredet wie mein Diener Job." Dabei hatten sie es in ihrer Gottesfurcht so gut gemeint. Nun sollten sie sieben Stiere und sieben Widder dem Herrn opfern. Die langen Reden hatten seinen Rachen hungrig und blutdurstig gemacht. Job aber sollte für die falschen Freunde beten; denn nur mit Rücksicht auf ihn wollte Gott sie ihre Torheit nicht entgelten lassen. Die drei opferten also der Weisung des Herrn gemäß, und der Herr nahm, wie er sagte, Rücksicht auf Job und begnadete sie. Nun ließ sich der Herr herbei, das Schicksal des klugen Job, der klein beigegeben hatte, zu wenden, nachdem dieser erst weisungsgemäß für die falschen Freunde Fürbitte eingelegt hatte. Der Herr läßt sich gerne anbetteln, anflehen und anbeten. Zwiefältig bekam Hiob alles wieder, und der Herr segnete ihn nachher noch kräftiger als zuvor. Auch beim Segen Gottes gibt es qualitative Unterschiede. Gottes Segen ist nicht gleich Gottes Segen!

Job besaß nun viertausend Schafe, sechstausend Kamele, eintausend Joch Rinder und tausend Eselinnen. Er hatte wieder sieben Söhne und drei Töchter; die früheren mußten bekanntlich zu Gottes Ehre ins Gras beißen. Aber was macht das schon? Das Gottesmärchen endet happy.
Job soll danach noch 140 Jahre gelebt haben und sah mit Kindern und Kindeskindern vier Geschlechter. Er starb, wie man auch ohne biblische Versicherung ausrechnen kann, alt und hochbetagt.

Prediger

Alles ist Eitelkeit

Das Buch Prediger, oder eigentlich das Buch der predigenden Weisheit, auch Kohelet oder Ecclesiastes genannt, wird dem weisen König Salomon zugeschrieben, soll aber im mazedonisch-alexandrinischen Zeitalter entstanden sein, als die griechische Weltanschauung sich in die beiden entgegengesetzten Richtungen der stoischen und der epikureischen Philosophie spaltete. Der Verfasser, ein jüdischer Weltweiser, faßte die Resultate seines skeptisch und pessimistisch gefärbten Denkens in kurzen scharfen Sätzen zusammen. Die Person Salomons diente ihm lediglich als Einkleidung oder als Pseudonym. Das Buch Kohelet leugnet den Sinn des Lebens unter der Sonne ebenso wie eine gerechte Vergeltung und das Leben nach dem Tode, wenn es auch am Gottesglauben festhält.
Kein Wunder, daß die Theologen von einem "rätselvollen Buch" sprechen; denn sie haben Mühe, es in ihr System einzufügen. Daher sagen sie, die Gedanken dieses Buches berührten sich vielfach mit den Ausführungen des Buches Job. Und wenn der Prediger sagt, alles in der Welt sei Eitelkeit, so erläutert dazu der Theologe, damit solle gesagt werden, daß es auf Erden nichts Festes und Beständiges gebe, worin der Mensch seine Ruhe finden könne. Wenn aber, so folgern die Theologen weiter, alles, was der Mensch tue und treibe, eitel, das heißt vergeblich und unnütz sei, so sei diese Erkenntnis erst recht eitel. Mit diesem Gipfel der Weltweisheit sei nichts gewonnen, weil die Rätsel des Weltlaufs und des Menschenlebens damit nur umso größer würden und den Menschen in desto qualvollere Unruhe stürzten. Für jeden Menschen sei eins nur gewiß: der Tod, der ihm unentrinnbar bevorstehe. Im übrigen sei der Mensch zur Ergründung der Absichten Gottes ohnehin nicht imstande, weshalb denn höchste Weltweisheit und größte Torheit im Grunde dafür denselben Dienst täten. Und weil das Denken allemal unbequem und zuweilen auch noch höchst gefährlich zu sein pflegt, darf man die Folgerung ziehen, daß es besser sein wird, auf eigenes

unnützes Denken zu verzichten, dagegen die Torheit des Nichtdenkens als höchste Weisheit zu erkennen, womit man getrost das Denken und Befehlen denen überlassen kann, die genau wissen, was Gott denkt und will, nämlich den Theologen oder, institutionell ausgedrückt, der Kirche.
Wie beginnt der Prediger? "Eitelkeit über Eitelkeit, spricht der Prediger, Eitelkeit über Eitelkeit, alles ist Eitelkeit!" In anderer Übersetzung: "Nichtigkeit, nur Nichtigkeit, so spricht Kohelet, Nichtigkeit; nur Nichtigkeit. Alles ist Nichtigkeit. Was bleibt dem Menschen von all seiner Mühe, womit er sich plagt unter der Sonne?"
Wir haben es also offensichtlich mit einem Nihilisten zu tun. Die angeblich so wunderbare Schöpfung Gottes samt der Krone dieser Schöpfung, dem Menschen, erachtet er für nichts. Das Leben ist wie ein Rauch und Dunst. "Geschlechter gehen, Geschlechter kommen, die Erde aber bleibt ewig stehen." Nun, ob sie ewig stehen bleibt, möge dahingestellt sein, aber den Menschen, der alles tut, sie und das Leben auf ihr zu zerstören, wird sie vermutlich überdauern. "Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter und hastet zurück zum Ort, da sie aufging." Selbst die lange Ruhe der Nacht verfliegt dem Prediger wie im Fluge. Alles Reden ist ihm vergebliche Mühsal, kein Mensch vermöge die Deutung der Schöpfung zu geben, in ihr einen Sinn zu finden. "Was gewesen, wird wiederum sein. Was geschehen, wird wieder geschehen. Nichts Neues gibt's unter der Sonne." Und es ist, als höre man den Phantasten Däniken, wenn man weiterliest: "Wäre einmal etwas, davon man sagte: Sieh da, ein Neues! Längst ist es gewesen in Zeiten, die hinter uns liegen." Und weiter: "Der Früheren bleibt kein Gedächtnis. Der noch kommenden Künftigen gibt's kein Gedenken bei denen, die noch später leben. " Es ist wahr: die Menschen lernen weder aus der Geschichte noch aus den eigenen Fehlern.
"Ein böses Geschäft! Gott hat es den Menschen gegeben, sich damit abzumühen," alles sorgsam auf seinen Weisheitsgehalt zu prüfen. Salomon, dem die Weisheitssprüche in den Mund gelegt werden, hat jegliches Tun gesehen, das sich abspielt unter der Sonne, und er sieht: "Alles ist eitel und Haschen nach Wind!" Das gelte auch für alles Streben nach Weisheit und Wis-

sen, es gelte ebenso von Torheit und Tollheit; und es gebe nur diese eine Einsicht: "Auch das ist Haschen nach Wind. Denn wo viel Weisheit, da ist viel Kummer. Mehrt sich das Wissen, so mehrt sich das Leid."
Was tut man, wenn man das erkannt hat? Man versucht es auf die epikureische Art. Und so sagt der Prediger: "Das sprach ich also zu meinem Herzen: Wohlan, versuch's mit der Lust! Laß dir's wohl sein! Doch siehe, auch das war eitel." Das Lachen erschien ihm ein närrisches Gebaren, die Freude, wozu war sie gut? Er trank Wein und wählte jeglichen Lebensgenuß. Aber das führte zum Überdruß. Er baute Häuser und pflanzte Weinberge, legte Gärten und Parks an, besaß Fruchtbäume jeglicher Art, schuf Wasserteiche, kaufte sich Knechte und Mägde, hatte Hausgesinde und Herdenbesitz, mehr als alle, die vor ihm in Jerusalem lebten, prüfte alle Werke, die seine Hände geschaffen hatten, und wägte die Mühe, die darauf verwandt worden war. "Und siehe: Alles war eitel und Haschen nach Wind. Nichts kommt heraus dabei unter der Sonne."
Nun wollte er ergründen, was Weisheit sei, und er kommt zu der Feststellung: "Doch sie ist Torheit und Tollheit. Denselben Vorzug hat vor der Torheit die Weisheit wie das Licht vor dem Dunkel. Denn was fruchtet dem Menschen all sein Mühen und seines Geistes Sinnen, womit er sich plagt unter der Sonne? Alle seine Tage sind doch voller Leid und seine Arbeit voll Ärger. Selbst bei Nacht ruht sein Geist nicht. Auch das ist eitel! Es gibt für den Menschen nichts besseres, als zu essen und zu trinken und sich's wohl sein zu lassen bei seiner Mühe. Ich sah, daß auch dies aus Gottes Hand kommt. Denn wer kann essen und genießen ohne ihn?"
Ob dieses Zugeständnis dem Prediger ernst gemeint ist? Es ist wohl nur eine Konzession an den gläubigen Leser. Der Ungläubige kann sehr wohl auch ohne Gott essen und genießen. Aber dann folgt eine Charakteristik Gottes: "Denn Lust und Last kommen von Gott. Ja, dem Menschen, der ihm gefällt, gibt er Weisheit und Kenntnis und Freude; doch dem Sünder legt er die Plage auf, zu sammeln und aufzuhäufen, um es dann dem zu geben, der Gott gefällt. Auch dies ist Nichtigkeit und Haschen nach Wind!" Ein fragwürdiger Gott also; und im übrigen hatte

schon Job aus eigener Beobachtung und langer Lebenserfahrung diese Aussagen unwidersprochen widerlegt.
"Alles hat seine Zeit. Jedes Ding hat seine Stunde unter dem Himmel. Das Geborenwerden hat seine Zeit, das Sterben hat seine Zeit. Das Pflanzen hat seine Zeit, das Ausroden der Pflanzung hat seine Zeit. Das Töten hat seine Zeit. ... Das Weinen hat seine Zeit, und das Lachen hat seine Zeit. Das Trauern hat seine Zeit, und das Tanzen hat seine Zeit. Das Steinewerfen hat seine Zeit, und das Steinesammeln hat seine Zeit. Das Sich-herzen hat seine Zeit, und das Sich-meiden hat seine Zeit. Das Suchen hat seine Zeit, und das Verlieren hat seine Zeit. ... Das Lieben hat seine Zeit, und das Hassen hat seine Zeit. Der Krieg hat seine Zeit, und der Friede hat seine Zeit." Frei von Moral, ohne das alte Gefasel von Gut und Böse, betrachtet der Weise den Lauf der Welt, den Lauf des Lebens, menschliches Schicksal als unabänderliches Gesetz, das abläuft ähnlich den Gezeiten des Meeres, ähnlich oder analog dem Lauf der Gestirne.
"Was nützt also dem, der sich müht, all seine Plage? Ich sah die Mühsal, die Gott den Menschen aufgebürdet hat, sich damit abzuplagen." Der Prediger gesteht, daß Gott eine sinnlose Welt erschuf und in ihr das sinnlose Leben des Menschen. Wohl billigt er – sich selbst widersprechend - Gott zu, er wirke alles trefflich zu seiner Zeit, er habe die Welt dem Forschergeist des Menschen überlassen, doch ohne, daß der Mensch das Werk, das Gott wirke, ergründen könne. Gott schlug also die Menschen mit Blindheit. Und so erkennt Kohelet: "Nichts Besseres gibt es für sie als fröhlich zu sein und sich gütlich zu tun im Leben." Ohne Gott kommt der Prediger in seiner Zeit noch nicht aus: auch das Gute komme von ihm, so der Lebensgenuß, Essen und Trinken. Alles, was Gott wirke, währe ewig. Man könne nichts dazutun und nichts davon wegnehmen. "Gott hat's so gefügt, auf daß man ihn fürchte." Womit wir wieder beim Urthema Gottes wären. Er benötigt die Furcht, die Anbetung, die Anerkennung. Und dann die Perversion von Recht und Gerechtigkeit, die der Prediger konstatieren muß: "Noch etwas sah ich unter der Sonne: die Stätte des Rechts – da herrschte der Frevel; den Ort der Gerechtigkeit – da herrschte der Trug." Wie be-

kannt uns das doch vorkommt! Und da Gott für alles seine Zeit festgesetzt hat, allem sein Ende verordnet, folgert Kohelet:
"So sah ich, daß es nichts Besseres gibt für den Menschen, als sich zu freuen an seinen Werken. Das ist sein Lohn. Denn wer wird ihm geben, teilzuhaben an dem, was nach ihm sein wird? Besser eine Handvoll Ruhe als beide Fäuste voll Mühsal und Haschen nach Wind." Und wenn wir die Eitelkeit einmal wörtlich nehmen wollen, wenn wir auf die blicken, die weniger das Materielle, weniger den Genuß, als den eigenen Ruhm genießen möchten, so hat uns, ein wenig sarkastischer, als Kohelet es tat, viel später der Weise von Wiedensahl, Wilhelm Busch, belehrt:

"Der Ruhm, wie alle Schwindelware,
Hält selten über tausend Jahre.
Zumeist vergeht schon etwas eh'r
Die Haltbarkeit und die Kulör."

Kohelet stellt fest, daß es für die Bedrückten keinen Tröster gibt, und so preist er die Toten glücklicher als die Lebenden. "Aber mehr als sie beide preise ich den, der gar nicht zum Dasein gelangt, der das üble Geschehen nicht gesehen, das unter der Sonne geschieht." Das ist wohl der ernsteste, der schlimmste Vorwurf, der sich gegen einen Schöpfer erheben läßt. Fast klingt es dann wie eine Selbstentschuldigung, wenn Kohelet sagt: "Mit dem Mund sei nicht vorschnell! Dein Herz überstürze sich nicht, Worte zu sprechen vor Gott! Denn Gott ist im Himmel und du auf der Erde. Drum seien deiner Worte nur wenige!" Auch ihm, dem Prediger, scheint die Furcht vor Gott von den Vätern her noch tief in den Knochen zu sitzen. Oder spricht er nur so, weil es zu seiner Zeit nicht anders möglich war und er der Steinigung entgehen wollte?
"Denn wo viele Träume, da gibt es viel nichtige Worte. Fürchte Gott!"Dann wendet er sich wieder irdischen Dingen zu: "Wer das Geld liebt, hat nie des Geldes genug. Wer den Reichtum liebt, hat nie genug des Gewinnes. Auch das ist eitel." Aber: "Süß ist des Arbeiters Schlaf, ob er wenig ißt oder viel. Den Reichen aber läßt nicht zum Schlaf kommen die Übersättigung." Dennoch spricht der Prediger vom Reichtum als von ei-

nem Gottesgeschenk. Aber dann folgen lange Ausführungen über die Torheit und Vergeblichkeit des Reichtums. Und weiter heißt es: "Was geschieht, ist längst im voraus bestimmt. Was aus einem Menschen wird, das steht fest." Fatalismus und Prädestination, wie sie übrigens ablesbar sind aus den Gesetzen von Kosmos und Bios, aus der empirischen Wissenschaft, die die Verteidiger des sogenannten freien Willens als Aberglaube zu verteufeln suchen.

"Niemand kann den zur Rechenschaft ziehen, der mächtiger ist als er." Macht geht vor Recht in Gottes Schöpfung und auf dem von ihm vorgezeichneten Heilsweg.

"Je größer der Wortschwall, desto größer die Nichtigkeit. Was soll es dem Menschen nützen?" Wenn sich das doch alle klarmachen wollten, die unseren Politikern und Wissenschaftlern zuhören, zustimmen und zujubeln. "Denn wer weiß, was dem Menschen gut ist im Leben bei seinen kurzen, nichtigen Lebenstagen? Gehn sie ihm doch wie ein Schatten dahin!"

Immer wieder wird Gott ins Spiel gebracht, auf den man schauen solle, aber man merkt nur zu deutlich, daß dies Alibi-Floskeln sind, die den eigentlichen Weisheitstext, wie mit einem heiligen Stempel versehen, durchschleusen sollen. Diese Gottesfloskeln sind nur schmückendes Beiwerk höchst irdischer Weisheitserkenntnisse: "Geht dir's gut, sei guter Dinge! Geht dir's schlecht, dann merke dir: das eine wie das andere hat Gott so gefügt, damit der Mensch nicht herausfinde, was ihm bevorsteht." Aber diese merkwürdige Gottesregel wird im nächsten Satz schon gleich wieder unterlaufen: "Es gibt Gerechte, die zugrundegehen trotz ihrer Rechtschaffenheit, und es gibt Frevler, die lange leben trotz ihrer Verderbtheit. Sei nicht allzugerecht! Gebärde dich nicht überweise! Was willst du dir selber schaden?"

Es hat also gar keinen Zweck, sich zu sehr mit der Rechtschaffenheit und dem guten Gewissen sowie der braven Gottesfurcht zu plagen. Der Weisheit letzter Schluß ist das gute Leben, und das ist mit der peniblen Gerechtigkeit und Untadeligkeit nicht zu erreichen. Nein, dieser Prediger ist kein gottesfürchtiger Mann, erst recht kein Moralist; er ist ein verständiger Pragmatiker, der den lieben Gott nur deshalb ins Spiel bringt, weil man

sonst seinen Text gar nicht lesen und erst recht nicht akzeptieren würde. Bis heute sind sogar die Theologen auf seine Verbrämungen hereingefallen. Er benutzt Gott nur als Vehikel für seine Weisheiten, die sich als ungöttlich, als gottesfern, als gottlos entpuppen, wenn man sie nur so liest, wie sie nicht anders gemeint sein können.

"Ja, kein Mensch auf Erden ist so gerecht, daß er nur Gutes übte und sich niemals verfehlte," so fügt der weise und zugleich schlaue Mann hinzu. Und wieder schärft er seinen Lesern ein: "Da pries ich nun die Freude. Denn es gibt für den Menschen unter der Sonne kein anderes Gut, als zu essen, zu trinken und sich zu freuen. Dies begleite ihn bei seiner Mühsal durch seine Lebenstage, die Gott ihm gegeben unter der Sonne."

"Wer ist weise? Wer versteht die Deutung der Dinge? Die Weisheit macht leuchten eines Menschen Antlitz und wandelt die Härte seiner Züge. ... Kein Mensch hat über den Odem Gewalt. Niemand vermag aufzuhalten den Lebenshauch. Keiner hat über den Sterbetag Macht. Keinen Urlaub gibt es vom Todeskampf. ... Dabei sah ich auch, wie Gottlose ein Begräbnis erhielten, indes jene, die Recht getan, wandern mußten vom heiligen Ort und vergessen wurden in der Stadt. Auch das ist eitel! ... Doch weiß ich auch: Den Gottesfürchtigen wird es gut gehn, weil sie ihn fürchten. Doch dem Gottlosen wird es nicht gut gehn. Er darf seine Tage nicht dehnen dem Schatten gleich, weil er vor Gott sich nicht fürchtet. Etwas Eitles, das auf Erden geschieht, ist dies: es gibt Gerechte, denen es geht, als hätten sie gottlos gehandelt, und es gibt Gottlose, denen es geht, als hätten sie gerecht gehandelt. Ich sage: auch das ist eitel!" Seltsame Widersprüche sind es, in die sich der Prediger verstricken muß, um seinem gestrengen Gott und denen, die ihn fürchten, den schuldigen Tribut zu zollen. Wer soll ihm glauben, daß er an diesen Gott glaubt?

"Ob Liebe, ob Haß ihm begegnen wird, weiß der Mensch nicht zum voraus. Alles kann ihm die Zukunft bringen. Des weiteren sah ich unter der Sonne: Nicht die Schnellen gewinnen den Lauf und nicht die Helden den Krieg, nicht die Weisen Brot und nicht die Klugen Reichtum und nicht die Verständigen

Gunst, sondern alles kommt an auf Zeit und Glück." Kein Astrologe könnte das besser formulieren.
"Wie Fische sich fangen im Netz, wie Vögel in die Schlinge geraten, ebenso werden die Menschen umstrickt zur Zeit des Unglücks, das jählings über sie einbricht."
Von einem Jenseits predigt der Prediger keineswegs, wenn er den Toten bescheinigt, daß sie gar nichts wissen und auch keinen Lohn mehr haben; denn selbst der Name, den sie sich gemacht, gerate in Vergessenheit. Ihr Lieben, ihr Hassen und auch ihr Eifern sei längst dahin. "In Ewigkeit haben sie keinen Anteil mehr an dem, was unter der Sonne geschieht."
Darum, so fordert Kohelet den Menschen auf: "Iß fröhlich dein Brot, und trinke wohlgemut deinen Wein! Genieße das Leben mit der Frau, die du liebst, alle die Tage deines nichtigen Lebens, die Gott dir gegeben unter der Sonne. Denn das ist dein Anteil am Leben."
Und weiter: "Wenn der Mensch viele Jahre durchlebt, so freue er sich in allen! Doch er denke auch der Tage der Finsternis: ihrer werden ja viele sein! Alles, was kommt, ist eitel." – "Freue dich, Jüngling, deines jungen Lebens! Heiter sei dein Sinn in jungen Tagen! Gehe, wohin dein Herz dich zieht und deine Augen dich laden!"' Und dann wieder eine wohl gezwungenermaßen eingestreute moralische Belehrung des Antimoralisten: "Doch wisse wohl, daß über all dies Gott von dir Rechenschaft fordert." Dann geht es sofort wieder lebensfroh und lebensbejahend weiter: "Scheuche den Unmut aus deinem Herzen, und halte dir Leiden vom Leibe! Denn vergänglich ist Jugend und schwarzes Haar."
Und dann folgen die Bilder des Alters: Gott verfügt, daß sich die Sonne verfinstert, das Licht und der Mond und die Sterne. Die Gebrechen des Alters werden in solchen Symbolen beschrieben: die Türen schließen sich, der Mühle Schleifen wird leiser, alle Laute verstummen, der Mandelbaum blüht, die Heuschrecke wird fett, die Kaper platzt. Augustin Wibbelt hat in seinem "Herbstbuch" eine feinsinnige Deutung dieser Symbole gegeben.
Das Buch Prediger endet, wie es begonnen: "Eitelkeit über Eitelkeit, spricht der Prediger, alles ist Eitelkeit!"

Dann sagt er noch: "Die Worte der Weisen sind wie Stacheln und eingeschlagene Pflöcke; zum Wohle der Herden werden sie von einem Hirten verwendet." Darauf folgt eine Warnung: "Das viele Büchermachen nimmt kein Ende, und vieles Studieren ermüdet den Leib." Er weiß, daß niemand auf Erden trotz allen Studiums zu tieferen Erkenntnissen gelangen wird. So geziemt dem Menschen als letzte Weisheit nur die Bescheidung: "Alles haben wir gehört. Mehr ist nicht zu sagen. Fürchte Gott, halte seine Gebote. Das gilt für jeden; denn jegliches Werk wird Gott vor Gericht ziehen, alles Verborgene, es sei gut oder böse." Der kluge weise Kohelet sagt zum Schluß das, was die Frommen hören wollen. Er wird eingesehen haben, daß es unnütz und vergebens wäre, etwas anderes zu sagen, abweichend vom Gottesglauben etwas zu empfehlen. Aber eins hat er doch getan: er hat der lebensfeindlichen Religion seiner Väter den Rücken gekehrt, hat den Lebensgenuß als der Weisheit höchstes Gut gepriesen, hat die Menschen wieder darauf hinweisen wollen, sich auf der Erde möglichst behaglich einzurichten, Leid und Schmerz und Unbill zu meiden, solange es geht. Über allem kurzen Glück steht aber für ihn Jahwes unerbittliches, unerforschliches Gesetz, das den Menschen dumm und furchtsam halten will und ihn nach wenigen glücklichen Tagen in Finsternis und Tod führt. Vor diesem Schicksal muß auch das schönste goldene Leben eitel und nichtig erscheinen. Hinter allem Leben steht der Tod, jede Freude mündet in Leid, und nur die Toten sind zu preisen, weil sie nicht mehr unter der Sonne wandeln müssen. Glücklich aber die, die nie ins Leben gerufen wurden, in ein Leben, das angeblich Gott erfand und schuf.

Weisheit

An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen

Wir kommen zum letzten Buch des Alten Testamentes, zum Buch der Weisheit Salomons, einem Apokryphenbuch, das etwa um 150 bis 50 v. Chr. von einem alexandrinischen Juden verfaßt sein soll und eine eigentümliche Verschmelzung der rein praktisch-religiösen Lehrweisheit der Hebräer mit der Philosophie der Stoiker und Platoniker darstellt. Verherrlicht wird die besonders an der Führung des jüdischen Volkes ablesbare Weisheit Gottes, die selbständig neben der natürlichen, menschlichen stehe und übrigens vielfach als personifiziertes Mittlerwesen erscheint. Dieser Sophia als vorweltlicher Weisheit Gottes sind in der Ostkirche einige berühmte Kirchen geweiht worden, so etwa die Hagia Sophia in Konstantinopel.
Die Theologen rätseln bis heute, wie diese in der Schrift dargestellte personifizierte Weisheit zur göttlichen Natur stehe und deuten sie als eine Art Übergang vom Alten zum Neuen Testament, in dem sich die Weisheit des Vaters als der ewige Sohn Gottes geoffenbart habe, um dem menschlichen Leben mit unverhüllter Klarheit seine ewigen Ziele anzuweisen.
"In eine Seele, die Böses sinnt, kehrt die Weisheit nicht ein, in einem Leib, der sich der Sünde ergibt, nimmt sie nicht Wohnung", heißt es zum Auftakt. Und ein Stückchen weiter lesen wir: "Die Gottlosen rufen den Tod herbei durch ihre Taten und Reden." Diese Art von Behauptungen hatten aber schon der weise Job und der wohl noch weisere Kohelet schlüssig widerlegt.
Im zweiten Kapitel seines Buches kommt der angebliche Salomon zu höchst betrüblichen Feststellungen, die seinem göttlichen Herrn eigentlich wenig Ehre machen. Er legt sie allerdings den Gottlosen in den Mund: "Kurz und mühsam ist unser Leben. Kein Heilmittel gibt's beim Ende des Menschen. Von einem Retter aus dem Totenreich hat man noch niemals gehört. Denn von ungefähr sind wir entstanden, und später werden wir sein, als wären wir nie gewesen. Denn Dunst ist der Hauch un-

serer Nase, das Denken ein Funke beim Schlag unseres Herzens. Erlischt er, so wird zu Asche der Leib, und der Geist zerflattert wie dünne Luft. Selbst unser Name wird mit der Zeit vergessen, und niemand gedenkt unserer Taten mehr. Unser Leben zieht hin wie die Spur einer Wolke und verweht wie der Nebel, den die Strahlen der Sonne verscheuchen und ihre Wärme herniederdrückt. Denn eines Schattens Vorbeigang ist unser Leben. Es gibt keine Wiederkehr unseres Endes, weil es besiegelt ist und niemand mehr wiederkehrt."

Er machte sich zum Advocatus diaboli, der alte alexandrinische Jude, der hier in die Maske des weisen Salomon schlüpft. Er sah nur Vergänglichkeit, er erlebte das Leben wie ein Vorüberwehen des Windes, wie Lufthauch, Nebel und Dunst. Darum auch läßt er seine Leser vom Gottlosen auffordern: "Herbei denn! Laßt uns die Güter, die da sind, genießen! Laßt uns eifrig die Welt benützen wie in der Jugend! Kostbaren Wein und Salben laßt uns in Fülle gebrauchen! Keine Blume des Frühlings soll uns entgehen! Bekränzen wir uns mit Rosenknospen, eh sie verblühn! Keiner von uns entziehe sich unserem ausgelassenen Treiben. Überall wollen wir Zeichen unserer Lust hinterlassen: denn das ist unser Anteil und das unser Los."

Da war allerdings der alte Epikur weiser, der nämlich das Maß im Genuß lehrte, weil das Übermaß wiederum zu Schaden, Leid und Schmerz führt.

Und nun folgt die Verteufelung der "Gottlosen", denen der Weisheitsdichter unterstellt: "Laßt uns Gewalt antun dem armen Gerechten, nicht schonen der Witwe, noch Ehrfurcht haben vor'm grauen Haare des Greises! Nein, der Gerechtigkeit Maß sei uns die Kraft; denn das Schwache erweist sich als nutzlos;" genau das aber ist doch und war schon immer das göttliche Weltgesetz, wie wir zum Beispiel aus den Argumenten Gottes gegenüber dem weisen Job gehört hatten. Ein Denken, wie dieses, ist unmittelbare Folge jeglicher Moralerziehung, ist moralistisches Denken. Ohne Gottesfurcht, ohne den strafenden und lohnenden Gott lohnt es nicht, gut zu sein. Ein freies Ethos, das die Rechte des andern achtet wie die eigenen, kann auf diesem Boden kein einziges Würzelchen schlagen, für ein solches Ethos

gibt es in Judentum und Christentum unter der Sonne des allgewaltigen Despotengottes keinen Raum.
"Laßt uns nachstellen dem Gerechten, weil er uns lästig ist und sich widersetzt unserem Treiben," so läßt der fromme Jude den Gottlosen sprechen. "Er hält uns Gesetzesverletzungen vor und macht uns Verfehlungen gegen die Zucht zum Vorwurf. Er rühmt sich, Gotteserkenntnis zu haben, und nennt sich ein Kind des Herrn. Er ist uns eine Anklage unserer Gesinnung; sein Anblick schon ist uns zuwider." So geht das weiter. Der Haß des Frommen wird auf den Unfrommen projiziert. In freier Erfindung werden die "Gottlosen" in dieser ihnen in den Mund gelegten Rede verteufelt und diskriminiert. Dann rühmt sich der Schreiber: "Gottes Geheimnisse erkennen sie nicht." Als wenn die Frommen diese Geheimnisse je erkannt hätten oder hätten erkennen dürfen. Schon Job und Kohelet wußten es anders. Und nun wird wieder eine bis heute unbewiesene Behauptung, ein Glaubenssatz aufgestellt: "Denn Gott schuf den Menschen zu unvergänglichem Sein und machte ihn zu des eigenen Wesens Abbild. Doch durch des Teufels Neid kam der Tod in die Welt; die jenem gehören, erleiden ihn." Und wodurch kam der Teufel in die Welt? Ist er nicht ein Geschöpf und eine Erfindung Gottes, oder war er etwa von Anbeginn? Angeblich doch nicht. Da hakt denn das fromme Denken aus, wenn man diesen Fragen auf den Grund kommen will. Die Theologen kommentieren diesen Text, indem sie sagen, die Freigeister glaubten nicht an die Belohnung der Tugend im Jenseits. Nein, das ist richtig. Der ethisch verantwortliche Freigeist tut das Gute auch ohne Aussicht auf Belohnung, um des Guten willen, er pflegt der Tugend ohne Furcht und ohne Spekulation. Wer steht da ethisch höher? Aber sie sollen als Böse im theologischen Verständnis "Anteil des Teufels" sein und darum dem ewigen Tod anheimfallen, das heißt der ewigen Verdammnis. Allein diese grauenhafte Vorstellung schließt logisch die Existenz eines guten und gerechten allmächtigen Gottes aus, wie wir schon früher feststellen konnten.
Den Gerechten indes, also denen, die nur bei Vermeidung von Strafen um der Belohnung willen gut sind und sich wohlverhalten, stellt der Weisheitslehrer großes Glück nach kurzer Lei-

denszeit in Aussicht, und die furchtsamen gottesfürchtigen Menschen ducken sich um dieser eitlen und leeren Versprechungen willen, deren Erfüllung durch nichts bewiesen werden kann, unter das Joch der Moral. Ihr Wohlverhalten ist daher Ausfluß von Angst und Verlogenheit, eben Scheinheiligkeit.
"Doch die Gottlosen werden Strafe erleiden ihrer Gesinnung gemäß, sie, die den Gerechten verachten und abtrünnig wurden vom Herrn. Zitternd kommen sie dann herbei bei der Aufrechnung ihrer Sünden." Und so weiter. Aber die verlogene Gesinnung der "Gerechten", die aus Furcht vor Gott das Angepaßtsein für klüger und vorteilhafter hielten, erhält ewigen Lohn, ewiges Glück, ewige Seligkeit. Die Heuchelei erfüllt den Himmel, und Gott will nichts anderes, als daß man ihn fürchte und ihm zugleich Liebe zeige. Ein ethischer Widerspruch; denn man kann nicht zugleich fürchten und lieben. Ein ethisch minderwertiger, ein sittlich verwerflicher Gott, der solches fordert.
Die Herrschaft der Frommen, so sagen die Theologen, bestehe im Triumph ihrer Tugend beim Endgericht, wenn alle gottwidrige, unsittliche Macht niedergeworfen und ewiger Bestrafung zugeführt werde. So sprechen die Vertreter der angeblichen Religion der Liebe, der allumfassenden göttlichen Liebe! Beim Weltgericht sollen die Gottlosen, so fahren die Theologen fort, zu ihrem Schrecken erkennen, wie groß das Glück der Seligen sei, die sie im Leben verachtet hätten, wie hingegen ihr eigenes verfehltes Leben völlige Nutzlosigkeit gewesen sei. Man hört die Schadenfreude der frommen Seligen deutlich heraus, wenn man das liest.
"Ja, wie Spreu, wie der Wind dahintreibt, so ist der Gottlosen Hoffnung, wie dünner Reif, den der Sturm verjagt, wie Rauch, den der Wind verweht, wie das flüchtige Andenken an einen Gast, der einen Tag nur verweilte." Und die Theologen ergänzen dieses Verdikt und vervollkommnen es, wenn sie sagen: "Da das Leben der Gottlosen kein Merkmal der Tugend, das heißt keine Verdienste aufzuweisen hat, ist es wertlos und darum gleichsam von kürzester Dauer. "Das ist die inhumane Konsequenz der menschenverachtenden Gottesfurcht, die ihrerseits zu weiteren in der Geschichte ablesbaren Ausrottungsmechanismen, zur Vernichtung von Menschen und Kulturen, geführt hat, die mit

der Christianisierung begannen, sich in den Kreuzzügen, der Inquisition und der Kolonisation fortsetzten und im Holocaust und neuerdings im atomaren Wahnsinn gipfeln. Alles das soll wie die Gottesfurcht mit ewigen Himmelsfreuden und einem unvorstellbaren andauernden Glück belohnt werden. Welch eine Gottesvorstellung! Dazu wird die Leichtigkeit gerühmt, mit der Gott strafen könne, mit der er am Jüngsten Tage die gesamte gottfeindliche Macht niederwerfen werde. Die Sünde trage die Schuld an der Verwüstung der ganzen Welt. Woher aber kam die Sünde in eine von Gott geschaffene heile und vollkommene Weltordnung?

Der törichte Weisheitslehrer wirft die hohe Weisheit des Predigers Kohelet wieder über den Haufen, wenn er sagt, der Anfang der Weisheit sei aufrichtiges Verlangen nach Belehrung. Das Streben nach Belehrung aber sei Liebe zu ihr. Liebe zu ihr aber bestehe in der Beobachtung der Gebote. Das Halten der Gebote aber sei Sicherstellung der Unsterblichkeit. Unsterblichkeit aber führe in Gottes Nähe. So führe also das Verlangen nach Weisheit zur Herrschaft. Nein, in dieser Gedankenkette führt es zur Knechtschaft.

Da leuchtet die Logik eines Autors unserer Tage doch sehr viel eher ein, wenn er sagt: "Je frommer der Mensch ist, desto mehr glaubt er; je mehr er glaubt, desto weniger weiß er; je weniger er weiß, desto dümmer ist er; je dümmer er ist, desto leichter wird er regiert." Und genau darauf soll es hinaus mit der Gottesfurcht und der gottgewollten Sittenordnung.

Im Gebet, so behauptet der Weisheitsjude, sei ihm Einsicht zuteil geworden. Nicht Denken, sondern wortreiches Unterordnen verleiht demnach Weisheit. Aber nach Kohelet bleibt sich das alles gleich: es ist ohnehin alles eitel und nichtig. Das Weisheitsbuch mündet in wortreiche Phrasen ein, mit denen wenig anzufangen ist. So etwa, wenn behauptet wird, die Weisheit sei ein Hauch aus Gotteskraft, lauterer Ausfluß der Herrlichkeit des Allherrschers, weshalb kein Makel sie berühren könne. Sie sei des ewigen Lichtes Abglanz, ein makelloser Spiegel von Gottes Wirksamkeit und Abbild seiner Güte. Nur törichte Schwärmer können so etwas über sich ergehen lassen oder auch ängstliche

Seelen, die das Wagnis des eigenen kritischen Denkens nicht einzugehen bereit sind.
Nun rühmt der Weisheitssänger Gottes Weisheit anhand der Geschichte des auserlesenen Volkes, zunächst von Adam bis Moses, äußert sich über Naturreligionen und Götzendienste und deren Verwerflichkeit, durchleuchtet die ägyptischen Zustände zur Zeit des Moses, rühmt die ägyptischen Plagen und bekennt zum Schluß: "Denn in allen hast du, o Herr, dein Volk groß und herrlich gemacht, hast es nie vergessen und bist zu jeder Zeit an jedem Ort ihm beigestanden." Das alles ungeachtet des Vernichtungsinfernos, das Gott seit eh und je mit seinen Ausrottungsstrategien über das von ihm erwählte Volk hereinbrechen ließ. Nun, fromme und gläubige Leute sind – wie man weiß – durch nichts von ihrem Wahn abzubringen; niemand wird es vermögen, sie durch Augenschein und gute Gründe von der Unrichtigkeit ihrer Glaubensinhalte zu überzeugen, wohl aber haben sie es immer wieder fertiggebracht, die Stimme der Vernunft gewaltsam zum Schweigen zu bringen und auch mit Hilfe staatlicher Mächte ihre Gegner zu diffamieren, zu verfolgen, einzuschüchtern, zu terrorisieren, wovon in unserem Land der § 166 StGB und seine Anwendung durch Staatsanwälte und Richter ein beredtes Zeugnis ablegt. Wer bei uns öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses anderer in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Ebenso wird bestraft, wer öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften eine im Inland bestehende Kirche oder andere Religionsgesellschaft oder Weltanschauungsvereinigung, ihre Einrichtungen oder Gebräuche in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören. Nun, bloße Beschimpfungen sollte man in der Tat untersagen, aber die begründete Empörung, zu der die inhumanen Texte und Praktiken einer Religion Veranlassung geben, wird hoffentlich doch gestattet sein.
Fassen wir, verehrte Leserin, verehrter Leser, am Schluß unseres Buches, in dem versucht wurde, das Alte Testament aus dem ethischen Verständnis unserer Zeit, in der wir leben, darzustel-

len, noch einmal zusammen: In sämtlichen Büchern des Alten Testaments, abgesehen von dem Buch Ruth und vom Hohen Lied, handelt es sich von Anfang bis Ende um eine blutige und blutrünstige Geschichte, nicht frei übrigens von Rassenhaß und planmäßiger Völkervernichtung aus religiösen und auch rassistischen Gründen. Die unermeßliche Blutspur, die durch die Geschichte des Christentums seit der Kreuzigung Jesu von Nazareth bis auf die Geschehnisse unserer Tage verläuft, wobei nur die Regionen Irland, Bosnien, Kroatien und Serbien paradigmatisch für die Gegenwart genannt seien, diese Blutspur läßt sich seit der sogenannten Zeitenwende zurückverfolgen bis in die Tage der angeblichen Erschaffung des Menschen, genauer gesagt bis auf den Mord des Kain an seinem Bruder Abel. Der sogenannte Sündenfall im Paradies und die Bluttat des Kain werden von der Kirche und ihren Theologen verantwortlich gemacht für die von Gewalt und Blut erfüllte Geschichte des Alten Testaments.
Dabei ist bemerkenswert, daß die von Gott und seinem Bundesvolk angewandten Vernichtungsstrategien in der Bibel nicht etwa bedauert und angeprangert, sondern ausdrücklich verherrlicht werden. Das Alte Testament ist schlechthin Verherrlichung von Gewalt und in vielen seiner Passagen auch Aufstachelung zum Rassenhaß. Eine Widerlegung dieser Feststellung steht noch aus und dürfte schwierig zu führen sein.
Wir haben uns in diesem Buch erlaubt, für das Blutvergießen im Alten Testament den angeblichen Urheber alles Weltgeschehens, den Schöpfergott Jahwe, verantwortlich zu machen. Wie dem auch sei, die Verbreitung der inhumanen, gewaltverherrlichenden Schriften des Alten Testaments stellt ohne Frage einen Strafrechtsbestand gemäß § 131 StGB dar; denn der besagt: " Wer Schriften, die Gewalttätigkeiten gegen Menschen in grausamer oder sonst unmenschlicher Weise schildern und dadurch eine Verherrlichung oder Verharmlosung solcher Gewalttätigkeiten ausdrücken oder die zum Rassenhaß aufstacheln, 1. verbreitet, 2. öffentlich ausstellt ... oder sonst zugänglich macht, 3. einer Person unter achtzehn Jahren anbietet, überläßt oder zugänglich macht oder 4. herstellt, bezieht, liefert, vorrätig hält, anbietet, ankündigt, anpreist, ... wird mit Freiheitsstrafe bis zu

einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft." Der vollständige Text ist im Gesetz nachzulesen.
Warum hat in der Bundesrepublik Deutschland bis heute niemand Anklage gegen die Verbreitung und Anpreisung dieses unmenschlichen, gewaltverherrlichenden Buches erhoben und damit den Versuch gemacht, es durch die ordentlichen Gerichte verbieten zu lassen? Wird das nicht irgendwann geschehen müssen, zumal die Bibel bei feierlichen Anlässen, wie Erstkommunion und Konfirmation, von den Kirchen an Jugendliche verschenkt zu werden pflegt. Eines steht jedenfalls fest:
Der mittelalterlichen Inquisition samt Folter und Scheiterhaufen hat die römische Kirche nicht freiwillig abgeschworen, sondern erst unter dem Druck der Aufklärung. Insgeheim aber setzt sie, wo sie kann, jene Methoden mit anderen Mitteln fort, um ihren als Aberglauben entlarvten Glauben in seinem Machtanspruch zu retten. Was man glaubt und was man nicht glaubt, ist, wenn man denen, die Glauben haben, glauben darf, nicht so wichtig, als woran man glaubt und woran man nicht glaubt. Glaubt man zum Beispiel an weniger, als an das, woran jene glauben, die Glauben haben, so ist man ungläubig. Glaubt man indessen an mehr als an das, woran jene glauben, die Glauben haben, so ist man abergläubisch. Nur wer an das glaubt, woran jene glauben, die Glauben haben, ist gläubig. Inhalt des Glaubens aber ist nach Paulus gerade das Unbewiesene und Unbeweisbare; darin soll nämlich das Verdienst des Gläubigen liegen, trotz mangelnder Beweise und mangelnder Einsicht, trotz des Fehlens eigener Beurteilung, aber bei Ausschaltung des Verstandes etwas für wahr zu halten, was mit Hilfe menschlicher Verstandeskräfte nicht bewiesen werden kann. Gegenüber einer solchen Gläubigkeit wäre allerdings jede Beschimpfung Überreaktion, angebracht erschiene schon eher mitleidiges Bedauern, wenn nicht der unbeweisbare Glaube sich mit einem die ganze Erde überziehenden Machtanspruch verbände, der die Gewissen knechten, der Gottesfurcht unterjochen und den religiösen Zwängen hörig machen möchte, der einzugreifen trachtet in das gesamte gesellschaftliche Leben selbst unter Einflußnahme auf staatliche Gesetze, die dieses Leben regeln und normieren. Die Freiheit des Denkens, sofern es sich nicht unterordnet unter je-

nen Gott, der sogar in der Präambel unseres Grundgesetzes seinen Thron errichten konnte, wird bis auf diesen Tag verfemt und verfolgt. Das gehört zum Erbe der abendländischen Kultur, die mit der blutigen Christianisierung begann. Die römische Kirche hat es immer wieder verstanden, für ihre Interessen den Staat zum Büttel zu machen, um ihn dann hernach als den eigentlich Verantwortlichen für alle damit verbundenen Verbrechen hinzustellen. Wer diese Behauptung anzuzweifeln oder anzufechten geneigt sein sollte, der lese die Dokumentationen von Karl-Heinz Deschner, u. a. "Abermals krähte der Hahn", "Das Kreuz mit der Kirche", "Kriminalgeschichte des Christentums". Immer wieder kann man die Entschuldigung der Amtskirche vernehmen, daß es ja gerade staatliche Instanzen gewesen seien, die aus dem Interesse ihrer Machtpolitik jene Entsetzlichkeiten begangen hätten, die man ungerechterweise der Kirche und ihrem heiligen Geist zur Last lege. Freilich, die Kirche als Glaubensinstitution suggeriert anhand der Heiligen Schrift mit Sakramenten, Segnungen und sozialen Bemühungen, das Gute zu wollen und zu vollbringen, die Kirche als Machtinstitution aber stellt sich anders dar, sowohl in der Geschichte als auch in der Gegenwart. In jedem Fall beruft sie sich auf ihren Gott.
Anliegen dieses Buches war und ist es, jenen Gott von Anbeginn her beim Wort zu nehmen und sein von der Schrift bezeugtes Wirken kritisch zu betrachten. Was hat er geschaffen, was hat er, der allein Verantwortliche – wenn es ihn denn geben sollte – gewirkt und bewirkt? Jesus von Nazareth setzte einen untrüglichen, für alle Zeiten gültigen Prüfstein: "An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Dieses unbestechliche Maß, auf den Gott des Alten Testamentes und die von ihm hergeleitete Kirche angewandt, führt zu Schlußfolgerungen. Sie zu ziehen, bleibe der Leserin und dem Leser überlassen.

Literatur

Baigent, Michael / Leigh, Richard: Verschlußsache Jesus. Die Qumranrollen und die Wahrheit über das frühe Christentum. Aus dem Englischen von Paul S. Dachs und Brigitta Neumeister-Taroni. München 1991

Buggle, Franz: Denn sie wissen nicht, was sie glauben. Oder warum man redlicherweise nicht mehr Christ sein kann. Eine Streitschrift. Hamburg 1992

Deschner, Karlheinz: Abermals krähte der Hahn. Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII. Stuttgart 1962

Deschner, Karlheinz: Das Kreuz mit der Kirche. Eine Sexualgeschichte des Christentums. Düsseldorf 1974

Deschner, Karlheinz: Der gefälschte Glaube. Die wahren Hintergründe der kirchlichen Lehren. München 1991

Deschner, Karlheinz: Kriminalgeschichte des Christentums. Erster Band. Die Frühzeit. Von den Ursprüngen im Alten Testament bis zum Tod des hl. Augustinus (430). Hamburg 1986

Deschner, Karlheinz: Kriminalgeschichte des Christentums. Zweiter Band. Die Spätantike. Von den katholischen "Kinderkaisern" bis zur Ausrottung der arianischen Wandalen und Ostgoten unter Justinian I. (527-565). Hamburg 1988

Deschner, Karlheinz: Kriminalgeschichte des Christentums. Dritter Band. Die alte Kirche. Fälschung, Verdummung, Ausbeutung, Vernichtung. Hamburg 1990

Deschner, Karlheinz / Herrmann, Horst: Der Anti-Katechismus.200 Gründe gegen die Kirchen und für die Welt. Hamburg 1991

Die Bibel. Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Bundes. Vollständige deutsche Ausgabe. Freiburg, Basel, Wien 1966

Henne, Eugen und Gräff, Osmund M.: Das Alte Testament. Heilsweg und Heilskraft in der Gottesoffenbarung des Alten Bundes, Paderborn, Wien, Zürich 1938

Herrmann, Horst: Die Kirche und unser Geld. Daten, Tatsachen, Hintergründe. Hamburg 1990

Herrmann, Horst: Die sieben Todsünden der Kirche. Ein Plädoyer gegen die Menschenverachtung. München 1992
Kahl, Joachim: Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott. Hamburg 1969
Ranke-Heinemann, Uta: Eunuchen für das Himmelreich. Katholische Kirche und Sexualität. Hamburg 1988
Ranke-Heinemann, Uta: Nein und Amen. Anleitung zum Glaubenszweifel. Hamburg 1992
Roa, Peter de: Gottes erste Diener. Die dunkle Seite des Papsttums. Übersetzt aus dem Englischen von Maria Huber. München 1989
Russel, Bertrand: Warum ich kein Christ bin. Hamburg 1968
Yallop, Davia A.: Im Namen Gottes? Der mysteriöse Tod des 33-Tage-Papstes Johannes Paul I. Tatsachen und Hintergründe. München 1984

+++ Aus dem Verlagsprogramm +++

+++ Dr. theol. Werner Koch, **SOLLEN WIR 'K' WEITER BEOBACHTEN?**, Das antifaschistische Vermächtnis eines ehemaligen Insassen des KZ Sachsenhausen, ca. 340 S., ISBN 3-928448-08-0, DM 29,80 +++

+++ Gisela Haehnel, **DER SPAZIERGANG UM DEN HÄUSERBLOCK**, Über den monotonen Knastalltag des 'Wiederholungstäters' Karl-Heinz Geppert, Erzählung, ca. 128 Seiten, ISBN 3-928448-04-8, DM 19,80 +++

+++ Thomas Klaus, **DER MESSIAS MIT DEM HAKENKREUZ**, Das Imperium der faschistischen Mun-Sekte, ca. 120 Seiten, ISBN 3-928448-02-1, DM 14,80 +++

+++ **ANTI-REP-INFO**, Aus dem Dunstkreis der rechtsradikalen Partei der Republikaner, Magazinformat, 52 Seiten, ISBN 3-928448-00-5, DM 6,- +++

+++ **ICH DACHTE, ICH WÄRE DIE EINZIGE**, Über das Tabu des sexuellen Mißbrauchs an Mädchen, 2. Auflage, ca. 120 S., ISBN 3-928448-06-4, DM 14,80 +++

+++ J.A. Dahlmeyer / Hardy Krüger (Hrsg.), **IN DEUTSCHLAND NICHTS NEUES**, Gedichte, Essays & Kurzgeschichten wider den Rassismus, ca. 220 Seiten ISBN 3-928448-05-6, DM 24,80 +++

+++ **ALLEIN STEHEND**, Ein Lesebuch (nicht nur) für Frauen. Lyrik, Prosa & Essays von Frauen für Frauen und andere Menschen, ca. 230 Seiten, ISBN 3-928448-03-X, DM 29,80 +++

DIE BÜCHER MIT DEM PUNKT.
ERHÄLTLICH IN JEDER
GUTEN BUCHHANDLUNG

verlagswerkstatt

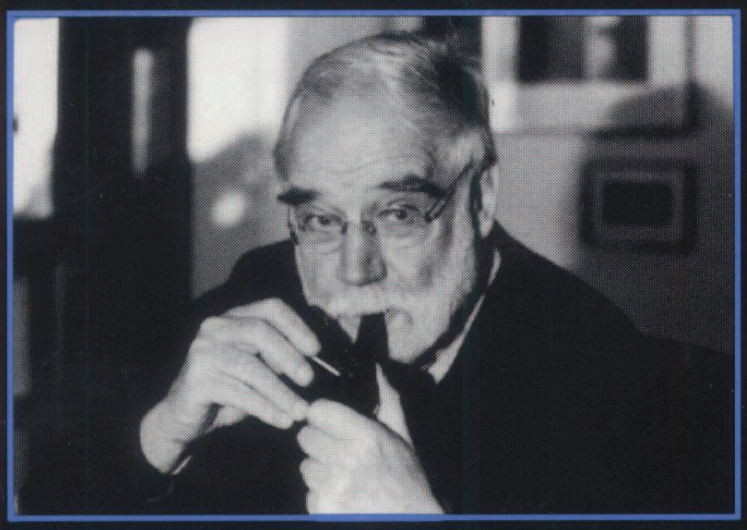

Foto: Frank Middendorf

Rainer Scheppers mit messerscharfem Verstand und spitzer Feder geführte Analyse des Alten Testamentes ist mit einem Wort: vernichtend. Die biblischen Zitate lassen das Bild eines neurotischen, perversen Gottes entstehen, eines brutalen und willkürlichen Cholerikers, eines allmächtigen big brothers, der seine Geschöpfe grausamen Spielen des Schicksals unterwirft, sie zu Millionen vernichtet, wenn es ihm beliebt – ein eifersüchtiger Gott der Rache, der den Menschen und besonders seinen Propheten zur Drohgebärde erstarrt. Sein göttlicher Heilsplan ist ein Verstoß gegen fast alles, was menschliche Ethik fordert.

verlagswerkstatt

ISBN 3-928448-07-2 ‹39.80›